Im Gottesländchen.

Erzählungen aus dem Kurländischen Leben

von

Theodor Hermann Pantenius,
Verfasser von „Wilhelm Wolffschild", „Allein und Frei" u. s. w.

Band II.

Um ein Ei. — Unser Graf. — Der Korsar.

Kön. Museum, No. 9985.

Mitau.
E. Behre's Verlag.
1881.

nof. 18/11 80.

Mitau.
S. Behrs Verlag.
1881.

Erstes Kapitel.

In der Limpik.

Die Frühlingssonne schien warm und voll hernieder, aber aus dem Boden, auf dem unsere Erzählung beginnt, hätten ihre belebenden Strahlen doch kein Grün hervorzaubern können, auch wenn die eisigen Nordwinde, die nun schon seit vierzehn Tagen vom Meer her wehten und noch vor einigen Tagen einen Spätwinter mit regelrechtem Schneetreiben gebracht hatten, nicht gewesen wären. Dieser an der kurischen Küste gelegene Landstrich, den man „die Limpik" nennt, bietet mit Ausnahme des Winters, in dem auch ihn eine schöne, weiße Schneedecke verhüllt, in jeder Jahreszeit immer dasselbe gleichfarbige Bild einer gelbbraunen Sandwüste, die sich von ihren bekannten Schwestern nur dadurch unterscheidet, daß sie nur gegen eine Meile lang und eine halbe Meile breit ist und überdies eine so abgelegene Lage hat, daß sie gewiß nur höchst selten von einem des Schreibens kundigen Manne betreten wurde.

Die Limpik ist nicht immer eine Wüste gewesen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bildete sie eine schmale, mäßig fruchtbare Nehrung zwischen dem öden Meeresstrande und den unter dem Niveau des Meeres liegenden und daher zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilten Sümpfen, den sogenannten Grihnen, welche, mit alten aber kaum manneshohen Krüppelfichten besetzt, in einer Breite von fast einer Meile die Limpik von den eigentlichen Waldungen trennen. Früher standen hier, durch hohe Dünen geschützt, einige Fischerdörfer, deren Bewohner sich mit Hilfe der Fische im Meer und des ihre Kartoffel- und Haferfelder trefflich düngenden Seetangs nicht kümmerlicher nährten

als die übrigen Strandbauern an der kurischen Küste. Das wurde aber anders, als ein unverständiger Besitzer des Gutes, zu dem sie gehörten, die alten Kiefern, welche auf den Dünen standen, sammt und sonders zu gleicher Zeit abholzen ließ. Der Wind hob nämlich allmählich die nun schutz- und haltlosen Dünen auf und schüttete den Sand, aus dem sie bestanden, über die Dörfer und die zu ihnen gehörenden Felder aus, so daß nach einigen Jahren diese aufgegeben und jene verlassen werden mußten. Der Sand begnügte sich aber nicht mit dieser Eroberung, er sah sie vielmehr nur wie eine Bresche in der Mauer an und dehnte sich nun nach rechts und links immer weiter aus. Landeinwärts erwies sich bald jeder Widerstand als vergeblich, und man mußte ihn gewähren lassen bis an den Sumpf, der ihm natürlich Halt gebot, von Süden und Norden her aber bekämpfte und bekämpft man ihn noch energisch, wenn auch nicht eben sehr erfolgreich, denn die Einöde dehnt sich von Jahr zu Jahr weiter aus.

In die Limpik nun lenkte um die zehnte Stunde eines Aprilsonntags ein bäuerliches Gefährte ein, das auf einem schmalen Damm, der hier durch den Sumpf führt, dahergekommen war. Auf der Limpik selbst gibt es weder Weg noch Steg; man fährt, wenn man nach Süden will, gerade auf eine hohe einsame Kiefer zu, an deren Fuß das fruchtbare Land und damit auch der Weg wieder beginnt. Der Wezwagarbauer — so wurde er nach seinem Bauernhofe genannt — legte daher, nachdem er seinem Pferde die Richtung angegeben hatte, die Leine unter sein rechtes Bein und wandte sich zu seiner neben ihm sitzenden Frau, die sich, vor dem rauhen Nordwinde fröstelnd, tief in ihren Pelz gehüllt hatte.

„Es ist mir unbegreiflich," sagte der Bauer, während er mit der Peitsche von Zeit zu Zeit in den Sand schlug, „wie die Leute hier so träge und faul sein konnten, daß sie dem Sande ruhig das Feld räumten. Da hätte ich dabei sein sollen!"

„Das muß doch so Gottes Wille gewesen sein," meinte die Bäuerin.

„Wie kannst Du so thöricht reden," brauste ihr Mann auf. „Wie soll es Gottes Wille sein, daß wir träge die Hände in den Schoß legen, wenn uns ein Unglück droht. War es etwa auch Gottes

Wille, daß man so unsinnig war, alle Bäume auf den Dünen gleichzeitig zu fällen?"

„Nun, wenn Gott es nicht gewollt hätte, so wären sie nicht gefällt worden."

„Recht so!" rief der Bauer höhnisch. „Natürlich! Als die Anna in Wedge mit offenem Licht in die Flachskammer ging und darüber das ganze Gesinde aufbrannte, so daß die Wirthe um alle ihre Habe kamen, geschah das wohl auch nach Gottes Willen?"

„Warum nicht?" fragte die Bäuerin, wandte sich um und sah ihren Mann aus ihren blauen Augen so tief ernst an wie immer, wenn sie über solche Dinge in Streit geriethen, — was oft geschah. „Hast Du den Leuten in Wedge so tief in die Seelen gesehen, daß Du wissen kannst, ob sie es nicht reichlich verdienten, daß ihnen Habe und Gut vom Feuer verzehrt wurde? Wie können wir wissen, ob sie sich nicht so schwer versündigt hatten, daß es allerdings nach Gottes Willen geschah, daß die Anna mit offenem Licht in die Flachskammer ging und so die Feuersbrunst hervorrief? Müssen wir nicht annehmen, daß es wenigstens zu ihrem Besten geschah?"

„Dann meinst Du wohl auch, daß die Bewohner der Dörfer, die einst hier standen, so arge Sünder waren, daß Gott ihnen die Felder versanden ließ?"

„Das weiß ich nicht. Ich will den Leuten nicht unrecht thun, allein es liegt nahe anzunehmen, daß sie Gottes Zorn auf sich geladen hatten. Wenn Gott die Städte Sodom und Gomorrha um ihrer Sünden willen im Feuer untergehen ließ, warum sollte er da nicht auch diese Dörfer um der Sündhaftigkeit ihrer Bewohner willen verderbt haben?"

Der Bauer griff unwillig wieder zu den Zügeln und ließ den Fuchs rascher traben.

„Du hättest den Pastor heirathen sollen," sagte er mit kurzem Auflachen. „Ich will Dir nun aber sagen, wie Dein Mann, der freilich nur ein einfacher lettischer Bauer ist, die Sache ansieht. Wie das mit Sodom und Gomorrha zuging, weiß ich nicht — das ist lange her, geht mich auch nichts an, — wie aber diese Dörfer versandeten, weiß ich ganz genau. In dieser Geschichte kommt der liebe

Gott gar nicht, wohl aber kommen darin viele dumme Menschen vor. Dumm war einmal der Baron, der die Dünen abholzen ließ; dumm waren zweitens die Bauern in den Dörfern, die sie nicht gleich mit Rasen bedeckten und mit jungen Bäumchen bepflanzten; dumm war endlich die Gemeinde, die, statt sich zusammenzuscharen wie ein Mann und dem Uebel zu wehren, ruhig zusah, wie ein Gesinde nach dem anderen vom Sande verschlungen wurde. Ich will Dir nun aber noch etwas sagen, was Dir, die Du jung und unerfahren bist, schrecklich klingen wird, was aber darum nicht weniger wahr ist: in Bezug auf menschliche Dinge gibt es gar keinen Willen Gottes. Gott will gewiß mancherlei, aber um menschliche Angelegenheiten bekümmert er sich nicht. Auf die haben nur zwei Dinge Einfluß: die Natur und der menschliche Wille. In Bezug auf erstere kann niemand etwas ändern, weder Gott noch Menschen; wenn es nicht regnet, so verdorrt alles, trotz Gott und Menschen. Was aber den letzteren anbetrifft, so ist er eben dumm oder klug, je nachdem der Mensch, der ihn hat, dumm oder klug ist. Ist der Mensch klug, so kommt er überall vorwärts und schafft etwas, ist er aber dumm, so bleibt er in allen Dingen zurück und bringt nichts zu Stande."

„Du hast unrecht," erwiderte die Bäuerin fest. „Nicht darauf kommt es an, ob unser Wille klug oder dumm, sondern darauf, ob er gut oder böse ist. Uebrigens," fügte sie seufzend hinzu, „können wir uns ja hierüber leider doch nicht verständigen."

„Leider," rief der Bauer und lachte nach seiner Art kurz auf. „Das thut aber nichts. Halte Du es nur immer mit Deinem „gut", ich will schon dafür sorgen, daß Du es auch mit meinem „klug" hältst. Du wirst sehen, dann wird es Gottes Wille sein, daß es uns gut ergehen wird, nach wie vor. Wie die Saat, so die Ernte. Es ist noch nie vorgekommen, daß jemand Hafer säete und Disteln erntete."

„Rede nicht so lästerlich," schluchzte die Bäuerin. „Dein Reden muß und wird Unglück herabziehen auf uns und unsere Kinder."

Der Bauer umfaßte nun seine Frau, drückte sie an sich und sagte ihr die zärtlichsten Liebesworte. Er hörte damit nicht eher auf, als bis sie sich die Thränen aus den Augen gewischt hatte und ihn wieder so freundlich anlächelte wie gewöhnlich. Dann setzten sie ihren Weg

schweigend fort, bis sie ihr Ziel, das Gesinde nämlich, das der Bruder der Bäuerin in Pacht hatte, erreicht hatten.

Das Breedegesinde, so hieß der Bauerhof, stieß von Süden her hart an die Limpik, ein Umstand, der sich nur zu sehr bemerkbar machte. Die verwahrlosten und verfallenden Baulichkeiten lagen nämlich hart am Fuße eines hohen Sandberges, der dadurch entstanden war, daß man hier zum Schutz gegen den Sand mehrere haushohe, mit einander gleichlaufende Zäune aus Flechtwerk aufgerichtet hatte.

An diesen Zäunen hatte sich der vom Nordwest herangepeitschte lockere Flugsand zu einem hohen Hügel aufgethürmt und an den Zäunen gleichsam ein Gerippe gefunden, das ihm wenigstens einen Halt gab. Trotzdem erwies sich auch dieses Mittel als unzureichend, denn seit der Sand den Rücken des Zaunes erreicht hatte, trieb jeder anhaltende Wind die oberste Sandschicht über die Zäune und Häuser weg auf die Felder, welche in den sie einfassenden, aus Feldsteinen roh aufgerichteten niedrigen Mauern nur zu wenig Schutz fanden.

Die langgezogenen schaumgekrönten Wogen des Meeres brandeten kaum hundert Schritte von den Gebäuden des Gesindes an den Sand der Küste.

Kommt, ihr Mädchen, laßt uns schauen
Linnen, auf dem Meer gewebt!
Schilf ist Aufschlag, Schaum ist Einschlag,
Aber Weber ist der Sturmwind.

sang die Bäuerin leise vor sich hin.

Als der Wagen vor dem Wohnhause hielt, erhoben einige nur sehr dürftig bekleidete Kinder, die bis dahin damit beschäftigt gewesen waren, ein graues hochbeiniges Kalb durch einen kleinen gelben Köter unter lautem Zuruf: He, Hatz, Citron! auf dem Hofe umherhetzen zu lassen, ein lautes Jubelgeschrei und riefen dadurch ihre Eltern vor die Thüre. Die junge Hausfrau, deren Haar trotz des Sonntags arg zerzaust aussah, sprang, obgleich sie ihr jüngstes Kind auf dem Arm hatte, der Schwägerin leichtfüßig entgegen, küßte sie und drückte dem Schwager herzlich die Hand. Auch ihr Mann hieß in seiner linkischen Weise die Gäste willkommen und sah dann halb neugierig, halb scheu zu, wie die Schwester allerlei Gutes aus dem Wagen hervorholte, das

sie, die wohlhabende, den armen Verwandten mitgebracht hatte. Da waren zwei Packen Wand (ein selbstgewebter Kleiderstoff), ein Paar Schinken, zwei große Stücke Schweinefleisch für die Erwachsenen, Sohlen (Pfefferkuchen) und süß duftende frische Schmandkuchen für die Kinder.

Während die Wezwagarwirthin so ihre Schätze auskramte und sich in ihrer bescheidenen Weise noch bei jeder einzelnen Gabe entschuldigte, daß sie aus diesem oder jenem Grunde nicht so gerathen wäre, wie sie wohl hätte gerathen sollen und hätte gerathen können, und während andererseits die Schwägerin sich in Danksagungen erschöpfte, stand der Wezwagarwirth oder, wie wir ihn nach Landessitte kurzweg nennen wollen, Wezwagar, mit tief in die Hosentaschen versenkten Händen dabei und schmunzelte behaglich. Er war sehr glücklich, und zwar aus doppeltem Grunde: einmal, weil er an der liebevollen und bescheidenen Art, in der sein herziges Weib ihre Gaben darbrachte, seine helle Freude hatte, dann aber auch, weil er stolz darauf war, daß sein Wohlstand ihr erlaubte, so nach Herzenslust zu schenken. Aus diesen Gründen war er denn auch mit dem Schenken ganz einverstanden, obgleich er der Ueberzeugung lebte, daß durch dasselbe eben so viel erreicht wurde, als wenn man Wand, Schinken und Schweinefleisch gleich ins Meer geworfen hätte.

Die Frauen begaben sich nun in die Wohnstube, in der es schmutzig und verwahrlost aussah, so daß die Neuangekommene erst den ihr angebotenen Stuhl mit einem auf dem Tisch liegenden Lappen reinigen mußte, ehe sie Platz nehmen konnte. Die Hausfrau schien das nicht zu bemerken; sie holte sich aus der Nähe des Ofens einen hohen Schemel herbei, auf dem bisher eine große schwarze Henne Mittagsruhe gehalten hatte, und setzte sich neben die Schwägerin, die sie zärtlich umfaßte.

„Du glaubst nicht, Schwesterchen," sagte sie dann, „wie sehr ich mich nach Dir gesehnt habe und wie sehr ich mich freue, Dich wieder hier zu haben. Seit wir Euch zu Weihnachten besuchten, habe ich die Tage bis zum Wiedersehen gezählt."

Sie erzählte nun in ihrer geschwätzigen Art von allerlei Vorkommnissen in der Nachbarschaft und ging dann unter vielen Entschuldigungen in die Küche, um für das Mittagsessen zu sorgen.

Frau Wezwagar saß still da, lauschte dem eintönigen Brausen des Meeres und blickte thränenfeuchten Auges umher in der Wohnstube ihres väterlichen Hauses. Da hatte es ja, auch als ihr Vater noch lebte, sehr viel ärmlicher ausgesehen als in den Zimmern der wohlhabenden Bauern drüben, jenseits der Grihnen, aber sie war sauber gewesen wie ein Puppenschächtelchen und wohl im Stande. Damals hatte auch noch allerlei seltsames, fremdartiges Geräth, wie es von den gestrandeten Schiffen her gelegentlich in die Hütten der Strandbauern kommt, sie geschmückt. Da waren blau und weiß gewürfelte Schüsseln und Teller gewesen, eine Mahagonikommode mit blanken Messingbeschlägen, ein großes kunstvoll aus Holz geschnitztes Tintenfaß. Alle diese Herrlichkeiten, die von dem kleinen Mädchen so oft angestaunt worden waren, hatte später, als der Vater todt war und der Sand immer weiter vorrückte, der Bruder für wenig Geld an einen wandernden jüdischen Krämer verkauft. Was würde, dachte die junge Frau, der Vater dazu sagen, wenn er jetzt hier hereinträte und fände alles so schmutzig und verkommen. Sie sah im Geist sein strenges von zahlreichen Falten durchfurchtes Gesicht sich plötzlich gleichsam zusammenfassen, während die Zornesader an seiner Stirn mächtig anschwoll. Wie hatte er selbst sie, seinen Liebling, rauh anfahren können, wenn sie es ihm nicht sauber genug gemacht hatte! Es schien ihr, als ob draußen das Meer zorniger rauschte als bisher.

Jetzt kam die Schwägerin wieder herein, auf einen Augenblick, wie sie sagte, und erzählte in aller Eile von Heinrich Dalus, der vor einigen Wochen, während er bei nächtlicher Weile den Elenthieren nachstellte, vom Buschwächter überrascht, und als er sich zur Wehre setzte, erschossen worden war. Das würde übrigens dem Buschwächter schlecht bekommen, denn Hans Dalus und Peter Wilks hätten geschworen, daß sie es dem deutschen Schurken schon bezahlen wollten, und sie seien die Männer dazu, ihre Drohung wahr zu machen. Man könne sich also auf interessante Ereignisse gefaßt machen, zumal Michel Sidorow, der neue Grenzreiter in Lapskaln, auch mit dem Fremden ein Hühnchen zu pflücken habe, weil er ihn bei der Marie-Lihse vom Meschinggesinde ganz und völlig aus dem Sattel gehoben habe.

Damit war die Schwägerin wieder zur Thüre heraus. Die junge

Frau fragte sich, während die redselige Schwägerin neben ihr schwatzte, ob der selige Vater wohl zufrieden wäre, wenn er auf ihre Wohnung und ihren Haushalt herabsehen könnte, und sie war glücklich, die Frage bejahen zu können.

Als sie so im Geiste ihr Haus mit dem der Schwägerin verglich, entschuldigte sie diese sogleich mit ihrer Armuth. Ja, ja, es ist nicht schwer, Haus und Kinder ordentlich und reinlich zu erhalten, wenn man es vollauf hat; erst die Armuth würde daraus ein Verdienst machen. Ach ja, die Armuth!

Die Schwägerin kam nun wieder herein und deckte den Tisch. Frau Wezwagar seufzte schwer und fragte dann plötzlich: „Werdet Ihr morgen die Pacht bezahlen können?" Die Schwägerin stutzte und erröthete tief, lachte aber dann gezwungen auf und erwiderte: „O, gewiß!"

Frau Wezwagar war aber nicht so leicht abzufertigen. „Du weißt doch," sagte sie, „daß morgen der Georgitag ist, an dem die Pacht gezahlt werden muß. Habt Ihr denn wirklich alles nöthige Geld zusammen?"

„Oh! das ist ja nicht so viel. Du weißt doch, daß wir, seit uns der Sand auf den Hals kam, nur noch ein Dritttheil der früheren Pachtsumme zu entrichten haben. Die Pacht ist jetzt nicht hoch."

„Einerlei, aber habt Ihr dieses Dritttheil beisammen?"

„Warum sollte Jakob es nicht beisammen haben?"

Die junge Frau seufzte abermals schwer. „Jakob hat es bisher noch nie rechtzeitig gehabt," erwiderte sie. „Hat er Dir gesagt, daß er es jetzt besitzt?"

„Nein, das nicht. Wir haben noch nicht darüber gesprochen. Aber nun komm, ich muß Dir doch mein Kalb zeigen."

Die junge Frau seufzte wieder. „Herzensschwesterchen," sagte sie, „das Kalb können wir auch nachher besehen. Jetzt wollen wir die Geldfrage erledigen. Du weißt doch, daß der Baron Jakob am vorigen Georgi drohte, daß er, wenn er noch einmal die Pachtsumme nicht voll und rechtzeitig entrichtete, von Haus und Hof müßte. Du weißt doch auch, daß der Baron immer so handelt, wie er spricht, wie kannst Du da so leicht über die wichtige Frage hinweggehen? Hat Jakob das Geld?"

„Ob er das Geld hat? Aufrichtig gesagt: ich glaube nicht. Wie sollte er es auch haben? Denke doch nur an den Sand, Schwesterchen. Es wächst ja fast nichts mehr auf den Feldern. Dann weißt Du ja auch, wie uns der liebe Gott in diesem Winter heimgesucht hat. O Gott, o Gott, wie hat er uns heimgesucht! Im Herbst fiel uns der Braune, zu Weihnachten wurden uns zwei Schweine so krank, daß wir sie schlachten mußten, und zu Ostern stürzte auch die schwarze Kuh. Jakob hatte nur gerade noch Zeit, sie zu tödten und so das Fleisch zu retten. Ich bitte Dich, Schwesterchen, wie sollen wir da das Pachtgeld haben? Ich sage Dir, die Leute singen Spottlieder auf unsere Armuth. Heinrich Dalus sang mir noch am Tage, ehe er erschossen wurde, zu:

Ach, du lieber See von Durben,
Gönn mir einen einz'gen Gründling!
Davon kocht sich mein Gesinde
Für drei Tage Vesperkost.

Wie sollen wir da das Pachtgeld haben?"

„Was werdet Ihr denn aber morgen thun?"

„Ich weiß noch nicht, was Jakob thun wird, aber er wird sich schon zu helfen wissen. Er wird sich das Geld morgen leihen."

„Daraus wird nichts werden, Schwesterchen. Habt Ihr denn gar nichts?"

„O, wir haben den größten Theil. Wie werden wir denn am Vorabend von Georgi gar nichts haben? Es fehlen uns eben nur noch einige Rubel."

„Wie viel habt Ihr denn?"

Die Schwägerin wollte mit der Zahl nicht recht heraus, aber ihr Gast ließ ihr keine Ruhe, bis sie zugab, daß sie bisher nur über einige wenige Rubel, den sechsten Theil des Pachtgeldes verfügten.

„Herzensschwesterchen," sagte Frau Wezwagar nun, indem sie ihr Taschentuch hervorholte und aus einem Knoten in demselben die noch fehlende Summe entnahm, „ich kann es nicht ansehen, daß Jakob aus dem Gesinde unserer Väter sollte. Da habt Ihr für diesmal das Geld, aber werdet doch um Gottes willen sparsamer und umsichtiger. Ich kann Euch das Geld nicht alljährlich schaffen, und der Baron

versteht keinen Spaß. Es wäre doch entsetzlich, wenn Ihr einmal das Gesinde verlieren solltet!"

Der jungen Frau strömten, während sie so sprach, die Thränen über die Wangen. Auch die Schwägerin schluchzte laut und versprach unter nicht enden wollenden Danksagungen, künftig mit mehr Umsicht zu handeln.

Während die Frauen so miteinander Rücksprache hielten, waren die Männer draußen damit beschäftigt, daß sie das Pferd ausspannten, bedeckten und in den Stall führten. Da das als Stall dienende Gebäude sich arg gesenkt hatte, so ließ sich Wezwagars Fuchs nur mit Mühe durch die niedrige Thüre bringen. Das Thier schien übrigens auch sonst keine Lust zu haben, das unreinliche Gelaß, aus dem ihm ein Paar struppige Klepper entgegen wieherten, für einen Stall anzusehen, und es bedurfte energischen Zugreifens von Seiten seines Herrn, um ihn hineinzubringen.

„Schwager," sagte Wezwagar, als das Unternehmen geglückt war, „Du könntest Deinen Stall auch reinlicher halten. Das sieht hier eher wie eine Behausung von Schweinen als wie ein Pferdestall aus."

„Ach, du lieber Gott," rief der Angeredete und zog die Schultern so hoch in die Höhe, daß es aussah, als säße sein Kopf unmittelbar auf dem Rumpfe, „ach, du lieber Gott, Du hast gut reden, Du hast Stroh vollauf und kannst Deine Pferde, wenn Du willst, auf Erbsenstroh stellen, aber wo soll ich Armer die Streu hernehmen? Ich bin froh, wenn mir der Sand so viel Stroh zu ernten erlaubt, daß ich meine Pferdchen damit füttern kann."

„Nun," meinte Wezwagar, „Du könntest Dir mit getrocknetem Seetang helfen."

„Ach, du lieber Gott, wie soll ich mir mit getrocknetem Seetang helfen! Was kann alle Streu helfen, wenn der Regen freien Zutritt hat?"

Breede wies bei diesen Worten nach oben, wo allerdings der blaue Himmel durch eine breite Bresche im Dache hineinblickte.

„Du müßtest eben mit der Reparatur des Daches anfangen,"

rief Wezwagar zornig. „Wie kann man ein solches Dach auf seinem Hof dulden."

„Ach, du lieber Gott, Du hast gut reden! Ihr, die Ihr drüben im fetten Lande sitzt, könnt natürlich Eure Dächer in Ordnung erhalten, aber wie soll ich Armseliger damit fertig werden? Der Sand bringt mich um mein letztes Bischen Habe und Gut, und ich sehe die Zeit kommen, wo ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen müssen." Wezwagar stieß unmuthig die Stallthür auf und trat hinaus, Breede folgte ihm. Dann wies er mit der Rechten auf den Sandberg, der, von der Stallthüre aus gesehen, unmittelbar über dem Wohnhause zu hängen schien, und sagte kläglich: „Du siehst selbst, daß es Gottes Wille ist, daß wir hier zu Grunde gehen."

„Ich sehe das durchaus nicht," brach nun Wezwagar los, „ich sehe nur, daß Du zu träge bist, um Dir zu helfen."

Der Schwager starrte ihn in sprachlosem Erstaunen an. „Erbarme Dich, was soll ich denn aber gegen Gottes Willen thun?" rief er.

„Mißbrauche nicht Gottes Namen," zürnte Wezwagar. „Du sollst nicht Gottes Willen bekämpfen, sondern Deine eigene Trägheit. Setze in der Gemeinde durch, daß alle Dir mit vereinten Kräften beistehen, und thut dann nicht halbes Werk, sondern ganzes, haltet den Sand nicht nur fest, sondern deckt ihn auch zu und macht ihn unschädlich."

„Ach, wie sollte es mir Unglücklichem gelingen, die ganze Gemeinde meinetwegen auf die Beine zu bringen?"

„Versuche es wenigstens. Wenn es Dir nicht gelingen sollte, so sprich mit dem Baron."

„Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich Bettler mit dem Baron sprechen? Wie kann ich ihn bitten, um meinetwillen so große Arbeiten zu unternehmen."

„Er wird die Arbeiten natürlich nicht um Deinetwillen unternehmen, sondern um sich selbst Dein Gesinde und alle anderen hinter ihm liegenden Strandgesinde zu erhalten."

„Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich es wagen, mich nur vor dem Baron zu zeigen! Er hat mir gedroht, daß er mich, wenn

ich künftig noch einmal die Pacht schuldig bleibe, von Haus und Hof jagen wolle. Die Pachtsumme ist unerschwinglich hoch; wie lange wird es währen, so kann ich sie nicht aufbringen, und dann müssen ich und die Meinigen mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen. Der Baron ist unbarmherzig."

„Das Pachtgeld ist durchaus nicht hoch und Du würdest es mit Leichtigkeit beschaffen können, wenn Du nur recht wolltest und thätiger wärest. Der Baron thut ganz recht, wenn er darauf dringt, daß Du das Pachtgeld vollzählig und rechtzeitig entrichtest."

Sie waren unterdessen an das Meer gegangen, dessen Wogen sich rauschend an der sandigen Küste brachen. Eine große Schar Möven hielt ein paar hundert Schritte von ihnen, auf den Wogen schaukelnd, Mittagsruhe, während viele andere kreischend hin und her flogen und sich um die erbeuteten Fische balgten. Ein Paar Krähen, die mit vom Winde aufgesträubtem Gefieder in einer Wasserpfütze einigen vom Meer an das Land geworfenen Fischen den Garaus machten, betrieben ihr Geschäft weit stiller. Am Strande lag ein tief in den feuchten Ufersand vergrabenes Fischerboot. Sonst war kein Nachen sichtbar. Rechts dehnte sich die Einöde der Limpik aus, links begannen wieder die bewaldeten Dünen. Die Gefahr nahte nicht vom Meer, sondern von der Limpik aus.

„Du fischest gar nicht mehr?"

„Ach, du mein lieber Gott! Nein. Es lohnt sich nicht mehr der Mühe, Brüderchen. Früher, als mein seliger Vater noch lebte, da fingen wir hier Butten und Strömlinge und Brätlinge, daß die Netze sie nicht fassen konnten, aber jetzt sind die Fische alle in den Meerbusen gezogen. Der liebe Gott hat uns die Fische genommen und die Felder; es ist sein Wille, daß ich und die Meinigen mit dem weißen Stabe durch das Land gehen."

Wezwagar zuckte die Achseln. Er war am Meere aufgewachsen, und der Anblick der See, den er jetzt oft lange entbehren mußte, machte ihm die Seele weit. Er trat hart an das Meer heran, so daß ihm die Wellen den Fuß umspülten, und blickte scharf hinaus in die Ferne, in der hier und da im Sonnenschein ein Segel weiß erglänzte oder ein Rauchwölkchen einen Dampfer verkündete.

Der Schwager betrachtete ihn unterdessen mit jener ehrfurchtsvollen Bewunderung, mit welcher der Schwache auf den Starken zu blicken pflegt. Wezwagar war ein hünenhafter Mann. Breede dachte darüber nach, ob er wohl je einen größeren Mnnn gesehen habe oder einen Mann mit breiteren Schultern und reicherer Muskulatur. Wie er jetzt so da stand und, gegen den Wind gekehrt, mit scharfem Blick in die Ferne spähte, hätte ihm niemand angesehen, daß er wohl dreißig Jahre älter war als seine Frau, daß er mehr als fünfzig Jahre gelebt und viel Schweres erlebt hatte.

So standen sie eine Weile. Um sie war nichts sichtbar als das grüne Meer mit seinen weißen Wellenkämmen, über denen ebenso weiße Möven flatterten, der gelbbraune Sand der Limpik und der blaue Himmel über ihnen.

Nach einiger Zeit riß sich Wezwagar von seinen Erinnerungen los und wandte sich wieder zu seinem Schwager.

„Hast Du das Pachtgeld für morgen zusammen?" fragte er.

„Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich das Pachtgeld zusammen bringen? Wie soll ich eine solche Summe zusammen bringen?"

„Wie hofftest Du Dir denn morgen das Geld zu verschaffen? Glaubst Du, es Dir borgen zu können?"

„Erbarme Dich! Wer wird der Kirchenmaus ein Stof Hafer leihen!"

Wezwagar stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf den Boden. „Wo willst Du denn aber das Geld hernehmen?"

„Wo soll ich das Geld hernehmen? Ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land wandern müssen."

Wezwagar wandte sich unwillig ab, und beide kehrten in das Gesinde zurück.

Gegen Abend fuhren die Gäste davon. Als Frau Wezwagar sich nach einer Weile umwandte und nach dem Hause ihrer Väter zurückblickte, sah sie den Bruder und die Schwägerin noch vor dem Hause stehen und ihnen nachsehen. Der Wind spielte mit den Zipfeln des rothen Tuches, das die Schwägerin sich lose um den Kopf gebunden hatte, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten hell die verwahrlosten Gebäude, den künstlichen Sandberg im Hintergrunde,

und die Menschen davor. Die verfallenden Werke der Menschenhand paßten nur zu gut zu der Einöde, an der sie gelegen waren und die sie zu verschlingen im Begriff war.

Die junge Frau hatte den Tag über oft geseufzt, sie seufzte auch jetzt wieder schwer, schwer.

Zweites Kapitel.

Aus früheren Tagen.

„Du hast Deinem Bruder das Pachtgeld gebracht," sagte Wezwagar nach einer Weile.

Die junge Frau sah erschreckt zu ihm auf. „Warum glaubst Du das?" fragte sie betreten.

Der Bauer lächelte. „Ich müßte mein Weiblein schlecht kennen," erwiderte er, „wenn ich glauben sollte, es sei im Stande, die Noth der Geschwister anzusehen, ohne ihnen zu helfen. Es geschah nicht ohne Absicht, daß Du gerade heute zu ihnen wolltest."

Die Bäuerin ergriff ihres Mannes Hand und drückte einen Kuß auf den wollenen Handschuh, der sie bedeckte. „Ich danke Dir, sagte sie innig und nickte ihm dankbar zu.

Wezwagar schlang seinen rechten Arm um ihren Leib, drückte sie herzlich an sich und sprach: „Mein liebes Weiblein, Du bist mein Ein und Alles. Ich habe nicht nur nie geglaubt, daß mir je so reiches Glück auf Erden geschenkt werden würde, als mir durch Dich zu Theil geworden ist, ich glaubte überhaupt nicht, daß es so viel Glück auf Erden geben könne. Wie sollte ich es da nicht gern sehen, wenn Du die Deinigen unterstützest. Macht es Dir doch Freude."

„Lieber Mann," begann die Bäuerin eifrig, „ich habe —"

„Du hast Dir das Geld natürlich rechtschaffen erspart," fiel ihr der Mann ins Wort. „Ich bin über das, was in meiner Abwesenheit in meinem Gesinde vorgeht, nicht so wenig unterrichtet, daß ich nicht

wüßte, daß mein Weiblein dann bis tief in die Nacht am Webstuhl saß. Ich habe Dich nur gewähren lassen."

„Wie bist Du gut," flüsterte die Frau und schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Ich will Dir nicht abrathen, die Geschwister zu unterstützen," fuhr der Bauer fort. „Es macht Dir Freude, und wir können es ja. Du bist nicht leichtsinnig, ich bin nicht faul und verzagt, da geht natürlich alles gut und wir kommen vorwärts. Trotzdem thut es mir leid um das schöne, schwer verdiente Geld. Die dort" — er wies mit der Peitsche nach rückwärts — „werden sich doch nicht lange halten und ich fürchte, wir werden ihnen nur zu bald die Badestube als Wohnung einräumen müssen. Der Jakob ist jetzt träge und faul, ich hoffe aber, daß er, wenn man ihn kurz hält, einen brauchbaren Knecht abgeben wird."

„O, wie muß es schwer sein, sein Gesinde verlassen und bei anderen in den Dienst treten zu müssen!"

„Ach ja! Ich überlebte das nicht. Ich habe lange genug anderer Leute Brot gegessen, um zu wissen, wie bitter es schmeckt."

Sie verließen bald die Limpik und fuhren schweigend weiter. Der Weg führte anfangs durch die Sümpfe, dann durch einen prachtvollen Hochwald von Nadelholz, lief dann durch Wiesen und Felder und mündete endlich in die große Landstraße, die in einiger Entfernung von der Küste von Norden nach Süden läuft. Dort stand ein großer, aus Feldsteinen erbauter Krug und in ihm schien heute Abend frohes Leben zu herrschen. Durch die halbgeöffnete Thüre des Stalles sah man beim Schein einer vom Querbalken herabhängenden Lampe eine Anzahl Wagen und Pferde, die Flur des Hauses war hell erleuchtet, und aus den Fenstern ertönten Tanzmusik, lustiges Gelächter und frohe Lieder.

Als Wezwagars Gefährt auf die Landstraße eingebogen war und an dem Kruge vorüber wollte, wurden seine Insassen von einer Anzahl Männer, die in lebhafter Diskussion vor dem Kruge standen, erkannt und sofort angehalten. Es waren das lauter Wirthe aus derselben Gemeinde und zwar meist ältere, denn die jüngeren tanzten in der großen Krugsstube.

Wezwagar hatte eigentlich nach Hause fahren wollen, er ließ sich aber bereden, noch auf ein Stündchen in den Krug zu treten, und seine Frau hatte nichts dagegen.

Nach einiger Zeit hatte sich alles wieder gruppirt. Wezwagar und die übrigen Wirthe hatten sich zu einem Glase Bier in das hinter der Tanzstube gelegene kleinere Zimmer zurückgezogen, Frau Wezwagar bei bekannten Frauen in der Tanzstube Platz genommen, um dem Tanze zuzusehen.

„Wezwagar, habt Ihr schon von dem neuesten Stückchen gehört, das der Baron hat ausgehen lassen?" fragte der Namikwirth, ein langer hagerer Mann mit blondem Haupthaar und stechenden schwarzbraunen Augen.

„Nein. Was hat es denn gegeben?"

„Er hat gestern Gulbe das Fischen in dessen eigenem Teiche untersagt."

„Aber warum denn? Gulbe hat doch von jeher in dem Teiche gefischt?"

„Und Gulbes Frau ist überdies des Barons Amme gewesen," fügte ein alter weißhaariger Wirth hinzu.

„Nun, dann hat er ja nur fortgesetzt, was er bereits anfing," rief einer der wenigen jungen Wirthe. „Erst hat er sie ausgesogen, jetzt saugt er auch ihre Familie aus."

Schallendes Gelächter belohnte den frechen Witz. Es war aber ein ingrimmiges, unheilverkündendes Gelächter.

„Aber aus welchem Grunde hat der Baron ihm das Fischen im Teich untersagt?" forschte Wezwagar, als es wieder still geworden war, weiter. „Welchen Grund hat er denn angegeben?"

„Oh, an Gründen fehlt es dem Wolf nicht, wenn er das Lamm zerreißen will," meinte Namik.

„Laßt doch Pilskaln erzählen!" hieß es jetzt von mehreren Seiten.

„Was ist da viel zu erzählen," begann jetzt Pilskaln, der Eidam Gulbes. „Gestern Nachmittag kommt der Baron auf seinem hochbeinigen Braunen nach Gulbe geritten und fragt nach meinem Schwiegervater. Als der herauseilt, sagt er: Gulbe, Du darfst von Georgi an

nicht mehr im großen Teich fischen. Warum nicht? stammelt mein Schwiegervater, ich habe das doch bisher immer thun dürfen?

„Allerdings, versetzt der Baron und sitzt so kalt und steif auf seinem Pferde wie ein Götze, Du hast allerdings bisher im Teiche fischen dürfen, aber ich habe aus alten Papieren ersehen, daß früher in dem Teiche vom Gut aus gefischt wurde und wünsche, daß es in Zukunft wieder so gehalten werde.

„Herr, versetzt mein Schwiegervater darauf, nicht ich allein, nein, auch mein Vater und mein Großvater haben darin gefischt. Da lächelt der Baron und sagt: Es gibt noch ein Mittel, durch welches Du Dir die Berechtigung in dem Teiche zu fischen, wenigstens für einige Zeit bewahren kannst. Welches? fragt mein Schwiegervater eifrig. Da erwiedert der Baron: Kündige mir übermorgen das Gesinde, dann kannst Du noch bis zum nächsten Georgi, also ein rundes Jahr hindurch Deine paar Fische fangen. — Damit wendet der Baron sein Pferd um und reitet langsam, im Schritt, aus dem Hofe des Gesindes."

Die Bauern hatten, obgleich ihnen der Vorgang schon bekannt war, der Erzählung doch wieder mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt brach von allen Seiten ein Strom von Verwünschungen gegen den Baron los. Er hat gut spotten, hieß es. Er gibt uns nur jährliche Kontrakte, und wenn wir uns seiner Willkür widersetzen, so heißt es einfach: Du kannst ja kündigen und fortgehen. Wilks aber sang:

O, Du Deutscher, Teufelskind,
Wärst Du doch nicht groß geworden!
Machst nun Jagd auf meine Brüder,
Wie der Kater auf die Mäuse!

Wezwagar saß mit gerunzelter Stirn nachdenklich da. Dann fragte er: „Hat der Baron wirklich ohne jede Entschädigung Gulbe seine Fischereiberechtigung genommen?"

Die Bauern blickten alle auf Pilskaln.

„Nun, nicht gerade ohne jede Entschädigung," erwiderte dieser mürrisch. „Er hat ihm dafür 15 Rubel von dem Pachtgelde erlassen, aber was will das sagen?"

„Ja, was will das sagen?" hieß es nun wieder von allen Seiten.

„Das will soviel sagen," rief Wezwagar eifrig, „daß der Baron damit Gulbe die paar Fische, die überhaupt in dem Teiche gefangen werden können, reichlich bezahlt hat."

Die Bauern schwiegen und sahen einander an.

„Es handelt sich nicht um die paar Fische," rief Wilks, „sondern um unser Recht. Die Fische wollen wir ihm gern gönnen und aufrichtig wünschen, daß er an ihnen ersticken möge."

„Wie soll das Herrchen nicht übermüthig werden," meinte Namik, „wenn wir uns Alles von ihm gefallen lassen? Wir wollen diese Angelegenheit benutzen und alle zusammen klagen."

„Was, klagen!" rief Pilskaln. „Sollen die Mäuse beim Fuchs über die Krähe Klage führen? In allen Gerichten sitzen lauter Edelleute, und die thun einander nichts. Bei uns gibt es weder Recht noch Gerechtigkeit, wohl aber Flinten, Pulver und Schrot."

„Nun, bei den Gerichten dringen wir natürlich nicht durch," erwiderte Namik, „aber wir können ja nach Riga zum Generalgouverneur. Das ist ein russischer Herr, der an der Kaisers Statt Recht spricht, der wird auch uns zu unserem Recht verhelfen."

„Das führt zu nichts," wandte Wilks ein, „das kennt man. Der Generalgouverneur meint es gut und verspricht mehr als wir verlangen. Er kann aber doch nicht nach Waldburg kommen und sich selbst überzeugen, wie die Dinge stehen. Er fragt also beim Hauptmann an, und dieser, der, wie Ihr alle wißt, des Barons Vetter ist, antwortet, wir hätten alle gelogen, an der Geschichte sei kein wahres Wort. Ist er so mit dem Generalgouverneur fertig, dann kommt die Reihe an uns. Er läßt diejenigen, die in Riga waren, vorladen und als Verleumder auspeitschen, daß ihnen das Fleisch in Fetzen vom Rücken hängt. Damit ist die ganze Sache dann zu Ende. Ich schlage vor, daß wir uns mit dem Baron selbst auseinander setzen. Nachher möge dann der Hauptmann kommen und sich noch ein Dutzend Kosaken aus der Stadt holen lassen. Was geschehen ist, ist geschehen, und wir haben Ruhe."

„Hört, Leute," begann Wezwagar jetzt, „ich kann und will den Baron nicht in allen Dingen entschuldigen, denn er ist oft unnütz hart und eigensinnig wie ein russisches Pferd, aber er ist ein gerechter

Mann. Er gibt uns zwar nur einjährige Pachtkontrakte, aber wir stehen uns mit ihnen doch nicht schlechter als unsere Nachbarn, deren Pachtverträge auf zwölf Jahre lauten. Seit die Frohnde aufhörte und die Gesinde verpachtet wurden — und das mag doch schon fünfundzwanzig Jahre her sein — ist uns das Pachtgeld nicht erhöht worden, und es ist auch nicht vorgekommen, daß jemand, der sein Gesinde in Ordnung erhielt und sein Pachtgeld pünktlich entrichtete, aus dem Gesinde gesetzt worden wäre. Wenn der Baron kleine Veränderungen vorgenommen hat, wie in dem Fall mit Gulbe, so hat er die Wirthe immer reichlich entschädigt."

„Ja, ja," erwiderte Wilks, „daß Du es mit dem Baron hältst, wissen wir alle seit lange."

„Ja, ich halte es mit dem Baron," erwiderte Wezwagar gereizt. „Ich halte ihn für einen Narren, aber für einen guten gerechten Menschen."

„Du stehst Dich dabei nicht schlecht."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Wetzwagar erröthend.

„Ich will damit sagen, daß er Dich wohl deshalb aus einem armen Fischerknecht in Warpeln zu einem reichen Wirth in Waldburg gemacht hat."

Wezwagar wollte heftig antworten, aber Namik schnitt ihm das Wort ab.

„Das ist nicht wahr," rief er. „Wezwagar hat sich die Gunst des Barons schwerer erworben als dadurch, daß er Gutes von ihm redete. Er hat ihm mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet."

„Andere sagen, der Baron habe ihm das Leben gerettet."

„Wie verhält es sich eigentlich damit?" fragte man jetzt von verschiedenen Seiten.

Wezwagar sah eine Weile vor sich nieder auf den Tisch; dann sagte er: „Ich will Euch die Geschichte erzählen, damit das alberne Gerede darüber aufhört. Ihr wißt alle, daß der Baron, so lange sein Vater lebte, nicht in Waldburg, sondern in Warpeln wohnte. Ich hatte, als das Laiwe-Gesinde des Sandes wegen aufgegeben werden mußte, Laiwe, der nach Warpeln übersiedelte, in sein neues Gesinde begleitet und stand bei ihm in Dienst, allerdings als Fischerknecht. In

einem Jahr hatten wir einen unerhört frühen und kalten Winter. Der Frost kam sozusagen stoßweise, das heißt, das Meer ging dazwischen auf und fror dann unglaublich rasch wieder zu. Eines Tages hatte ein Südwest alles Eis zerbrochen und fortgetrieben, gegen Nachmittag aber wurde es windstill, und zugleich trat starker Frost ein. Ueber Nacht war das Meer ruhig und unbewegt wie ein Landsee und fror auch wie ein solcher zu. Als ich am folgenden Morgen hinaustrat, um Holz in das Haus zu bringen und meiner Gewohnheit nach einen Blick auf das Meer warf, erblickte ich trotz des trüben Morgenlichts ein paar Werst von der Küste ein Boot. Ich lief ins Haus, holte den Wirth und die Wirthin heraus, und wir blickten nun alle drei nach dem Boot, denn ein solches hatten wir zweifellos vor uns. Als es heller wurde, gewahrten wir auch Menschen darin, die uns mit einem Frauentuch zuwinkten. Nun riefen wir das ganze Dorf herbei aber da war guter Rath theuer. Wir thaten uns zwar fünf beherzte Bursche zusammen, versahen uns mit Stricken und Leitern und versuchten das Boot zu erreichen, aber wir mußten schon auf halbem Wege umkehren, denn das Eis hielt uns, zumal weiter von der Küste ab, durchaus nicht. Die Verzweiflung, welche die Leute im Boote packte, als sie uns umkehren sahen, war unbeschreiblich. Wir sahen sie wie unsinnig im Boote hin und her laufen und sich das Haar raufen vor Jammer und Verzweiflung."

Wezwagar hielt einen Augenblick inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn und that einen tiefen Trunk. Die Tanzmusik im Nebenzimmer hatte aufgehört, die Frauen und die Jugend waren leise hereingekommen und hörten nun, Kopf an Kopf gedrängt, in athemloser Spannung zu.

„Die Lage war schrecklich," fuhr Wezwagar fort. „Die Sonne schien so hell vom blauen Himmel, und wir sollten alle ruhig zusehen, wie die Leute dort im Boot dem bitterlichen Frost erlagen. Mittlerweile waren auch der Baron und die Baronin herbeigeholt worden. Die Baronin, die damals erst seit vier Wochen verheirathet war, weinte bitterlich und flehte uns an zu helfen, der Baron bot für die Rettung der Unglücklichen hundert Rubel. Er hatte gut bieten, es fand sich niemand, der für hundert Rubel sein Leben aufs Spiel setzen wollte.

Da trat ich vor und sprach: Gnädiger Herr, Ihr Geld will ich nicht, aber mich dauern die armen Leute. Finden sich noch zwei Männer, die mich begleiten, so will ich es versuchen. Es fand sich aber keiner. Da spricht der Baron und wird so bleich wie der Sand unter seinen Füßen: Nun denn, Georg — so heiße ich nämlich — bin ich Dir genug, so nimm mich mit. Wie der Baron das sagt, fällt ihm die Baronin um den Hals, weint und schluchzt: Thu mir das nicht an! Ich kann es nicht ertragen! Herr, sage ich, das geht über Ihre Kräfte. Hier geht es ums Leben. Und er: Her mit einer Leiter und einem Strick! Zurück, Frau! Soll ich feige zusehen, wie die Menschen dort erfrieren? Als die Leute sahen, daß es dem Baron Ernst war, da traten zwei Strandreiter von der Zollstation am Warpelnschen Leuchtthurm vor und sagten, sie wollten uns begleiten. Wir nahmen je zwei eine Leiter und machten uns auf den Weg. Die Leute im Boot waren nicht mehr sichtbar, wir wußten nicht, ob sie schon erfroren waren oder sich nur warm zugedeckt auf den Boden des Bootes gelegt hatten. Da es stark fror, war die Eisdecke jetzt fester als am Morgen, so daß wir die erste Werst ohne Unfall zurücklegten. Dann aber brach bald der eine bald der andere ein. Wir zogen uns zwar an der Leine immer wieder glücklich heraus, aber das Eis wurde, je weiter wir vordrangen, um so dünner. Ich verstehe heute noch nicht, wie wir endlich bis an das Boot gelangten. In dem lagen, wie sich jetzt erwies, drei Leute, ein Mann, eine Frau und, warm zugedeckt, ein kleines Mädchen. Der Mann und die Frau lagen wie todt da, aber das Kind hatte nur geschlafen und war frisch und gesund. Wir drei, die beiden Strandreiter nämlich und ich, nahmen nun jeder eines der Fremden auf den Rücken und der Baron ging voran. Er war aber von Nässe und Kälte so erschöpft, daß er hin und her schwankte und seine Hand, als er wieder einmal einbrach, die Leiter fahren ließ. Ich hatte diesen Fall vorhergesehen und desbalb nur das Kind genommen. So gelang es mir denn, ihn glücklich wieder herauszuziehen. Schließlich gelangten wir alle sieben unversehrt an den Strand, auf dem die Baronin und die übrigen auf den Knieen lagen und für uns beteten."

Wezwagar schwieg, sichtlich ergriffen. Es war im Zimmer so still, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören.

„Und was waren das für Leute, die ihr gerettet hattet?“ fragte endlich ein junger Mann.

„Es waren die alten Breedes, meine späteren Schwiegereltern, und das kleine Mädchen war meine Frau. Die beiden Alten hatten mit Kartoffeln zu Boot zur Stadt gewollt und das Kind mitgenommen, weil sie seine Pathe, die in der Stadt diente, besuchen wollten. Als sie schon dicht am Ziel waren, hatte der Südwest sich zum Sturm gesteigert und sie über den Hafen hinausgetrieben. Am andern Morgen waren sie der Küste von Oesel so nahe gewesen, daß sie die einzelnen Häuser unterscheiden konnten, da war der Wind umgeschlagen und hatte sie wieder aufs hohe Meer zurückgetrieben. Ueber Nacht führte sie dann eine Strömung an die Küste von Warpeln.“

„Nun, und dafür bekamst Du das Gesinde?“

„Ja. Als ich dabei blieb, eine Geldbelohnung auszuschlagen, fragte der Baron: Gut, aber würdest Du ein Gesinde annehmen, ein schönes großes Gesinde, nicht hier in Warpeln, sondern da unten in Waldburg? Mein Vater hat eins frei.“

„Nun, Ihr wißt alle, daß man ein Gesinde nicht auf der Straße findet. Wenn Sie mir ein Gesinde geben wollen, erwiderte ich, so nehme ich es gern an, gnädiger Herr. Sie wissen aber, daß ich mir das Inventar nicht beschaffen kann. — Da fragt er: Hast Du denn keine Verwandten, die dir helfen können? — Herr, erwidere ich, meine Mutter begruben sie, als ich eben geboren war, und mein Vater ertrank im Meer, lange ehe ich ein Ruder führen lernte. Ich habe mir nun zwar etwas erspart, aber es reicht nicht aus. — Da ruft die Baronin: Sei nur unbesorgt, ich schenke Dir das Inventar und noch dazu ein so vollständiges, wie es nur irgend ein Wirth hat. — Und ich: Schenken dürfen Sie es mir nicht, gnädige Frau, aber wenn sie es mir leihen wollen, so nehme ich es dankend an. — So geschah es,“ schloß Wezwagar seine Erzählung, „daß ich wieder nach Waldburg kam und zwar als Wirth in das Wezwagar-Gesinde.“

„Und das war gut so!“ hieß es von mehreren Seiten.

Frau Wezwagar mahnte jetzt zum Aufbruch, und die Eheleute fuhren davon, obgleich man von allen Seiten in sie drang, noch zu bleiben.

Der Wind hatte aufgehört, die Nacht war still und klar.

„Es ist merkwürdig," sagte Wezwagar, als sie im Wagen saßen und ihrem Gesinde zurollten, „wie verhaßt der Baron ist. Ich fürchte das sein wunderliches und eigensinniges Verfahren noch Unheil anrichten wird, obgleich er es so gut meint und gewiß nie jemand wissentlich zu nahe trat."

Als Wezwagar vor dem Schlafengehen nach seiner Gewohnheit noch einmal einen Gang durch Hof und Gebäude machte, wurde er sich seines Wohlstandes so recht bewußt. Ja, bei ihm sah es anders aus als beim Schwager in Breede!

Als er wieder ins Wohnzimmer trat, fand er seine Frau damit beschäftigt, ihm seine besten Kleider für den folgenden Tag zurechtzulegen.

„Du vergißt doch das Ei nicht?" fragte er. „Daß es nur ja nicht wieder zurückbleibt!"

„Sei ohne Sorge. Es liegt mir schwer genug auf dem Herzen."

Dann gingen die beiden zu Bett. Die Bäuerin war bald eingeschlafen, der Bauer aber lag noch lange wach und dachte, durch seine Erzählung im Kruge dazu angeregt, an die alten Zeiten. Er sah sich wieder als von Jedermann mißhandelten Waisenknaben, wie er in der Gemeinde von einem Wirth zum anderen wanderte, um den Leuten das Vieh zu hüten. Hatte ihm ein Wolf — damals gab es in den Grihnen noch hin und wieder Wölfe — ein Schaf geraubt, so wurde er unbarmherzig geschlagen, als ob er, der sich doch selbst so sehr vor den Wölfen fürchtete, das Raubthier hätte verscheuchen können. Damals hatte er keinen andern Freund gehabt als den jungen Hund, den ihm der benachbarte Buschwächter in jedem Frühling mitgab. Der Buschwächter erzog und dressirte Hühnerhunde für den Verkauf. Da er der Meinung war, daß die Hunde am besten geriethen, wenn sie den ersten Sommer halbwild auf der Hütung zubrachten, so gab er das betreffende Thier immer dem Hirtenknaben mit.

Als der Knabe älter geworden war und man ihn auf den Fischfang mitnahm, hatte er es anfangs kaum weniger schwer gehabt, denn sein erster Herr war ein harter und ungeduldiger Lehrmeister gewesen. Erst als er zum Jüngling herangewachsen war, hatten ihn sein Muth,

seine Kraft und seine Geschicklichkeit so beliebt gemacht, daß er sich den besten Wirth in der Gemeinde hatte aussuchen können. Und doch war er nicht glücklich gewesen. An den Wochentagen, an denen es vollauf zu thun gab, vermißte er nichts, wenn er aber am Sonntagnachmittag auf dem Schnabel seines ans Land gezogenen Bootes saß und die leise heranrauschenden Wogen ihm den Fuß umspülten, dann hatte ihn die Sehnsucht gepackt nach einer Mutter, einem Weibe, nach irgend jemand, der ihn so recht von ganzem Herzen liebte, den er so recht mit ganzer Seele lieben konnte, daß er geglaubt hatte, das Herz müsse ihm brechen vor Kummer. Und doch hatte ihm keines der jungen Mädchen gefallen, so daß er lange Junggesell gewesen war und schon fast auf jedes Eheglück verzichtet hatte. Und nun war doch alles so schön geworden, wenn auch erst spät.

Der Bauer lag bewegungslos da und lauschte den leisen Athemzügen seines jungen Weibes. Es war ihm, als ob die Laima, die alte Glücksgöttin seines Volkes, neben ihm athme. So schlief er ein.

Drittes Kapitel.

Gediegene Grundsätze.

Um dieselbe Stunde, in der Wezwagar und sein Weib in Breede eintrafen, fielen die Strahlen der Sonne, die ihnen Meer und Limpik beleuchteten, auch in den weiten Garten von Waldburg. Während aber auf der Limpik der kalte Wind ihre Wirkungen zu nichte machte, verbreiteten sie hier, wo erst die uralten Bäume des Parks, dann die Shrubs und Bosquets des Gartens den argen Gesellen fern hielten, die behaglichste Wärme. Der Baronin Thorhaken, die im Garten lustwandelte, während die Gouvernante und die Kinder damit beschäftigt waren, an dem der Sonne zugewandten Abhang eines künstlichen Erdhügels nach den ersten Veilchen zu suchen, thaten diese warmen Strahlen unsäglich wohl. „Wie köstlich!“ rief sie ein über das andere Mal. „Fräulein Armbach, so machen Sie doch auch Ihrem Entzücken Luft!“

Die Angeredete, ein kleines zierliches Fräulein, das sich eben tief auf den Rasen herabgebeugt hatte, wandte sich der Baronin zu und lachte lustig auf.

„Lassen Sie mich doch auf meine Weise entzückt sein," erwiderte sie.

„Ihre Weise ist gar keine Weise," versetzte die Baronin. „Sie halten sich immer mit dem Kleinkram der Natur auf, mit der einzelnen Blume, dem einzelnen Vogel. Sie sollen das Ganze bewundern: Himmel und Erde und was zwischen ihnen ist."

„Wenn ich mich auch nur auf das Ganze einlassen wollte, wie sollte dann wohl unser Veilchenstrauß zu Stande kommen?"

„Den Veilchenstrauß müssen wir aber zusammen haben, ehe Papa und Tante nach Hause kommen," erklärte die dreizehnjährige älteste Tochter der Baronin entschieden.

„Ja," stimmte die jüngere Schwester bei, „ehe wir den Strauß haben, können wir unmöglich nach Hause gehen."

Die Baronin lächelte und ging langsam auf dem großen Gang, der sich vor dem Hügel an einer natürlichen Hecke entlang zog, weiter. Die Baronin war sehr glücklich. Die warmen Sonnenstrahlen, der Chor der Lerchen vom Himmel, das Lied der Finken vom Park her — das alles vereinigte sich in ihr mit dem halbunbewußten Gefühl, daß sie einen trefflichen Mann habe, liebe Kinder, gute Nachbarn, treue Leute und was sonst alles zum Menschenglück gehört.

Da erklang aus dem Park, durch den der Weg zur Landstraße führte, lustiges Peitschenknallen. Der Baron und seine Schwester, die am Tage vorher in das benachbarte Städtchen gefahren waren, um nach den ältesten Söhnen, die dort das Gymnasium besuchten, zu sehen und allerlei Einkäufe zu machen, kehrten nach Hause zurück. Die Baronin eilte jetzt den Gang wieder hinauf, rief die Kinder herbei und begab sich mit ihnen nach dem Ausgange des Gartens.

Sie trafen auch noch rechtzeitig ein, um den Baron und seine Schwester aus dem Wagen steigen zu sehen. Diese machten damit nur den beiden jüngsten Söhnen des Hauses Platz, die mit ihrer Bonne ebenfalls herbeigeeilt waren und nun nach flüchtiger Begrüßung mit Vater und Tante eilig in den Wagen kletterten, um sich von dem gefälligen Kutscher noch ein wenig im Hof umherfahren zu lassen.

Der Baron küßte seiner Frau erst die Hand, gab ihr dann einen Kuß auf den Mund und küßte ihr wieder die Hand. Fräulein Alexandra küßte die Schwägerin auf beide Wangen, so daß es laut schallte.

„Wir werden zu Tisch Gäste haben," sagte der Baron. Der Herr von Thorhaken auf Nörgeln wird uns das Vergnügen machen, mit uns zu speisen, und auch der Herr Pastor und der Herr Doktor waren so freundlich, uns für heute Mittag ihren Besuch zuzusagen."

„Ja, Fannychen," wiederholte die Schwägerin, „sie kommen alle drei: der Pastor, der Doktor und der Nörgelnsche."

„Nun, der letztere hätte auch wegbleiben können," erwiderte die Baronin.

Der Baron blickte seine Frau ernst an. „Liebe Frau," sagte er dann, „vergiß nicht, daß du von einem Herrn redest, der noch heute unser Gast sein wird."

„Pardon, mein Lieber," erwiderte die Baronin und drückte ihrem Mann begütigend die Hand.

„Nun, das thut nichts zur Sache," meinte Fräulein Alexandra. „Ich kann ihn auch in den Tod nicht leiden. Er macht sich über uns alle lustig."

Herr von Thorhaken wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Reprimanden bei seiner Schwester nicht verfingen, er schwieg daher zu diesem Ausfall und wandte sich wieder zu seiner Frau.

„Ich bringe schlechte Nachrichten mit," sagte er. „Ich sprach bei Otto einen Baron Schmidt, einen angenehmen jungen Livländer, der vor vierzehn Tagen in Petersburg gewesen war. Es soll dort ein uns höchst ungünstiger Wind wehen."

„Es liegt doch aber nichts Bestimmtes vor?"

„Nein, das nicht, aber es soll dort, wie gesagt, zur Zeit ein höchst ungünstiger Wind wehen. Wir werden gut thun, wenn wir jetzt zäher denn je an unserem Recht festhalten, und wir werden zumal darauf hinwirken müssen, daß über unsere Gerechtsame auch nicht der geringste Zweifel entstehen kann. Wir können uns jetzt, wo alles um uns schwankt, nicht streng genug an den Buchstaben unserer Privilegien und das gute alte Gewohnheitsrecht halten."

Die Baronin fragte nun nach den Söhnen, und alle begaben sich in das Haus.

Gegen vier Uhr trafen der Pastor und der Doktor, die zusammen kamen, vor der Hausthüre von Waldburg mit dem Nörgelnschen Baron Thorhaken zusammen.

„Guten Morgen," rief dieser den Herren zu, und sprang aus dem Wagen, „guten Tag, Herr Pastor, guten Tag, Doktor! Also Sie auch! Dachte ich es mir doch, daß ich Leidensgefährten haben würde."

„Wie meinen Sie das, Herr von Thorhaken?" fragte der Pastor.

„Ich meine, daß — daß dieser und jener die verdammten Diners bei meinem Vetter holen soll. Pardon, Herr Pastor, daß ich fluche, aber es sitzt im Herzen und will heraus. Ich kann die Engländer nicht leiden und Libausche am allerwenigsten. Hätte ich nur einen einzigen Auerhahn in meinem Walde, nur ein einziges Elen — nicht mit Zangen brächte man mich nach Waldburg, wenigstens nicht um diese Zeit. Es ist doch der Wahnwitz in Person, sich um eine Stunde, in der jeder vernünftige Kurländer Kaffee trinkt, den Magen mit halbrohem Gemüse und blutigem Fleisch zu überladen."

Jetzt kamen zwei Diener, die zum äußersten Unwillen ihres Herrn gerade in dem Moment das Vorzimmer verlassen und sich in die Küche begeben hatten, in welchem die erwarteten Gäste eintrafen, auf die Freitreppe gestürzt und machten dadurch dem Gespräch ein Ende. Sie führten die Gäste in das Vorzimmer und zerrten ihnen, da sie ihr Versäumniß von vorhin durch verdoppelten Eifer wieder gut machen wollten, fast die Kleider zugleich mit den Paletots vom Leibe. Dann stieß der eine die Flügelthüren auf und der andere rief mit Stentorstimme:

„Herr Baron von Thorhaken auf Nörgeln! Herr Pastor Petri! Herr Doktor Pauli!"

„Das nenne ich doch mit Ehren ein Haus betreten," flüsterte Herr von Thorhaken noch rasch dem Doktor zu, ehe er sich mit der Hausfrau und dem Hausherrn begrüßte.

„Letzterer war, gegen alle Gewohnheit des Landes, im Frack,

und ihm zu Liebe war auch der Doktor im Frack erschienen. Der Pastor, der über ein solches Kleidungsstück nicht verfügte und sich als alter Mann und als Geistlicher von dieser Förmlichkeit entbunden glaubte, hatte sich auf einen schwarzen Rock beschränkt; ebenso der Nörgelnsche, der, wie er sich unter Freunden ausdrückte, ein Kurländer war und kein Libauscher Engländer und daher in der Komödie nicht mitspielte.

Man unterhielt sich nun eine Weile von dem Wetter, dem Stande der Saaten und dem Kirchenbesuch und ging dann, nachdem ein Diener gemeldet hatte, daß die Tafel angerichtet sei, zu Tisch. Der Waldburgsche führte seine Schwester, die Baronin nahm den Arm des Pastors, der Nörgelnsche und der Doktor bewarben sich gleichzeitig um Fräulein Armbach. Der Doktor wollte zurücktreten, der Baron fing aber die Sache so geschickt an, daß er ohne Dame blieb, ein Umstand, der ihm höchst willkommen war. Er konnte es nicht leiden, eine Dame zu Tisch zu führen. „Man gebe mir die Dame apart und das Essen apart," pflegte er zu sagen. „Beides zugleich ergibt eine Collision der Pflichten, bei der weder unser Herz und unser Gemüth noch unser Gaumen und unser Magen zu ihrem Recht kommen." In diesem Fall mochte ihm sein Alleinstehen besonders lieb sein, denn wenn er auch dem nur in Wasser gekochten Gemüse und dem Charles X keinen Geschmack abgewinnen konnte, und sich dem „trockenen" Champagner gegenüber ablehnend verhielt, so ließen doch die übrigen Gänge nebst Madeira, Markobrunner und Léoville nichts zu wünschen übrig. Er lehnte übrigens die zuerst genannten Speisen zum stillen Aerger des Hausherrn einfach ab und bemerkte es natürlich gar nicht, daß der Waldburgsche eben deshalb sich eine doppelte Portion nahm.

Als die Damen sich nach beendeter Mahlzeit zurückgezogen hatten und die Cigarren herumgereicht waren, wurde dasjenige Thema berührt, das damals — am Anfang der sechsziger Jahre — alle Gemüther in Athem hielt, die Agrarfrage.

„Haben Sie, meine Herren," fragte der Pastor, „schon das jüngste Heft der baltischen Monatsschrift gesehen? Eine mit einem kleinen w gezeichnete Zuschrift aus Kurland macht darin in Bezug auf die Agrarfrage sehr weit gehende Vorschläge."

„Nein, ich habe das Heft noch nicht erhalten," erwiderte der Hausherr. „Was will man denn?"

„Oh, der Mann macht sehr weitgehende Vorschläge. Er will einmal, daß gesetzlich festgestellt werden soll, daß alle Gesinde nur durch schriftliche Kontrakte und nur auf mindestens zwölf Jahre verpachtet werden dürfen. Er will zweitens —"

„Das ist aber doch zu toll!" unterbrach ihn der Waldburgsche. „Warum wird denn nicht lieber gleich verlangt, daß wir die Gesinde ihren Inhabern erb- und eigenthümlich abtreten?"

„Nun, Herr Baron, bis dahin ist denn doch noch ein weiter Weg."

„Erlauben Sie, mein Herr Pastor, erlauben Sie," rief der Baron eifrig, „der Weg ist gar nicht so weit, als Sie zu glauben scheinen. Es handelt sich hier um ein Prinzip, um das Prinzip des Eigenthums. Gehören die Gesinde uns oder unseren Bauern? Gehören sie den Bauern, so darf der Staat nicht dulden, daß wir von ihnen ein Pachtgeld erheben; gehören sie aber, wie das Jedermann weiß, uns, dann hat uns auch niemand darein zu reden, und es ist unsere Sache, ob wir es für vortheilhafter halten, unsere, wohlverstanden, Herr Pastor, unsere Gesinde auf zwölf Jahre zu verpachten oder auf eins, ob wir uns zu diesem Zweck schriftlicher Kontrakte bedienen oder mündlicher."

„Nun," meinte der Nörgelnsche, „darüber läßt sich denn doch noch streiten."

„In allen Ländern Europas," fügte der Pastor hinzu, „hat sich die Regierung früher oder später der Bauern angenommen."

Der Waldburgsche legte seine Cigarre weg und blickte voll Verwunderung von einem der Herren zum andern.

„Ich verstehe Sie nicht, meine Herren," sagte er. „Wenn Sie einem solchen Gesetz das Wort reden, so predigen Sie, natürlich ohne sich dessen bewußt zu werden, den reinen Socialismus oder richtiger Kommunismus."

„Sollte das nicht zu viel gesagt sein, Herr Baron?" fragte der Pastor und fuhr sich mit der Rechten über Stirn und Haar.

„Ich denke doch nicht," war die Antwort. „Es liegt in der

Natur des Eigenthums, daß der Eigenthümer darüber nach seinem Ermessen verfügen kann."

„Nun, das fragt sich denn doch noch," warf der Nörgelnsche hin.

„Mit welchem Recht sollte das in Frage gestellt werden dürfen? Aussprüche wie: darüber läßt sich denn doch noch streiten, oder: das fragt sich denn doch noch, beweisen nichts."

„Na ja, aber darüber kann man denn doch wieder verschiedener Meinung sein," erwiderte der Nörgelnsche mit unzerstörbarem Ernst und stieß eine Wolke von Rauchkugeln aus, die sich zu größeren Rauchringen entfalteten, immer weiter und weiter wurden und sich endlich ganz auflösten.

Der Waldburgsche wandte sich ärgerlich von seinem Vetter ab und dem Pastor wieder zu.

„Erlauben Sie, Herr von Thorhaken," begann dieser, „daß ich den Beweis zu führen suche, daß Ihre Behauptung doch nur mit großen Einschränkungen zugegeben werden kann. Sie besitzen in der Stadt ein Haus. Glauben Sie nun, daß Sie berechtigt wären, dieses Haus, das doch unzweifelhaft Ihr Eigenthum ist, niederzureißen, die Trümmer zu einem wüsten Haufen übereinanderzuwerfen und dann den Platz ruhig seinem Schicksal zu überlassen?"

Der Baron sann eine Weile nach. Dann sagte er: „Nein, das dürfte ich allerdings nicht. Die Sachen liegen eben in der Stadt anders als auf dem Lande. Ich gebe zu, daß der Städter, der dicht zwischen seinen Nachbarn sitzt, sich gewisse Beschränkungen seines Eigenthumsrechts gefallen lassen muß. Auf dem Lande aber würde sich niemand um ein so unsinniges Unternehmen zu kümmern haben."

„Aus dem, was ich angeführt habe," fuhr der Pastor fort, „ergibt sich, wie mir scheint, das Prinzip, daß das Privateigenthum immer nur so weit vom Staate geschützt werden kann, als es dem öffentlichen Interesse nicht widerstreitet. Ist eine Regierung davon überzeugt, daß das Staatswohl die Erhaltung oder die Begründung einer Klasse von ökonomisch sicher gestellten bäuerlichen Pächtern oder, ich sage sogar Besitzern, erfordert, so ist sie verpflichtet, ihre Lage gesetzlich so zu ordnen, wie es ihr wünschenswerth erscheint. Die Grundherren aber,

denen doch ohnehin nur der Staat ihr Eigenthum sichert, haben sich zu fügen."

„Meine Herren," rief der Baron eifrig, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß es der Staat ist, der das Eigenthum verleiht. Das Eigenthum ist nicht von Menschen, sondern von Gott verordnet, und er weiß, wem er es gibt. Sie irren aber auch, wenn Sie glauben, daß das Staatswohl je eine Ungerechtigkeit erfordern kann. Ich weiß sehr wohl, daß nach den Ansichten, die Sie, Herr Pastor, so eben aussprachen, fast in allen Ländern Europas verfahren worden ist, aber, meine Herren, ich glaube nicht, daß der Freiheit, der wahren Freiheit damit ein Dienst erwiesen worden ist. Die wahre Freiheit besteht eben zum größten Theil in der absoluten Sicherheit des Privateigenthums. Blicken Sie auf das freieste Land der Welt, blicken Sie auf England. In England hat es nie eine Agrarfrage gegeben und wird es nie eine solche geben. Dort fällt es niemand ein, die starken Säulen der Ordnung und Freiheit, die mit großem Grundbesitz ausgerüsteten Edelleute dadurch zu schwächen, ja zu vernichten, daß man ihnen im angeblichen Interesse des Staatswohles das Eigenthumsrecht über ihre Güter beschränkt. In diesem großen und wunderbaren Lande ist das Haus des Mannes, ist sein Eigenthum eine feste Burg, an deren starken Mauern die Wogen der Willkür machtlos zerschellen. Keine Behörde, kein Gesetz hat dort die Beziehungen zwischen Gutsherren und Bauern zu regeln versucht, und doch sind sie die normalsten von der Welt. Nicht auf solche Gesetze kommt es an, sondern darauf, daß Gerechtigkeit in den Herzen der Menschen wohne. Die peinlichste Gerechtigkeit muß von beiden Seiten beobachtet werden, nicht aus äußerem Zwang, sondern aus innerem Pflichtgefühl. Die Gerechtigkeit hat aber als ihr Fundament das Recht. Gerade in unseren Tagen, in denen alles schwankt, alles willkürlich verrückt wird, gibt es nur einen Felsen von Bronze — das Recht."

„Na, dagegen dürfte doch manches eingewendet werden können," warf der Nörgelnsche hin.

„Summum jus — summa injuria," citirte der Pastor.

„Das ist ein alter Spruch," eiferte der Baron, „aber er ist trotzdem unwahr. Es gibt nur ein jus, und das ist niemals eine injuria.

Das jus kann ebenso wenig je eine injuria werden, als die injuria je ein jus. Darin besteht ja die ganze Misere auf dem Kontinent, daß man sich daran gewöhnt hat, die Bedeutung des Rechts zu unterschätzen. Dieses Waldburg hier ist mein Eigenthum und ich habe das Recht, mit ihm zu schalten und zu walten wie ich will, vorausgesetzt natürlich, daß ich nichts Unsittliches oder Verbrecherisches will. Ich ziehe es vor, meine Bauerhöfe zu verpachten, statt sie selbst zu bewirthschaften. Mit dem Eingehen eines Pachtvertrages — derselbe sei nun mündlich oder schriftlich abgefaßt, das thut für einen Ehrenmann nichts zur Sache — begebe ich mich theilweise und für eine gewisse Zeit meines unbedingten Verfügungsrechts. Sobald aber die Pachtperiode abgelaufen ist, oder aber die Vertragsbedingungen nicht pünktlich eingehalten werden, tritt mein Eigenthumsrecht wieder voll in Kraft. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Ich habe das Gulbegesinde auf ein Jahr an seinen jetzigen Inhaber verpachtet. Es hatten bisher er und seine Vorgänger in dem Teiche neben dem Gesinde gefischt, und ich hatte ihnen dieses Recht ohne weiteres eingeräumt. Nun ersah ich aber in der vorigen Woche aus alten Papieren, in denen ich jetzt fleißig umherstöbere, um alle Gerechtsame des Gutsbesitzers festzustellen, so lange das noch möglich ist, daß in dem fraglichen Teich früher vom Hof aus gefischt worden ist. Ich reite also zu Gulbe hinüber und sage: Entweder hörst Du von Georgi ab mit dem Fischen auf, oder aber Du fischest dieses Jahr über noch — dieses Recht ihm zu nehmen, hielt ich mich nicht für berechtigt — mußt aber dann übers Jahr aus dem Gesinde. Ich denke, das war korrekt gehandelt, meine Herren?"

„Ob das korrekt war?" warf der Nörgelnsche hin und zündete sich eine neue Cigarre an.

„Warum nahmen Sie dem Manne überhaupt seine Fischereiberechtigung?" fragte der Pastor mild. „Ihnen konnte an den paar Fischen nichts gelegen sein, ihn aber werden Sie dadurch tief verletzt haben, denn ihm, der, seit er denken kann, in dem Teiche gefischt hat, muß es doch erscheinen, als ob Sie einen Eingriff in sein Eigenthumsrecht begingen."

„Eben deshalb that ich es," rief der Baron. „Ich glaube nicht,

daß ein englischer Lord gestatten würde, daß sich bei seinen Pächtern die Ansicht ausbildet, sie hätten ein Recht auf sein Eigenthum. Es müssen sich auch bei uns in Bezug auf das Eigenthum gediegene Grundsätze bilden."

Das Gespräch wurde hier durch die Baronin unterbrochen, welche die Herren aufforderte, sich doch wieder der Damen anzunehmen.

Jetzt thaute auch der Doktor, der den Gesprächen der Herren ziemlich gelangweilt zugehört hatte, auf. Er war ein Poet und veröffentlichte ein um das andere Jahr einen Band Gedichte im Kommissionsverlage. Als er jetzt aufgefordert wurde, ein Erzeugniß seiner Muse vorzutragen, ließ er sich erst eine Weile nöthigen, und deklamirte dann nicht ohne Pathos eine Ballade, deren Held Walther von Plettenberg war, und eine Ode auf Patkul. Beide Dichtungen waren voll Schwung und ernteten den verdienten Beifall.

„Es ist mir unbegreiflich, Herr Doktor," sagte Fräulein Alexandra in ihrer derben Weise, „wie Ihre Gedichte so wenig Beifall finden können. Man sieht sie in keinem Hause, und doch sollten sie auf jedem Tische liegen."

„Mein Fräulein," erwiderte der Doktor mit einem wehmüthigen Aufschlagen seiner großen braunen Augen, während er sich mit der Rechten über den glänzend schwarzen Bart fuhr, „die Welt will heute von wahrer Poesie nichts wissen. Sie wendet sich dem Roman zu, und je mehr der das tägliche Leben in seiner ganzen traurigen Nacktheit darstellt, je realistischer er ist, wie man sagt, um so wärmer heißt man ihn willkommen. Was sollen auch die zarten Blüten der wahren Poesie in unserer grob-sinnlichen Zeit! Wir leben in einer demokratischen Periode, und wann gedieh in einer solchen je die Poesie?"

„Sie haben recht," rief Fräulein Alexandra eifrig, „das ist es, was Ihre Poesien so unpopulär macht. Sie sind ein Freund ständischer Gliederung, Sie verstehen die Bedeutung des Adels und Sie haben den Muth, das offen auszusprechen. Das ist es, was man Ihnen nicht verzeiht."

„Das dürfte denn doch noch zu beweisen sein," meinte der Nörgelnsche. Er kam aber bei Fräulein Alexandra schlimmer an als bei ihrem Bruder.

„Ja, ja, Herr Vetter," rief das Fräulein, „ich weiß sehr wohl, daß auch Sie des Doktors Gedichte nicht mögen. Sie sind eben auch ein halber Demokrat."

Der Angeredete lachte. „Wenn Ihre Vermuthung richtig wäre, Cousine," erwiederte er, „so müßten die Gedichte des Doktors, den ich, offen gestanden — Sie nehmen es mir nicht übel, Doktor, nicht wahr? — mehr als Menschen und Arzt schätze denn als Dichter, doch wenigstens in allen adligen Häusern zu finden sein."

„Das wäre noch kein Beweis gegen die Ansicht meiner Schwester," nahm nun der Waldburgsche, dem die Rücksichtslosigkeit, mit der die beiden das heikele Thema in Gegenwart des Doktors verhandelten, äußerst peinlich war, das Wort. „Unsere Standesgenossen haben bisher überhaupt nur allzu wenig Verständniß für die Vertretung ihrer eigenen Interessen. Denken Sie z. B. an die neue konservative Zeitung. Dieses einzige konservative Organ im Lande wird, wie ich höre, demnächst aus Mangel an Abonennten eingehen. In England ist das anders. In England würde jeder Edelmann auf dieses trefflich redigirte Organ abonnirt haben."

„Sollte das wirklich in England so sein?"

Der Pastor griff die fragliche Zeitung an, und daraus entwickelte sich nun eine lebhafte Debatte.

Als die drei sich am anderen Morgen verabschiedeten, fuhr der Nörgelnsche mit dem Doktor. „Glauben Sie," fragte ersterer, sobald sie den Gutshof verlassen hatten, „daß Fräulein Alexandra und ihr Bruder ganz zurechnungsfähig sind?"

Der Doktor blickte den Baron verwundert an. „Wie meinen Sie das?" fragte er.

„Nun man pflegt doch sonst Leute, die immer nur einen Gedanken haben und beständig nur von diesem sprechen, für nicht recht gescheidt zu halten."

„Was wollen Sie damit?"

„Nun, Doktor, Hand aufs Herz, haben Sie je mit meiner Cousine eine Unterhaltung gehabt, in der sie nicht von der Stellung des Adels sprach, oder mit meinem Vetter, ohne daß er Ihnen sein England vorritt? So etwas nennt man doch Manie."

Der Doktor war nicht gesonnen, auf diesen Scherz einzugehen. Er lächelte also ein wenig, um den Baron nicht zu verletzen, und ging dann auf ein anderes Thema über.

Unterdessen sann der Pastor, der einsam seines Weges fuhr, darüber nach, wie es doch kam, daß der sittenreine und wohlmeinende Waldburgsche, der sich doch so ehrlich bemühte, vor Gott und Menschen so recht als ein christlicher Edelmann zu leben und seinen Bauern ein guter und gerechter Herr zu sein, von eben diesen Bauern auf das tödtlichste gehaßt wurde, während die Nörgelnschen Bauern für ihren ungleich roheren und selbstsüchtigeren Herrn, der nicht einen Grundsatz im Leibe hatte und sich um Recht und Gerechtigkeit nicht mehr kümmerte, als durchaus nothwendig war, durch Feuer und Wasser gegangen wären.

„Das machen seine abscheulichen, ‚gediegenen Grundsätze‘," seufzte der Pastor endlich.

Viertes Kapitel.

Mein Recht.

Wezwagar war am folgenden Morgen eben damit beschäftigt, die Morgensuppe einzunehmen, als die Magd, die noch im Viehstall zurückgeblieben war, hineinstürzte und meldete, daß die schwarze Bläße offenbar gefährlich erkrankt sei. Die schwarze Bläße war die beste Kuh im Stall, der Bauer und sein Weib sprangen daher erschreckt auf und eilten zu dem kranken Thier. Dort wurde nun frisch zugegriffen. Die Kuh wurde aufgerichtet, mit Strohwischen abgerieben ein Trank bereitet — genug, es gab ein paar Stunden vollauf zu thun, so daß es ein Glück war, daß Peter, der Knechtsjunge, an der Kuh weniger Interesse nahm als sein Herr und sich daher noch rechtzeitig darauf besann, daß dieser ins Gut müsse, um seine Pacht zu entrichten. Sobald Peter den Bauer gefragt hatte, ob er denn nicht jetzt anspannen solle, da es doch hohe Zeit sei, winkte ihm dieser bejahend

zu, ermahnte seine Frau, im Stall zu bleiben und die Bemühungen um das Thier ununterbrochen zu kontroliren, und eilte dann in das Haus. Hier kleidete er sich so rasch als möglich um, nahm seine braunlederne Brieftasche aus dem Schränkchen an der Wand, steckte sie zu sich und sprang dann in den Wagen.

„Lebe wohl, Weiblein," rief er seiner Frau zu, die den Kopf aus der Stallthüre steckte, und ließ dann seinen Fuchs tüchtig ausgreifen. Seine Gedanken waren ganz bei der Kuh. Er hatte sie als drei Tage altes Kalb im Hofe gekauft und auf das sorgfältigste aufgezogen. So war sie denn zu einem prachtvollen Thier herangewachsen und hatte ihm auf der landwirthschaftlichen Ausstellung, die im Sommer des Vorjahrs in der Stadt abgehalten worden war, eine schöne silberne Medaille eingebracht. Wie ärgerlich, daß er jetzt fortmußte, ehe ihr Schicksal entschieden war!

Plötzlich blieb das Pferd stehen. Der Bauer fuhr aus seinem Nachsinnen auf und sah zu seinem höchsten Aerger, daß ein hochgewachsener, in Lumpen gekleideter Mann dem Thier in die Zügel gefallen war.

„Guten Morgen, Brüderchen," rief der Betrunkene mit hoher Stimme; „hat man Dich auch von Haus und Hof gejagt? Fährst Du jetzt auch von Gesinde zu Gesinde und von Krug zu Krug?"

„Laß die Zügel los, Du Schurke," rief der Bauer zornig, „oder ich werde Dich lehren die Leute auf der Landstraße aufzuhalten."

Der Betrunkene aber hielt das unruhig rückwärts drängende Thier nur noch fester und sang:

„Wohl zum Kruge wußt den Weg ich,
Aber wußt ihn nicht zur Kirche!
Ach, sie tauften mich im Kruge,
Brachten nimmer mich zur Kirche."

„Laß die Zügel fahren, Du Trunkenbold," rief der Bauer abermals, raffte die Fahrleine zusammen und sprang aus dem Wagen. Jener aber starrte ihn hin und her schwankend mit gläsernen starren Augen an und krächzte:

„Branntwein hab' ich, Bier getrunken,
Doch vertrank ich den Verstand nicht.
Mußte ja Verstand behalten,
Mit dem Herrn mich zu bereden."

Der Bauer suchte nun die Hände des Trunkenen von den Fahrleinen zu entfernen, aber dessen Finger schlossen sich nur immer fester um sie. Der Betrunkene sank endlich in die Knie, der Fuchs prallte scheuend zurück, der Wagen rollte in den Graben und fiel um.

Der Bauer packte nun zornig den Schuldigen und schleuderte ihn über den Weg, so daß er in den andern Graben kollerte. Dort raffte er sich aber wieder auf, stützte sich mit den Ellbogen auf den Weg und grinste boshaft zu dem Bauer hinüber. Die zerfetzte Pelzmütze war ihm vom Kopfe gefallen, die zerzausten Haare, der struppige Bart und die starren Augen gaben der ganzen Erscheinung ein unsäglich wüstes Aussehen.

„Hi, hi, hi!" kicherte er. „Hi, hi!" Jetzt fährst Du dahin, Wezwagar, wie ein großer Herr. Uebers Jahr, wenn der Baron Dich weggejagt hat, ruft Dich der Kukuk zum Essen und die Lerche macht Dir das Bett! Hi, hi! Ich, der lange Jehze, weiß wie es thut, wenn man auf Haidekraut schläft und sich mit Moraſt zudeckt! Ich hatte auch einmal einen Fuchs, dessen Fleisch haben aber die Füchschen gegessen und mit seinen Knöchelchen haben die Krähen Kurrnik gespielt."

Und mit jähem Umschlag in der Stimmung fing er an zu jammern: „Ach, ich Unglückseliger! Wie einen Hund haben sie mich weggejagt! Jetzt muß ich mit dem weißen Stabe durch das Land." Und nun kreischte er wieder:

„Ach, wer kaufet wohl im Laden
Für die arme Waiſ' ein Kränzlein?
Roggenblumen, Dornenblüten
Taugen für der Waiſe Kränzlein."

Der Bauer hatte unterdessen seinen Wagen aus dem Graben gezogen und wieder in Ordnung gebracht. Der Ton, den der Betrunkene zuletzt angeschlagen hatte, erinnerte ihn peinlich an seinen Schwager. Es überlief ihn kalt. Er sprang hastig in den Wagen und fuhr rasch davon. Er hörte aber noch, wie der lange Jehze, der jetzt auf der Landstraße hin und her schwankte und nach seiner Mütze suchte, wieder lustig sang:

„Heda, Brüderchen!
Wo ist die Mütze?
Im Kruge, Schwesterchen,
Als Bierkanndeckel.

Der lange Jehze war nicht immer ein Trunkenbold gewesen, er hatte sich aber als Soldat das Trinken angewöhnt und war nachher immer tiefer gesunken, so daß er schließlich aus seinem Gesinde gestoßen werden mußte. Seitdem haßte er den Baron tödtlich. Da dieser nun, wie der Leser schon weiß, seinen Bauern verhaßt war, so war der lange Jehze sicher, sich allezeit durch ein Spottlied auf ihn bei jedem Bauer eine bescheidene Mahlzeit und ein paar Gläser Branntwein verdienen zu können. Wezwagar bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme und wurde deshalb von dem Trunkenbold kaum weniger gehaßt als der Baron.

Als Wezwagar auf dem Hofe eintraf, hatt er kaum Zeit, sein Pferd anzubinden und zu bedecken. Sein Name sei schon aufgerufen worden, hieß es. Kaum hatte er das Vorzimmer, in dem sich die Wirthe drängten, betreten, so rief der Diener, der die Thüre zu dem Arbeitszimmer des Barons hütete, abermals: „Wezwagar!" Der Gerufene drängte sich nun durch die Menge und betrat das Zimmer, dessen Thür sich hinter ihm sofort wieder schloß.

Der Baron saß, die ungewöhnlich langen Arme aufgestützt, vor seinem Schreibtisch, auf dem verschiedene Packete Papiergeld lagen. Im Hintergrunde des Zimmers war der Gutsschreiber damit beschäftigt, auf einem Tisch das eingelaufene Geld nochmals durchzuzählen, den Betrag in ein vor ihm liegendes Buch einzutragen und es dann in den feuerfesten Geldschrank zu legen, der mit weit geöffneten Thüren an der Wand stand.

Das Gesicht des Barons hatte eine rundliche Form, die Nase war ein wenig gestutzt, die Lippen etwas aufgeworfen. Nur das röthlichblonde Haupthaar, das, hinten gescheitelt, glatt am Kopfe lag, und die blauen Augen erinnerten an die niedersächsische Abstammung. Das Gesicht des Schreibers war fast kugelrund, die äußere Seite der Augenbrauen stark in die Höhe gezogen, die Farbe der Augen grünlich, was zugleich mit dem Lächeln, das beständig um den Mund des Mannes spielte, dem Gesicht etwas Katzenartiges gab. Die dunklen Haare waren zurückgekämmt und lagen kaum weniger glatt am Kopf als die des Barons. Er trug einen Anzug aus grobem

Wand und hatte plumpe Schmierstiefel an den Füßen. Trotzdem trat er immer sehr leise auf.

„Wo warst Du, Wezwagar?“ fragte der Baron freundlich. „Du wurdest schon einmal aufgerufen.“

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr,“ versetzte Wezwagar, „daß ich habe warten lassen. Der Trunkenbold, der lange Jehze, machte mir das Pferd scheu, so daß es den Wagen umwarf.“

„Ah so! Nun, ich hoffe, daß Du Dich nicht beschädigt hast.“

Wezwagar trat nun an den Tisch, zog seine Brieftasche hervor und entnahm derselben einen Packen Papiergeld, den er vor dem Baron auf den Tisch legte.

Der Baron nahm das Geld in die Linke und zählte es, indem er mit der Rechten langsam die einzelnen Scheine umschlug. Dann sagte er: „Es ist richtig. Wo ist das Ei?“

Wezwagar schlug sich bestürzt mit der Rechten vor die Stirn.

„Gnädiger Herr,“ rief er dann, „ich schwöre Ihnen, daß meine Frau mir schon gestern Abend das Ei neben die Brieftasche legte, daß ich es aber in der Eile vergaß.“

„Hattest Du denn so große Eile?“ fragte der Baron mit ungläubigem Lächeln.

„Ja, gnädiger Herr. Als ich heute morgen bei der Milchsuppe saß, kam die Magd hereingestürzt und sagte mir, daß die beste Kuh schwer krank geworden sei. Wir eilten sogleich hinaus und waren so lange um die Kuh beschäftigt, bis mich der Junge daran erinnerte, daß ich zu Hofe müsse. Ich fuhr in aller Eile in meine Kleider und kam dann hierher. So vergaß ich das Ei.“

„Vorhin gabst Du als Entschuldigung für Dein spätes Kommen ein Zusammentreffen mit dem langen Jehze an.“

„Gnädiger Herr,“ rief Wezwagar eifrig, „glauben Sie, daß ich Sie belügen will? Beides trug sich so zu, wie ich es Ihnen erzählte. Erst erkrankte die Kuh und nachher fiel der lange Jehze mir in die Zügel.“

„Im vorigen Jahr brachtest Du das Ei auch nicht, obgleich Dir damals weder eine Kuh erkrankte, noch jemand dein Pferd aufhielt.“

„Gnädiger Herr!“ rief Wezwagar und trat hart an den Tisch

heran, „im vorigen Jahr hatte ich das Ei wirklich vergessen, diesmal aber haben meine Frau und ich es seit Wochen bereit gehalten und ich bin nur durch die Eile, in der ich mein Haus verließ, daran verhindert worden, es Ihnen zu bringen."

Der Baron zuckte die Achseln.

„Es ist gleichgiltig, warum Du es mir nicht brachtest. Ich sagte Dir, daß, wenn Du mir auch in diesem Jahr das Ei nicht bringst, der Weg durch den Wald damit für Dich geschlossen ist. Andersohn," wandte sich der Baron an den Schreiber, der scheinbar in seine Bücher vertieft, doch mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, „Andersohn, protokolliren Sie, daß Wezwagar, weil er das stipulirte Ei nicht gebracht hat, den Weg durch den Wald nicht mehr benutzen darf."

„Ja wohl, Herr Baron," schallte es zurück.

Wezwagar stand wir erstarrt da und rang mühsam nach Luft. „Gnädiger Herr," sagte er endlich mit bebender Stimme, „Sie werden meine Vergeßsamkeit nicht so streng bestrafen."

„Ich werde sie gar nicht bestrafen," erwiderte der Baron kalt. „Meine Anordnung ist eine einfache und streng gerechte Folge Deines Verfahrens. Ich sagte Dir gleich anfangs, daß, wenn Du mir einmal das Ei nicht bringen würdest, der Weg durch den Wald für Dich verschlossen bleiben müsse. Du brachtest es mir im vorigen Jahr nicht. Ich sah, weil ich Dir wohl will, darüber hinweg, sagte Dir aber, daß, wenn das Ei noch einmal ausbliebe, der Weg für Dich verloren wäre. Es ist ausgeblieben — einerlei aus welchem Grunde — und eben damit ist der Weg für Dich gesperrt."

„Gnädiger Herr," sagte der Bauer jetzt, „Sie scherzen mit mir. Sie sind mir immer ein guter Herr gewesen, Sie werden mir mein Recht auf den Waldweg nicht nehmen."

Wezwagar hatte in seiner Aufregung das allerunglücklichste Wort gewählt.

„Dein Recht?" fragte der Baron gedehnt. „Ich will Dich lehren, was für ein Recht Du und Ihr alle auf meinen Wald habt. Nicht mit einem Fuß betrittst Du mir den Wald mehr. Nie, in Deinem ganzen Leben nicht."

Wezwagar stand wie betäubt da. War der Mann da vor ihm

wirklich sein guter und gerechter, wenn auch strenger und harter Herr? Er fühlte, wie sein Jähzorn jach in ihm aufstieg.

„Herr," rief er mit mühsam unterdrücktem Zorn, indem er dicht an den Baron herantrat und seinen Arm berührte, „Herr, ist das Ihr letztes Wort?"

Der Baron sah ihm scharf und kalt in die zornflammenden Augen. „Natürlich," erwiderte er.

Der Bauer wandte sich rasch um und verließ ohne Gruß das Zimmer. Der Baron erhob sich ein wenig, als wolle er ihm folgen, setzte sich aber wieder und blickte starr auf das vor ihm liegende Geld. Sein gutes Herz und sein von thörichten Prinzipien eingeschnürter Verstand kämpften mit Blitzesschnelle einen harten Kampf. Sein Herz trieb ihn an aufzuspringen, den Mann, der ihm einst das Leben gerettet hatte und der jetzt sein bester Bauer war, zurückzurufen und zu ihm zu sprechen: Bring mir heute Abend das Ei, so ist alles vergeben und vergessen. Sein Verstand aber rieth ihm: Gib ja nicht nach. Gerade hier bietet sich eine Gelegenheit, vor aller Welt zu zeigen, daß vor Dir kein Ansehn der Person gilt, daß Du nur von den Prinzipien der strengsten Gerechtigkeit geleitet wirst.

Sein Herz war eben im Begriff zu siegen und er erhob sich schon, als der Schreiber hinter ihm sagte: „Ja, das geht in so einen Bauernkopf schwer hinein, daß man bei dem Baron mit solchen Praktiken nicht durchkommen kann. Der Wezwagar schien so sicher zu hoffen, daß er sich doch noch ein Servitut auf den Weg erschleichen würde. Geben Sie Acht, Herr Baron, in zehn Minuten ist er mit dem Ei hier, und im nächsten Jahr geht das Spiel aufs neue an."

Das unselige Wort veränderte mit einem Schlage alles. Der Baron setzte sich wieder.

Der geschilderte Vorgang hing so zusammen: Die große Heerstraße, die der Meeresküste parallel läuft, vereinigt sich auf Waldburgschem Gebiet in spitzem Winkel mit einer anderen, die aus dem Innern des Landes herankommt. Unweit dieser letzteren Straße liegt nun das Wezwagargesinde. Wollten seine Bewohner in die nur einige Meilen entfernte, im Süden gelegene Stadt, so mußten sie, wenn sie die Landstraße benutzten, erst auf ihr bis zur Heerstraße und dann

auf dieser in spitzem Winkel wieder zurückfahren. Dadurch wurden sie zu einem Umweg von fast einer Meile gezwungen. Nun hatte der Baron in Anbetracht dieses Umstandes dem Bauer gestattet, einen Holzweg, der gerade durch den Gutswald führte, zu benutzen, hatte sich aber dafür, damit der Bauer nicht etwa durch die unentgeltliche Benutzung des Weges ein Recht auf denselben erwerbe, die Zahlung eines Hühnereies ausbedungen.

Wezwagar hatte sich wie ein Unsinniger durch die ihn verwundert anblickenden Wirthe gedrängt und war hinausgeeilt ins Freie. Sein erster Gedanke war, in seinen Wagen zu springen, nach Hause zu jagen und sich das Ei zu holen. Er ergriff auch bereits die Decke des Pferdes, um sie ihm abzunehmen, als er plötzlich anderen Sinnes wurde. Die ganze Geschichte war denn doch zu toll. Sollte er wie ein dummer Junge nach Hause zurückeilen, nur um dem Baron zu beweisen, daß er nicht gelogen habe? Der Baron kannte ihn genug, um zu wissen, daß er nicht lügen würde. Die Scham über seine lächerliche Lage trieb ihm das Blut zu Kopf. Es regte sich in ihm ein heftiger Unwille gegen den Baron. War dieser nicht so hart und schlecht, wie ihn die Leute schilderten? Aber nein, nein und tausendmal nein, so war er nicht. Der Bauer wischte sich mit der Rechten die kalten Schweißtropfen von der Stirn. Vergeblich suchte er nach einem Motiv für die Handlungsweise des Barons. Es war ihm, als ob er in einem tollen Traum läge und als ob nun sein Weib neben ihm sagen müßte: Was träumst Du, mein Liebling? Du wälzest Dich hin und her und stöhnst schwer.

Unschlüssig und verwirrt stand der Bauer, die Hand noch immer an der Pferdedecke, da und blickte vor sich nieder. Da kam ihm Erlösung von seinem Weibe, wie er das erwartet hatte.

„Wirth," sagte plötzlich die Stimme des Knechtsjungen Peter neben ihm, „die Wirthin schickt Euch das Ei, das Ihr zu Hause vergessen habt."

„Dank, Weiblein, tausend Dank!" dachte Wezwagar, nahm dem Jungen das Ei aus der Hand, eilte zurück in das Vorhaus und ließ sich sofort bei dem Baron melden. Er wurde auch sogleich vorgelassen. Als er eintrat, räusperte sich der Schreiber vernehmlich.

„Herr!“ rief Wezwagar, sobald er vor dem Baron stand, freudestrahlend, und wischte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Wangen, „Herr, mein Weib hat das Ei zu Hause bemerkt und es mir nachgeschickt. Hier ist es.“ Mit diesen Worten hielt er dem Baron ein großes schneeweißes Ei hin.

Dieser aber versetzte, ohne das Ei zu berühren, kalt: „Jetzt ist es zu spät, Wezwagar,“ und fuhr dann, als der Bauer sich nicht rührte und ihn nur starr anblickte, fort: „Ich will Dir nun noch etwas sagen, Wezwagar. Ich bin es nicht gewohnt, daß meine Wirthe ohne Gruß von mir gehen, und beabsichtige auch nicht, mich künftig daran zu gewöhnen. Verstehst Du?“

Als der Baron so redete, überkam der Zorn den Bauer mit Allgewalt. Er warf das Ei auf den Tisch, daß der Dotter den Tisch, den Baron und das Geld bespritzte, wandte sich um und verließ hochaufgerichtet das Zimmer.

Die Wirthe, welche sich draußen im Vorzimmer befanden, hatten unterdessen bemerkt, daß sich zwischen dem Baron und Wezwagar merkwürdige Dinge zutrugen. Jetzt lösten sich Namik, Wilks und Pilskaln, die eigentlich schon fertig waren und nur noch mit Bekannten geplaudert hatten, von diesen los und folgten Wezwagar in den Hof. Wezwagar schien sie nicht zu bemerken. Er ging mit großen Schritten auf seinen Wagen zu. Die Wirthe, welche das Ei hatten aufklatschen hören, glaubten sich den Ton nicht anders erklären zu können als durch die Annahme, daß ein übrigens beim Waldburgschen unerhörter Fall eingetreten sei, und der Baron den Bauer geschlagen habe.

„Hat der Schurke Dich geschlagen?“ fragte Pilskaln gerade heraus.

Wezwagar blieb stehen und starrte den Frager wild an. Dann schwang er den rechten Arm hoch in die Höhe und rief: „Glaubst Du, daß er, wenn er mich berührt hätte, noch am Leben wäre?“

„Nun, nun,“ beschwichtigte Namik, „die Frage war nicht böse gemeint. Was gab es denn?“

„Wir hörten einen Ton, wie einen Schlag,“ sagte Wilks, „und glaubten, der Baron habe Dich geschlagen.“

„Wißt Ihr, was da klatschte?“ rief Wezwagar höhnisch auflachend. „Ein Ei, das ich vor dem Baron auf den Tisch warf, daß es den

sauberen Herrn und seinen Tisch und sein Geld über und über bespritzte! So spreche ich mit ihm, ich, Wezwagar! Ich habe das Bürschchen aus dem Meer gezogen, wie man ein Kätzchen herausholt, das in den Zuber gefallen ist, und es will mir nun mein gutes Recht nehmen, es will mich zu Grunde richten! Oho, es gibt noch ein Recht in Kurland und Gerechtigkeit für Jedermann! Und nun fahre ich erst recht durch den Wald, und wenn sich mir zwanzig Barone in den Weg stellten mit allen ihren Buschwächtern! Es gibt noch einen Generalgouverneur in Riga und den Kaiser in Petersburg, die nicht dulden werden, daß wir hier aus Laune zu Grunde gerichtet werden!"

Wezwagar war weder seiner Worte mächtig noch seiner Geberden. Er hatte, während er so redete und mit der Faust nach dem Wohnhaus hinüberdrohte, das halbunbewußte Gefühl, daß sein Benehmen sehr unsinnig war und ihm später bitter leid thun würde, aber sein jähzorniges Temperament war ganz und gar Herr über ihn geworden.

Als Wezwagar das Zimmer des Barons verlassen hatte, war dieser, nun auch seinerseits kreidebleich aber äußerlich durchaus ruhig, aufgestanden und hatte den Diener herbeigerufen. „Das Ei ist zerbrochen," sagte er dann, „Du mußt hier aufwischen." Als der Diener gegangen war, hatte er wieder Platz genommen und aufmerksam in ein Rechnungsbuch geblickt, das er sich für diesen Zweck vom Tisch des Schreibers geholt hatte.

Der Schreiber war nun auch aufgestanden und hatte sich an ein Fenster gestellt. Nach einiger Zeit ließ er einen kichernden Ton hören.

Der Baron wandte sich nach ihm um und fragte: „Was gibt es?"

„Der Wezwagar droht mit der Faust hierher," war die Antwort.

„Wirklich?" fragte der Baron mit ruhiger Stimme, aber mit funkelnden Augen. „Also er droht mit der Faust hierher! Anderssohn, schicken Sie dem unsinnigen Menschen sofort eine schriftliche Kündigung."

„Ja wohl, Herr Baron."

Draußen war es unterdessen den Wirthen gelungen, Wezwagar

soweit zu beruhigen, daß er sich bereit erklärte, mit ihnen in den Krug zu fahren. Er besuchte sonst nie an einem Wochentage das Wirthshaus, aber heute war es ihm ein Bedürfniß, mit den geschworenen Feinden des Barons zusammen zu sein. Er trank mit ihnen ein Glas nach dem anderen und stieß immer wildere und wildere Drohungen gegen den Baron aus. Seinen Kameraden war das eben recht, und sie bestärkten ihn nach Kräften in seinen veränderten Anschauungen.

Erst spät am Nachmittag verabschiedete sich Wezwagar von ihnen und fuhr allein seinem Hause, seinem Weibe zu.

Fünftes Kapitel.

Meine Schuld.

Wezwagar war in der widerwärtigsten Stimmung. Ihm war zu Muth wie einem für gewöhnlich nüchternen mäßigen Manne, der viel auf sich hält und der sich nun sagen muß, daß er sich einen Rausch angetrunken und vor vielen Leuten wie ein Betrunkener benommen habe. Jetzt, wo der Jähzorn von ihm gewichen war, schämte er sich desselben tief, noch mehr, bereute er ihn tief. „Wäre ich ruhig geblieben," sagte er sich, „so hätte der Baron doch noch nachgegeben, wenn nicht jetzt, so doch gewiß nach einem Jahr. Und nun? Nun ist alles aus." Dieses alles umfaßte ein Meer von Frieden und Glück, nicht nur für ihn, nein, auch für sein Weib. In all dem Schmerz, der des Bauern Herz durchwühlte, stand der Gedanke an sein Weib doch immer obenan. Aber ließ sich denn wirklich gar nichts mehr thun, um das Unglück noch abzuwenden? Wie, wenn er morgen hinüberfuhr in den Hof und den Baron um Verzeihung bat? Nein, das konnte nichts helfen. Der Mann, der ihm den Wald verschloß, weil er das Ei ein wenig später brachte, konnte ihm seinen Zornausbruch, der noch dazu in Gegenwart des Schreibers erfolgt war, nimmermehr verzeihen. Er würde den Bauern mit Schimpf und

Schande aus dem Zimmer jagen. Als Wezwagar an diese Möglichkeit dachte, stieg ihm das Blut wieder so jäh zu Kopf wie am Vormittag.

Nein, das ging nicht, darauf konnte er es nicht ankommen lassen. Da gab er lieber sein Gesinde hin. „Ich bin vierzig Jahre lang ein armer Fischerknabe und Fischerknecht gewesen," dachte er, „ich verstehe zu arbeiten, und ich werde mir schon mein Brot verdienen. Es wird anfangs bitter schmecken, aber ich werde mich daran gewöhnen, wieder Fremden zu dienen. Ich — ja, aber mein Weib? O, die ist brav und fleißig, die wird sich auch darin finden."

Der Bauer sah im Geist, wie sein Weib so recht lebensfroh in dem eigenen Heim schaltete, wie sie mild und doch fest die Leute regierte, so daß in ihrem Hause mehr gearbeitet wurde als in allen anderen. Und doch gingen die Leute für sie durch Feuer und Wasser. Jetzt sollte sie durch seine Schuld das alles verlieren, mit ihm in eine Knechtskaserne ziehen auf ein Gut oder in die Knechtsstube eines Gesindes. Er sah die schlecht verhehlte Schadenfreude voraus, mit der die übrigen Bäuerinnen ansehen würden, wie die Tochter des armen Strandbauern nun hinabsteigen mußte von dem vielbeneideten Hausfrauensitz im fetten Wezwagargesinde, um eine Knechtsfrau zu werden.

Als der Bauer daran dachte, stieg ein grimmiger Haß gegen den Baron in ihm auf und verwirrte ihm den sonst so klaren Sinn.

Durfte ihm der Baron überhaupt das Gesinde nehmen? Vor dem Gesetz vielleicht, aber durfte er es auch vor Gott? Mußte ihn aber dann nicht auch das Gericht in seinem Recht schützen? Wenn er Recht hatte vor Gott und das Gericht schützte ihn nicht in seinem Recht, dann mußte er eben zur Selbsthilfe greifen, dann mußte er die Gerechtigkeit selbst in die Hand nehmen und — ja, was war das für ein schreckliches „und"!

Der Bauer erhielt sein Pferd, das den ganzen Tag über nichts gefressen hatte und jetzt ungeduldig nach Hause wollte, mit starker Hand im Schritt und sann nach über dieses entsetzliche „und", das sein Antlitz erdfahl färbte und seine starken Glieder wie im Fieber beben ließ. Er wußte, daß er nicht war wie die anderen, die Jahre

lang mit in der Tasche geballter Faust umhergehen und sich immer und immer wieder gegenseitig aufreizen konnten, ohne doch zu einem Entschluß zu kommen. Wenn er sich erst für dieses entsetzliche „und" entschied — dann wehe dem Baron, wehe ihm selbst!

Während die Seele des Bauern hinabgestiegen war in die finstersten Tiefen des Menschenherzens, lächelte rings um ihn der köstlichste Frühlingsabend. Der dichte Wald, durch den der Weg führte, war ein aus allen Holzarten, aus Kiefern, Tannen, Lärchen, Birken, Eschen und Eichen gemischter, recht wie die Vöglein und die Thiere des Waldes ihn lieben. Jetzt klang er wieder von vieltausendstimmigem Vogelgesang, die Waldschnepfen zogen sich jagend über die feuchten Lichtungen, auf den Waldwiesen sah man schon äsende Rehe. Kein Blättlein regte sich an den Bäumen, als ob sie alle den Athem anhielten, um sich des lauen Frühlingsabends ganz zu erfreuen.

Dort, wo der enge Gesindeweg von der Landstraße auf die Lichtung und zum Gesinde abführte, hielt das Pferd plötzlich an.

Als Wezwagar aus seinem Grübeln auffuhr, sah er sein Weib vor sich. Die Bäuerin lehnte an einer schlanken Birke, und die untergehende Abendsonne übergoß mit ihrem Roth den weißen Stamm der Birke und die holden Züge des jungen Weibes. Ach, ihre Strahlen glänzten in den Thränen wieder, die unaufhaltsam über die zarten Wangen herabrannen!

Der Bauer sprang aus dem Wagen, ging auf sein Weib zu und schloß es in seine Arme. Die junge Frau verbarg ihr Haupt an seiner breiten Brust, und nur das gewaltsame Zucken ihres Leibes verrieth ihm, daß sie bitterlich weinte.

Der Fuchs hatte eine Weile still gehalten und den Kopf mit gespitzten Ohren nach der Bäuerin gewendet, als erwartete er, daß sie ihm wie gewöhnlich, wenn er nach Hause kam, eine Brotkruste reichen würde; da er aber gar nicht beachtet wurde, so stieß er erst ein leises Wiehern aus und ging dann, als auch das nicht verfing, langsam, im Schritt nach Hause. Der verhallende Ton seiner Hufen und das Knirschen der Wagenräder auf dem Kies des Weges unterbrachen allein die Abendstille.

„Weiblein," fragte der Bauer nach einer Weile mit bebender Stimme, „weißt Du um alles?"

Keine Antwort.

Der Bauer richtete nun mit der Rechten das in Thränen gebadete Gesicht seiner Frau empor und küßte sie heiß auf Augen, Stirn und Mund. Die Bäuerin überließ sich ihm widerstandslos.

„Hat man Dir alles gesagt?" wiederholte er.

Sie nickte.

„Wer?"

Die Bäuerin fuhr sich mit dem Taschentuch über Augen und Gesicht und erwiderte mühsam: „Gulbe."

„Kam Gulbe eigens deshalb zu Dir?"

„Nein," erwiderte die Bäuerin und bemühte sich, ihrer Thränen Herr zu werden. „Er fuhr zur Stadt. Ich hatte die schwarze Bläße hinausgetrieben, da wurde er mich gewahr und hielt an."

„Nun, und was sagte er?" fragte der Bauer finster.

„Ach, wozu soll ich das wiederholen?"

„Sprich nur. Was sagte er?"

„Er sagte," schluchzte die junge Frau und verbarg ihr Antlitz wieder an seiner Brust, „er sagte, daß der Baron Dich geschlagen habe!"

Der gewaltige Körper des Bauern erbebte. „Das hat er nicht gethan," sagte er ganz leise.

Die Bäuerin erhob ihr Haupt und sah ihn fragend an.

„Nein, das hat er nicht gethan. Er wies aber das Ei zurück, weil ich es ihm, wie er behauptete, zu spät brachte, und verbot mir den Weg durch den Wald."

Das Antlitz der Bäuerin erhellte sich. „War es weiter nichts?" fragte sie. „Das ist ja auch schlimm genug, aber doch nicht so schrecklich."

Der Bauer schwankte einen Augenblick, ob er seinem Weibe jetzt gleich die volle Wahrheit sagen sollte; es kam ihm aber unrecht vor, sie zu täuschen.

„Weiblein," begann er, „das ist noch nicht alles."

Die Bäuerin blickte ihn erschreckt an. Wenn sie erregt war, zogen sich auf ihrer Stirn zwischen den Brauen ein paar Falten zusammen, die ihrem guten unschuldigen Gesichtchen einen unsäglich rührenden Ausdruck gaben.

„Als der Baron das Ei nicht nahm," fuhr der Bauer fort, „da überkam es mich —"

„Um Gott, Du hast doch nicht —"

„Ich warf das Ei vor ihm auf den Tisch und ging davon."

Die Bäuerin hatte sich von ihrem Mann gelöst und wieder an die Birke gelehnt. Jetzt verhüllte sie ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Ueber ihr flatterte ängstlich lockend und rufend ein Finkenpaar von Zweig zu Zweig. Dem hatten die Kinder des Knechts am Morgen das kaum begonnene Nest zerstört.

„Weiblein," rief der Bauer, „Weiblein!"

„Ach laß mich nur!" schluchzte die Bäuerin. „Ich habe nicht verdient, Dein Weib zu sein."

„Was weinst Du, mein Weiblein?"

„Ach, nenne mich nicht Dein Weiblein, mich, die ich über Dich Guten so schweres Leid gebracht habe!"

„Mein Herzensweib, Dich trifft keine Schuld."

„Gewiß trifft sie mich und nur mich. Ich wußte, wie viel an dem Ei lag, wie konnte ich Dich von mir lassen, ohne mich überzeugt zu haben, daß Du es mithattest!"

„Mein liebes, liebes Weiblein, ich wußte das so gut wie Du. Mich trifft die Schuld und niemand anders."

Die freundlichen Worte des Bauern machten seine Frau nur noch unglücklicher. „Ach, was würde mein seliger Vater dazu sagen," rief sie, „daß ich so pflichtvergessen gewesen bin! Wie soll ich mir das je vergeben!"

Die beiden standen noch lange bei einander, und die Sonne war längst untergegangen, als sie sich dem Gesinde näherten. Ueber dem Bemühen, sein Weib zu trösten, war der Groll des Bauern gegen den Baron zurückgetreten vor der Trauer über die Thatsache; er loderte aber wieder hell auf, als er, sobald er sein Haus betrat, die

Kündigung vorfand. „Gut!“ knirschte er, indem er das zerknitterte Schreiben auf den Boden warf und mit Füßen trat, „gut!“ Du kündigst mir; wir wollen aber sehen, wer zuerst heraus muß, Du aus dem Hof oder ich aus dem Gesinde!“

Die Bäuerin nahm den erwarteten Schlag verhältnißmäßig ruhiger auf. Sie fand die Kündigung auch natürlich und in der Ordnung; sie hütete sich aber wohl, diese Ansicht vor ihrem Manne zu entwickeln und ihn dadurch noch mehr zu reizen. Sie maß innerlich die Schuld an allem Unglück nach wie vor hauptsächlich sich zu, und sie war sehr niedergedrückt, sie sagte sich aber, daß es jetzt galt, vor ihrem Manne gefaßt zu erscheinen. Sie sprach daher, obgleich ihr bei dem Gedanken, ihr liebes Wezwagar verlassen zu müssen, das Herz still stand, so ruhig als möglich:

„Sei nur unbesorgt, Georg, wir finden schon ein anderes Gesinde. Ein Mann wie Du wird sich nicht lange nach einem solchen umzusehen brauchen.“

„Ehe ich das thue, muß ich doch erst aus Wezwagar vertrieben sein,“ erwiderte der Bauer mit funkelnden Augen.

Die Bäuerin that, als ob sie die Drohung, die in diesen Worten lag, nicht verstanden hätte. „Ich meine natürlich nur im schlimmsten Fall,“ fuhr sie fort und streichelte ihrem dreijährigen Erstgeborenen, den sie auf den Schoß genommen hatte, den flachsblonden Kopf. „Wir werden uns in dem neuen Gesinde gewiß bald ein eben so trauliches Daheim schaffen, wie wir es hier haben.“

„Es ist auch ganz gut, daß wir hier fortmüssen,“ sprach sie weiter, als ihr Mann, der, den Kopf auf die hohle Hand gestützt, bewegungslos dasaß, schwieg, „hier muß es zwischen dem Baron und den Bauern doch bald zu Händeln kommen, in denen Du, der Du den Baron achtest und liebst, viel leiden würdest. In dem neuen Gesinde werden wir damit nichts zu thun haben.“

Der Bauer lächelte spöttisch; aber es that ihm doch wohl, daß seine Frau von dem „neuen Gesinde“ so sicher sprach, als ob er ein solches schon gepachtet hatte. Sie hatte übrigens recht, er war vorhin zu kleinmüthig gewesen. Mit dem Knechtsstande hatte es noch gute Weile.

„Wenn wir weiter im Lande wohnen werden, werden wir auch besseres Vieh halten können," fuhr die Bäuerin fort. „Darauf freue ich mich ganz besonders. So große Kühe wie unsere schwarze Bläße können bei der Waldweide hier doch nicht gut fortkommen."

Der Bauer hatte sich erhoben und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er plötzlich vor seiner Frau stehen und fragte, während es in seinem Gesicht seltsam zuckte: „Frau, wenn ich nun aber ein Knecht werden müßte und Du eine Knechtsfrau?"

Die Frau sah ihn aus ihren großen Augen ernst an und erwiderte langsam: „Wenn Du ein Knecht werden müßtest, so müßtest Du nichts anderes werden, als was Du lange gewesen bist, und wenn ich eine Knechtsfrau werden müßte, so würde ich nichts anderes werden, als was ich, die Tochter eines armen Strandbauern, ohne Dich jetzt ohnehin wäre. Gottes Wille geschehe, nicht unserer. Wir sind auch als Knecht und Knechtsfrau Gottes Kinder."

Der Bauer beugte sich auf sein Weib nieder und küßte es heiß. Dann ging er wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und rang, während die Bäuerin ihren Knaben, der auf ihrem Schoß eingeschlafen war, zu Bett brachte, mit sich selbst. Die wunderbare Größe seines einfachen schlichten Weibes, für die er Verständniß hatte, machte ihm die Seele weit und groß; aber der Gedanke an die Erlebnisse des heutigen Tages schnürte sie wieder ein. Jetzt erschien ihm die Nothwendigkeit, sein Gesinde aufgeben zu müssen, wie kein unerträgliches Unglück — blieben ihm doch sein herziges Weib, seine lieben Kinder, reichliche Habe; jetzt wieder empörte sich sein männlicher Sinn wider jede Resignation, schrie alles in ihm nach Rache an dem Baron — verlor er doch um einer Laune willen das Gesinde, das er so lange und sorgsam bebaut hatte, mußte doch auch sein Weib hinaus in die Fremde!

Als die Bäuerin vor dem Schlafengehen das Vaterunser gesprochen hatte, betete sie laut weiter: „Ja, Herr, vergib uns unsere schwere Schuld. Strafe uns, gnädiger Gott, nicht dadurch, daß Du Ungeduld aufkommen läßt in unseren Herzen, sondern verleihe uns vielmehr Geduld, daß wir uns willig beugen unter Deine Hand.

Laß uns stets eingedenk sein der eigenen Sündhaftigkeit, auf daß wir nicht ins Gericht gehen mit unserem Nächsten. Gib uns nicht Gedanken der Rache, sondern des Friedens und des Verzeihens. Gib, daß wir erkennen, daß nichts geschieht wider Deinen allezeit guten und gnädigen Willen! Amen."

Der Bauer saß mit gefalteten Händen still neben seinem Weibe. Es erschien ihm jetzt der ganze Handel, der ihn eben noch bis ins Innerste erregt hatte, gar erbärmlich, ja es kam ihm vor, als ob er ihn eigentlich kaum angehe. Was lag an dem Gesinde? War nur seine Frau bei ihm mit ihrer weichen melodischen Stimme und ihrem frommen geraden Sinne; da erschien es im Grunde gleichgiltig, ob sie beide in Wezwagar hausten und sich liebten oder sonst wo. Der Bauer dachte jetzt ohne Groll an den Baron wie an einen ihm fremden und gleichgiltigen Menschen.

Als aber Wezwagar am folgenden Morgen nach kurzem Schlaf erwachte und die Erinnerung an die Erlebnisse des vorhergehenden Tages plötzlich vor ihm stand, überkam ihn wieder jene widerwärtige Empfindung, in der er sich gestern seinem Heim genähert hatte. War es denn wirklich möglich, daß all das Glück, das ihm bisher an jedem Morgen entgegenlachte, auf Nimmerwiedersehen verschwunden war? Und warum? Weil er in der Eile ein Ei vergessen hatte. Das war barer Unsinn. Ein so dummes Ding wie ein Ei konnte ein Menschenglück nicht zerstören. Es mußte noch alles gut werden, es galt nur, kalt zu überlegen und klug zu handeln.

Der Bauer richtete sich in seinem Bett auf, stützte sich auf seinen rechten Arm und blickte durch das Fenster hinaus in die Morgendämmerung. Was thun? Sollte er zum Baron fahren und ihn zu versöhnen suchen? Das ging nicht, er hatte den Baron zu schwer beleidigt. Sollte er das ganze Erlebniß als eine Fügung Gottes hinnehmen und sich, froh der ihm gebliebenen Güter, geduldig von Haus und Hof treiben lassen? Gestern Abend war ihm das so selbstverständlich, so leicht erschienen — heute lehnte sich alles in ihm dagegen auf. Hatte der Baron das Recht, ihm den Weg zu verbieten? Nein, denn in dem Pachtvertrage war nur verabredet worden, daß der Bauer das Ei pünktlich am 23. April entrichten müsse. Diese Be-

dingung hatte er erfüllt, der Baron durfte ihm also den Waldweg nicht versperren. Durfte der Baron ihm das Gesinde kündigen? Wezwagar hätte diese Frage gern verneint, aber er mußte sie doch bejahen. Der Baron hatte ihm das Gesinde immer nur auf ein Jahr verpachtet; es kam daher nur auf ihn an, ob er den Pachtvertrag verlängern wollte oder nicht. Nun war dem aber so nur in der Theorie, denn in der Praxis wurden die Waldburgschen Gesinde von ihren Inhabern nicht ohne Grund als auf ihre Lebenszeit verpachtet angesehen, da es noch nie vorgekommen war, daß der Baron einem Bauern, der tüchtig war und sein Gesinde in Ordnung hielt, das Pachtgeld erhöht oder ihm gar gekündigt hatte. So erschien der ganze Vorgang Wezwagar als eine empörende Ungerechtigkeit. Konnte nun aber eine Handlungsweise, die ungerecht war, zugleich gerecht sein? Vor Menschen ja, vor Gott nein. Vor Gott lag hier einzig eine gen Himmel schreiende Ungerechtigkeit vor. Wie, wenn Wezwagar nun diese Ungerechtigkeit nicht menschlichen Gerichten, sondern Gottes Gericht zur Entscheidung vorlegte? Wenn er diese Entscheidung durch sein von Gott erleuchtetes Gewissen fällte und die Sentenz dann selbst vollstreckte?

Wezwagar stand wieder an dem Punkt, zu dem er bereits gestern zu seinem Schrecken gelangt war. Er sprang mit einem Satz aus dem Bett und fuhr eilig in die Kleider. Seine Frau schien sein Aufstehen nicht zu bemerken und nach wie vor fest zu schlafen. „Gottlob, daß Du Dir wenigstens die Sorgen verschlafen kannst," dachte er und eilte dann hinaus ins Freie. Er wollte sich die bösen schweren Gedanken fortarbeiten.

Als er auf den Hof trat, schien es ihm, als ob ihn der Knechtsjunge, der, mit einem Pflug auf der Schulter, eben sein Pferd aus dem Stall zog, mit spöttischem Lächeln betrachte. Peter hatte eben dem Braunen gegenüber einen Witz gemacht und lächelte nun für seinen Zuhörer; Wezwagar aber glaubte, der Junge habe wohl auch schon von dem Gerücht gehört, daß der Baron ihn geschlagen habe, und lache nun darüber. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf, er sagte aber nichts, sondern begab sich mit Pferd und Pflug auf das Feld und ackerte dort so rasch und sicher wie gewöhnlich. In seinem

Innern aber wälzte er immer drei Fragen umher. Wenn er die Furche begann, so dachte er: Es wird sich schon noch ein Ausweg finden lassen und alles gut werden; wird es nicht gut, so ist das auch kein Unglück, meinte er, wenn er sich in der Mitte des Feldes befand; wenn er den Graben erreicht hatte und sein Pferd auf dem Feldrain umwandte, schrie alles in ihm nach Rache.

Die Frühstücksstunde war längst herangekommen, aber der Knecht und der Knechtsjunge warfen heute vergeblich fragende Blicke auf ihren Herrn, der, mit raschen Schritten hinter seinem schweißtriefenden Pferd einherschreitend, seine Furchen so tief und regelmäßig zog, als habe er eben mit der Arbeit begonnen.

Endlich sagte der Knecht: „Wirth, es ist Frühstückszeit!"

„Gut," erwiderte Wezwagar, spannte sein Pferd aus und ging mit den Leuten nach Hause. Dort begrüßte er sein Weib kurz und zerstreut, nahm schnell und schweigend sein Frühstück ein und ging dann sofort in den Stall. Er holte aus diesem ein anderes Pferd und ackerte wieder so rasch und regelmäßig, wie sein Geist die Fragen erwog, auf die er keine entscheidende Antwort fand. Er hatte heute keinen Sinn für den blauen Frühlingshimmel über ihm, den Vogelgesang, der vom Walde her zu ihm herüberschallte, und das üppige Grün der prächtig gedeihenden Winterfelder.

So bemerkte er auch das seltsame Gespann nicht, das auf dem vielerwähnten Waldwege daherkam. Es war ein jämmerliches Fuhrwerk: das Pferd rauhhaarig, klein und entsetzlich mager, das Angespann geflickt und zerrissen, der Wagen auf unbeschlagenen Rädern, die sich mit lautem Quiken um die Achsen drehten. In diesem Wagen saßen Breede und seine Frau.

Als Breede Wezwagar erblickte, wandte er sich zu seiner Frau und jammerte: „Erbarme Dich, was wird er sagen?"

„O, er weiß ja von nichts," erwiderte die Frau, „und mit Deiner Schwester werde ich reden. Sie ist eine kluge Frau und wird verstehen, daß man Unglück haben kann."

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich! Erbarme Dich!" wehklagte aber Breede, ohne näher anzugeben, worüber seine Frau sich erbarmen sollte.

„Sei nur guten Muthes," tröstete diese, „Wezwagar weiß von nichts."

„Aber wenn er doch schon darum wüßte?" fragte Breede und zog die Zügel an. Der Gaul blieb sofort stehen und suchte mit der weit vorgestreckten Oberlippe das Gras am Rande des Grabens zu erreichen; die Bäuerin aber riß ihrem Mann ungeduldig die Peitsche aus der Hand und schlug so derb auf das Thier los, daß es, für einige Augenblicke wenigstens, in eine Art Trab verfiel.

Je näher das Gefährt Wezwagar kam, um so mehr fiel Breede in sich selbst zusammen. Auch seiner Frau schlug das leichtlebige Herz schneller, denn sie hatte vor dem Schwager gewaltigen Respekt.

Wezwagar bemerkte den Wagen, der schon seit einer Weile in seiner Nähe hielt, erst, als ein unbestimmter jammernder Ton, den Breede ausstieß, sein Ohr erreichte. Er hielt nun sein Pferd an, stützte sich auf seinen Pflug und sagte: „Willkommen!"

Die Schwägerin sprang mit einem Satz aus dem Wagen, ihr Mann folgte ihr langsam.

„Das ist doch einmal köstliches Wetter!" rief Frau Breede und schüttelte dem Schwager die Hand. „Wie die kleinen Lerchen da oben jubiliren und wie warm das Sonnchen scheint! Wir werden im Herbst eine Ernte haben, die wir kaum in zwei Wintern werden ausdreschen können!"

Der Mann blickte unterdessen unverwandt auf Wezwagar, zog mit der rechten Hand an den Fingern der linken, bis sie knackten, und hob bald den einen bald den anderen Fuß ein wenig auf.

„Ach Du lieber Gott," begann er jetzt, „wie ist der Weg hierher schlecht! Ach, mein armes Pferdchen hat uns kaum hierher bringen können. Es ist ja freilich auch nur armer Leute Pferd und bekommt Hafer nicht zu sehen. Ach, und im Herbst wird es nicht einmal Mehl bekommen können, denn wenn das Wetter so trocken bleibt, wird man ja die Sommerfelder gar nicht bestellen können. Ach Du lieber Gott! Erbarmt Euch, Schwager, erbarmt Euch!"

„Fahrt nur voraus," bat Wezwagar, ich folge Euch sogleich."

Es war, als ob Breede jetzt das ärgste Kanonenfieber hinter sich hatte. Er kletterte rasch in den Wagen, zerrte unbarmherzig an

den Fahrleinen, schwang die Peitsche und schrie: „Noh! Ach Du Litthauer! Ach Du ein verdammter Litthauer! Ach Du Judenpferd! Warte, ich will Dich lehren!“

Das Pferdchen nahm denn auch schließlich Vernunft an und setzte sich, wenn auch nur langsam, in Bewegung.

„Was mögen die nur wollen?“ dachte Wezwagar, als er, nachdem er sein Pferd ausgespannt hatte, ihnen folgte. Daß die Breedes immer nur kamen, wenn sie ein Anliegen hatten, wußte er. Der Schwager verstand es eben gar nicht, sich selbst zu helfen. Wezwagar hatte bisher immer nur mit verächtlichem Mitleid an diese Thatsache gedacht; jetzt ging ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er sich zur Zeit in derselben Lage befinde. Es fiel ihm ferner ein, daß er seinen Schwager gestern nicht gesehen hatte. Aber das war ja bei der Aufregung, in der er sich selbst befunden hatte, natürlich genug. Ueberdies ging ihm der Schwager, wenn er irgend konnte, aus dem Wege — „wie die Dummheit dem Verstande“, hatte Wezwagar bisher gesagt.

Unterdessen hatten sich die Gäste mit Frau Wezwagar, die, sobald sie dieselben gewahr wurde, gleichfalls Schlimmes ahnte, auf das herzlichste begrüßt.

„Nein, wie Ihr hier hübsch wohnt!“ rief die Schwägerin. „Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Hauptmannschaft, ja im ganzen Gottesländchen noch ein Gesinde gibt wie Eures. Man glaubt wahrhaftig, man käme auf einen Herrenhof! Was habt Ihr für Gebäude! Was für Dächer!“

Die Worte der Schwägerin zerrissen das wunde Herz der jungen Bäuerin nur noch mehr; sie fühlte aber, daß noch ein Unglück im Anzug sei und daß sie aller ihrer Kraft bedürfen würde, um es ertragen zu können. Sie hielt sich daher gewaltsam aufrecht.

Als sie ihre Gäste ins Zimmer geführt hatte, sagte sie gerade heraus: „Ich sehe aus Jakobs Gesicht, daß Euch ein Unglück zugestoßen ist. Was ist es?“

„Ach Gott, Schwesterchen, erbarme Dich, ein schweres, schweres Unglück! Nun ist alles aus und wir sind ganz verloren!“

Die Bäuerin stand fest und ruhig da. „Ihr habt das Pachtgeld verloren?“ sagte sie.

„Nicht verloren, Schwesterchen, nicht verloren — wer wird denn Geld verlieren? — nein nur verlegt. Es wird sich gewiß noch finden, noch vor Sonnabend finden.“

„Ach Du mein lieber Gott, wie soll es sich finden? Erbarme Dich, wie haben wir es gesucht! Das ganze Haus haben wir durchsucht und den ganzen Stall und die ganze Kleete (Vorrathshaus) und den Hof haben wir durchharkt, aber es war alles vergebens. Man sieht, es ist Gottes Wille, daß wir Bettler werden und mit dem weißen Stabe durch das Land sollen.“

„Ach, geh doch! Wie kann man so thöricht reden! Wo kann es denn geblieben sein? Man verliert doch nicht Geld? Ich sage Dir, noch vor Sonnabend wird es sich finden.“

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, wo soll es sich finden? Im Sande ist es geblieben, im bösen gelben Sande, in dem auch unsere Felderchen geblieben sind und unsere Wiesen. Da wird es liegen bis zum jüngsten Gericht.“

Breede schien eine Art Trost darin zu finden, daß die Ersparnisse seiner Schwester so sicher angelegt waren.

Diese saß wie gebrochen da. Es war ihr zu Muth wie der Birke, die man mit dem Stumpf herausheben will, um die man einen Graben gezogen hat, und der eine unbarmherzige Hand nun eine Wurzel nach der anderen durchhaut. Diese beiden Tage nahmen ihr das eigene Heim und das Vaterhaus.

An dem Zaune steht die Weide,
Unter ihrem Schatten wuchs ich.
Als man mich zur Fremde führte,
Brach der Sturmwind ab die Weide,

klang es in ihr wieder.

„Liebes Schwesterchen,“ begann unterdessen die Schwägerin und umfaßte die junge Frau zärtlich, „glaube ja nicht, daß uns irgend welche Schuld trifft. Als Ihr vorgestern fortfuhrt, wollte ich noch auf einen Augenblick hinüber zu Butte. Die Wirthin hatte mir Wolle versprochen, und ich wollte sie mir abholen, um die Woche

über tüchtig arbeiten zu können. Ich hatte mir das Geld hinter das Busentuch gesteckt, wo es ganz sicher war; als ich es aber am Abend hervorholen wollte, war es fort. Es kann aber gar nicht verloren sein, es wird sich gewiß noch finden. Man darf nicht gleich verzagen, man muß Vertrauen auf Gott haben."

Wezwagar, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat, hörte die letzten Worte der Schwägerin. „In welchem Anlaß ist wieder einmal Gottvertrauen nöthig?" fragte er. „Ist Euch abermals ein Stück Vieh erkrankt, so daß Ihr es nothwendig schlachten und aufessen mußtet?"

„Nein, lieber Schwager," erwiderte die Schwägerin rasch, „unser Vieh ist ganz gesund, und es geht uns auch sonst vortrefflich."

Frau Wezwagar saß mit in den Schoß gefalteten Händen still da. „Sie haben das Pachtgeld verloren," sagte sie jetzt und sah ihren Mann an mit einem Blick voll Jammer und Qual.

Die Schwägerin wurde feuerroth, Breede kratzte sich den Kopf und blickte ängstlich zu Boden.

„Seid Ihr denn ganz toll!" brauste Wezwagar nach alter Art auf, „Geht Ihr so mit dem schwer verdienten Geld um, das Euch gute Menschen schenken? Habt Ihr nicht verdient, daß man Euch mit Schimpf und Schande von Haus und Hof jagt, Euch leichtsinniges Volk!"

„Ach Du mein lieber Gott! Es ist Gottes Wille, daß wir aus unserem Gesinde müssen. Wer will sich ihm widersetzen?"

„Scheltet mich allein, Schwager! Jakob ist an allem ganz unschuldig. Ich bekam das Geld und ich habe es verloren oder richtiger verlegt, denn es muß und wird sich ja noch finden. Findet es sich aber nicht, so ist das ganz meine Schuld."

Die Schwägerin erwartete nun, daß Wezwagar abermals aufbrausen würde; er schwieg aber und blickte nur finster vor sich nieder. Bei den Worten der Verwandten war ihm der Gedanke gekommen, daß er sich ziemlich in derselben Lage befinde wie sie. Sie hatten das Geld nicht gebracht, er das Ei nicht, dafür mußten sie nun alle aus den Gesinden. Und doch oder vielmehr grade deshalb lehnte sich sein innerstes Empfinden gegen die Möglichkeit auf, daß er das Unglück

nun eben so als Gottes Willen hinnehmen sollte, wie sein tief verachteter Schwager. Breede war wirklich im Unrecht, er in seinem Recht. Mit ihm sollte darum der Baron einen schweren Stand haben.

Breede bat nun Wezwagar, er möge sich doch für ihn bei dem Baron verwenden, und erschrak nicht wenig, als er erfuhr, daß sein Schwager sich selbst mit dem Herrn überworfen habe. Er bat dann, man möge doch wenigstens ihn und seine Familie, die nach sechs Wochen ihr Gesinde verlassen müßten, in die Badstube aufnehmen. Als Wezwagar versprach, seine Bitte zu erfüllen, war er ganz glücklich. Seine Frau fand sogar ihren Humor wieder. „Von uns wird es jetzt auch heißen:

Hirten, treibt heim nun!
Schon dampft das Essen!
Drei Hundefüße,
Ein Welpenköpfchen,"

sang sie.

Als die Gäste am Abend davon fuhren, hatte Wezwagar einen Entschluß gefaßt. Er wollte zunächst zur Stadt, um von einem Sachverständigen zu erfahren, ob seine Sache rechtlich ganz aussichtslos sei.

Sechstes Kapitel.

Die Frauen.

Am folgenden Morgen theilte Wezwagar seinen Entschluß seiner Frau mit. Sie schüttelte wehmüthig den Kopf dazu, meinte aber, es könne jedenfalls nichts schaden, wenn er sich nach dieser Richtung hin Gewißheit verschaffe. So traf denn Wezwagar seine landwirthschaftlichen Anordnungen für den Tag und fuhr dann davon.

Sobald er fort war, rief die Bäuerin ihre treue Magd Dorothea herbei, theilte ihr mit, daß sie selbst auf ein paar Stunden ausfahren müsse, und befahl ihr, sorgfältig auf die Kinder acht zu geben.

Dann ordnete sie an, daß Peter ihr ein Wägelchen herrichte, und begab sich selbst in die Kleiderkammer. Hier kleidete sie sich sorgfältig an, küßte hierauf ihre sich ängstlich an sie klammernden Kinder der Reihe nach und fuhr dann in der Richtung auf den Gutshof davon.

Das Wetter war in der Nacht umgeschlagen und ein warmer Südwest hatte schwere Regenwolken herbeigeführt, die nun tief herab hängend, über dem Walde dahinzogen.

Wie hätte die Bäuerin sich sonst über den in dieser Jahreszeit immer so hoch willkommenen Regen gefreut! Heute aber hatte sie keinen Sinn für Regen oder Sonnenschein. Sie war fest entschlossen, das, was ihrer Meinung nach ihre Nachlässigkeit verschuldet hatte, nach Kräften wieder gut zu machen, und sie hoffte auf einen günstigen Erfolg ihrer Bemühungen. Trotzdem schlug ihr Herz unruhig. Sie, die in einem einsamen Strandgesinde aufgewachsen war, hatte außer mit dem Pastor fast noch nie ein Wort mit einer den gebildeten Ständen angehörenden Person gesprochen, denn die freundlichen Worte, mit denen der Baron und seine Frau sie nach ihrer Rettung begrüßt hatten, waren zu flüchtiger Natur gewesen, um in dieser Beziehung in Betracht zu kommen. Nachher hatte die entlegene Lage ihres väterlichen Gesindes jede weitere Berührung verhindert und sie hatte die Herrschaften nur zuweilen in der Kirche gesehen. Später hatte ihr Mann sie absichtlich vom Hofe ferngehalten, weil es seinem Hochmuth wehthat, seine Frau in Beziehung zu höher gestellten Personen treten zu sehen. Nun hatte ihr zwar die Baronin, die ihr wie die Verkörperung der höchsten Schönheit erschien, immer überaus gefallen, und sie hatte stets geglaubt, daß dieselbe ohne Zweifel eine herzensgute Frau sei — eine Annahme, die auch durch den Ruf, dessen sich die Dame in den Gesinden erfreute, durchaus gerechtfertigt wurde — trotzdem machte der bloße Gedanke daran, mit der vornehmen Frau reden zu müssen, ihr das Herz still stehen vor Blödigkeit. Die junge Frau flehte in heißen Gebeten zu Gott, daß er ihr wenigstens die Sprache nicht nehmen und ihr die Kraft verleihen möge, ihr Anliegen vorzutragen.

Der Braune vor dem Wagen, der mit der Baronin nichts zu

thun hatte und daher guter Dinge war, griff frisch aus, bald waren sie aus dem Walde und dann auf dem weitläufigen Hof des Gutes. Als die Bäuerin das Pferd angebunden hatte, lösten sich ihr fast die Kniee vor Aufregung und sie mußte sich eine Weile auf den Rand des Wagens stützen. Dann raffte sie sich aber auf und ging mit festen Schritten dem Herrenhause zu.

Dort traf sie auf die Zofe der Baronin und fragte sie, ob die gnädige Frau zu Hause und zu sprechen wäre. Die Zofe, ein schmuckes junges Ding mit einem naseweisen Stupnäschen, kniff die Augenlider halb zu, betrachtete die Bäuerin vom Kopf bis zu Fuß und sagte dann kühl: „Wartet hier." Nachdem sie sodann die Baronin aufgesucht hatte, nickte sie der Fremden vornehm zu und führte sie um das Wohnhaus herum auf die an den Garten stoßende Veranda, auf der die Baronin und Fräulein Alexandra, mit ihren Handarbeiten beschäftigt, saßen. Die Zofe, welche die Wirthin nicht kannte, hatte gemeldet, ein junges Mädchen wünsche die Baronin zu sprechen.

Als die Bäuerin die Veranda betrat, machte sie eine tiefe Verbeugung und blieb dann mit zu Boden geschlagenen Augen stehen.

Man konnte sich kaum größere Gegensätze denken als diese drei Frauen.

Die Baronin galt noch immer mit Recht für eine Schönheit ersten Ranges. Sie war von hohem Wuchs und schlank wie ein Reh. Das reiche blauschwarze Haar und die großen schwarzbraunen Augen, die einen träumerischen Ausdruck hatten, ließen ihre zarte Hautfarbe nur noch weißer erscheinen.

Fräulein Alexandra war eine mittelgroße, sehr kräftig gebaute Dame. Ihr röthlich-blondes Haar lag dicht an der niedrigen Stirn, unter der ein Paar hellblaue Augen sehr selbstbewußt in die Welt blickten. Das kleine Bärtchen auf der Oberlippe paßte vortrefflich zu der tiefen Stimme und der ganzen etwas männlichen Erscheinung.

Die Bäuerin war klein und von zartem Wuchs. Alle Umrisse ihres Körpers waren weich und von rundlicher Form. Aschblondes Haar, eine zarte Hautfarbe und treuherzige dunkelblaue Augen machten auch sie zu einer hübschen Erscheinung, und der unschuldige kindliche

Ausdruck ihres regelmäßig geschnittenen Gesichts bewirkte, daß alle, die mit ihr zu thun hatten, die Neigung verspürten, ihre Zuneigung durch Zärtlichkeit an den Tag zu legen.

Die Baronin, die kurzsichtig war, zog die Augenlider ein wenig zusammen und betrachtete die junge Frau vor ihr mit freundlichem Lächeln. Auch Fräulein Alexandra blickte mit Wohlgefallen auf die Fremde.

„Was wünschest Du, mein Kind?" fragte die Baronin.

„Ich komme wegen des Eies," brachte die Bäuerin mühsam über die Lippen.

„Weshalb?" fragte die Baronin.

„Wegen des Eies."

Die Baronin blickte fragend auf die Schwägerin, aber diese wußte ebenso wenig Bescheid als sie selbst.

„Von was für einem Ei redest Du?" fragte Fräulein Alexandra freundlich.

„Sollten die Damen noch von nichts wissen?" dachte die Bäuerin. Dann konnte der Zorn des Barons doch nicht gar so groß sein. Sie faßte Muth.

„Gnädige Frau," sagte sie, „ich bin die Wezwagarwirthin."

„Ah, siehe da!" rief die Baronin erfreut, und reichte der Bäuerin die Hand. „Nun, das ist schön, daß Du Dich uns auch einmal vorstellst. Der Herr und ich sind Deinem Mann zu ewigem Dank verpflichtet. Wie Du Dich verändert hast, seit Dich Dein Mann damals über das Eis trug. Ich bin Deinem Mann recht böse. Ich habe ihn mehr als einmal gebeten, Dich mir zuzuführen, und er hat es doch immer wieder unterlassen. Euch geht es gut, nicht wahr? Ihr habt Kinder?"

„Ja, gnädige Frau, drei."

„Natürlich lauter Jungen?" rief Fräulein Alexandra.

Das Herz der Bäuerin wurde immer leichter. Das ließ sich ja alles so gar nicht nach einem Bruch an.

„Ja, gnädiges Fräulein," erwiderte sie lächelnd, „lauter Jungen."

„Nun siehst Du wohl! Also es geht Euch gut!"

Die Bäuerin gefiel Fräulein Alexandra immer mehr.

Es entstand eine kleine Pause, während welcher die beiden Damen die junge Frau freundlich anblickten und diese zu Boden sah und vergeblich nach einem Anknüpfungspunkt für ihr Anliegen suchte.

„Was sprachst Du denn vorhin von einem Ei?" fragte die Baronin endlich.

„Gnädige Frau," begann die Bäuerin, „ich komme in meiner Herzensangst zu Ihnen, weil ich es nicht wage, gleich mit dem Herrn zu sprechen. Mich, mich ganz allein trifft die Schuld."

„Ja, aber woran denn, liebe Frau?" fragte die Baronin gespannt.

Die Bäuerin berichtete jetzt, was sich ereignet hatte. „Gnädige Frau," sagte sie zum Schluß, und ihre Thränen flossen reichlich, „halten Sie meinen Mann nicht für undankbar. Er hat den gnädigen Herrn immer geliebt und ihn, wenn die anderen Bauern ihn angriffen, vertheidigt, aber er ist sehr heftig und weiß dann nicht, was er thut."

Die Damen, welche aufmerksam zuhörten, hatten anfangs gelächelt, bald aber waren ihre Gesichter ernst und immer ernster geworden.

„Ist denn aber Wezwagar ganz toll," rief das Fräulein jetzt, „daß er es wagt, sich so gegen seinen Herrn zu benehmen?"

Die Baronin blickte still zu Boden. Das Benehmen ihres Mannes war ihr unverständlicher als das des Bauern.

Fräulein Alexandra nahm sich fest vor, den Frieden wieder herzustellen, sie hielt es aber für angemessen, dem Bauern, wenigstens in Stellvertretung, tüchtig den Kopf zu waschen und ihm den von Gott geordneten Unterschied zwischen den Ständen klar zu machen. Sie erging sich in wohlgesetzter Rede über dieses ihr Lieblingsthema und entwickelte vor ihrer still und gedrückt dastehenden Zuhörerin, daß der liebe Gott vier Stände geschaffen habe: den Edelmann, damit er der Herr sei und alles in Zucht und Ordnung erhalte; den Literaten, damit er Gottes Wort verkünde oder die Kranken wieder gesund mache oder in der Stadt die Verwaltung führe oder die Kinder unterrichte; den Bürger, damit er Handel und Gewerbe treibe, und den Bauer, damit er die Felder bestelle. Der letztere dürfe übrigens keineswegs verachtet werden. Fräulein Alexandra

warf die Frage auf, was wohl aus uns allen werden würde, wenn der Bauer das Feld nicht bestellen wollte, und beantwortete sie dahin, daß wir es in diesem Fall mit einer Hungersnoth zu thun bekämen. Sie schloß daraus, daß wir alle den Bauernstand hoch in Ehren halten und ihm dankbar sein müßten. Der Bauer dürfe aber auch seinerseits nicht etwa deshalb die Welt auf den Kopf stellen und das Regiment in die Hand nehmen wollen. Dieses sei ein- für allemal Sache des Edelmannes, wie denn auch nur Edelleute in den Gerichten säßen, das Land als Hauptleute verwalteten und den Landtag besuchten. Sache des Bauern sei das Gehorchen. Sei er immer gehorsam, so würde es ihm auch gewiß nie an einem guten und gnädigen Herren fehlen. Zum Schluß fragte das Fräulein: „Nicht wahr, so ist es?"

Die Bäuerin, welche durch die ernste Aufnahme, die ihre Mittheilung sichtlich fand, wieder ängstlich geworden war, hatte von der ganzen Rede nichts verstanden, sie erwiderte aber mechanisch „Ja" und befriedigte dadurch ihre Gönnerin — denn zu einer solchen war ihr das das Fräulein bereits geworden — durchaus.

Es trat wieder eine Pause ein. Endlich fragte die Bäuerin, und jene zarten Falten zwischen ihren Brauen, von denen schon die Rede war, traten wieder hervor: „Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß der Herr meinem Mann verzeihen wird?"

„Natürlich," erwiderte das Fräulein entschieden, „sei nur ganz unbesorgt. Ich will Deine Sache schon führen."

Die Baronin blickte ihre Schwägerin bedenklich an. „Ich will ebenfalls mit meinem Mann darüber sprechen," sagte sie dann gepreßt. Er ist aufs Feld geritten, muß aber bald nach Hause kommen. Begib Du Dich jetzt in das Leutezimmer und warte dort, damit Du zur Hand bist, falls der Baron nach Dir verlangen sollte."

Die Baronin fuhr dann der jungen Frau, die sich dankerfüllt auf ihre Linke herabbeugte, mit der Rechten über das seidenweiche Haar. Das Fräulein klopfte ihr gutmüthig auf die Wange.

„Sei nur ganz unbesorgt," rief sie ihr noch nach, „ich verspreche Dir, daß Ihr in dem Gesinde bleibt."

„Wir wollen schon alles wieder in Ordnung bringen," sagte sie,

als die Bäuerin sich entfernt hatte und nickte der Schwägerin, die mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit zu Boden sah, beruhigend zu.

„Ich sehe mit Schmerz," sagte die Baronin nach einer Pause mit zitternder Stimme, „daß Leo jetzt oft hart und ungerecht handelt. Er ist, seit die unglückselige Agrarfrage in Gang gekommen ist, wie verwandelt."

Nein, Fanny, daß darfst Du nicht sagen," rief das Fräulein lebhaft. „Hart und ungerecht ist Leo nie. Es gab nie einen gerechteren Herren als ihn. Ich finde, daß er auch in diesem Fall ganz in seinem Rechte ist. Forderte Leo einmal das Ei, so durfte er auch nicht dulden, daß es nicht gebracht wurde, und wenn Wezwagar sich dadurch zu einer so unerhörten Frechheit hinreißen ließ, so mußte er dafür bestraft werden. Bisher hat Leo streng gerecht gehandelt. Jetzt aber, wo Wezwagar sein Unrecht einsieht und bereut, muß er ihm erst tüchtig den Kopf waschen und ihm dann verzeihen."

„Du vergißt, daß Wezwagar Leo das Leben gerettet hat."

„Das ist in diesem Fall ganz gleichgiltig. Gerechtigkeit über alles! Das gefällt mir gerade an Leo, daß vor ihm kein Ansehen der Person gilt. Es kommt ihm immer in erster Reihe auf das Prinzip an. Jetzt aber, da das Prinzip durchgefochten ist, kommt die Lebensrettung allerdings in Betracht."

„Von was für einem Prinzip ist die Rede?" fragte der Baron, der in diesem Augenblick die Veranda betrat.

Der Baron fragte scheinbar ganz gleichmüthig, ein Blick auf seine geröthete Stirn bewies aber seiner Frau, daß er aus dem Schlußsatz errathen hatte, wovon die Rede war.

„Wir sprachen eben von der Affaire Wezwagar," erwiderte das Fräulein so unbefangen als möglich. „Ich vertrete die Ansicht, daß Du ganz recht thatest, auf dem Ei zu bestehen und nachher den tollen Exceß wie gehörig zu bestrafen."

Der Baron, der sich gesetzt hatte, beugte sich, während seine Schwester sprach, tief über die Lehne seines Stuhls, als ob er nach einem herunter gefallenen Gegenstande suche. „Wer hat Euch von dem Vorfall erzählt?" fragte er dann, sich wieder aufrichtend, mit

einem Blicke auf seine Frau. Da auch die Baronin in diesem Augenblick zu ihm hinübersah, begegneten sich ihre Blicke. – Der Blick der Baronin drang ihrem Gemahl bis ins Herz.

„Die Wezwagarwirthin war hier," erwiderte Fräulein Alexandra. „Sie hat uns alles erzählt."

„So, so," sagte der Baron und rieb mit dem Daumen an dem Vorstoß seiner Weste, als ob dort etwas weggewischt werden müßte.

„Die arme junge Frau ist über das Betragen ihres Mannes sehr unglücklich und auch er soll es jetzt aufrichtig bereuen," fuhr das Fräulein fort.

Der Baron zuckte die Achseln und blickte schweigend nieder auf seine Weste. Seine Frau sah ihn unverwandt an.

„Ich habe die Wirthin übrigens bereits beruhigt," fuhr das Fräulein fort. „Ich versprach ihr, daß Du, wenn Wezwagar Dich um Verzeihung bittet, ihm verzeihen wirst."

„Ich weiß wirklich nicht, liebe Schwester, was Dir das Recht gibt, so in meinem Namen zu sprechen?" erwiderte der Baron scharf. Es war ihm, als ob unter seinem reibenden Daumen lauter kleine gelbe Flecken zu Tage träten. Jetzt rötheten sich auch seine Wangen.

„Nun, ich denke, ich bin Deine Schwester! Nachdem Du der Gerechtigkeit genug gethan hast, wirst Du natürlich Milde walten lassen."

Der Baron erhob sich und richtete sich hoch auf. „Ich muß Dich dringend ersuchen," sagte er, „künftig nicht wieder in meinem Namen Versprechungen abzugeben. Ich schätze Deine Rathschläge hoch, bitte Dich aber, es bei solchen bewenden zu lassen. Darüber, was schließlich geschieht, habe ich und nur ich zu entscheiden."

Damit verließ er die Veranda.

Das Fräulein aber rief ihm nach: „Das will ich doch einmal sehen, ob Du wirklich einen Mann, der Dir das Leben gerettet hat, von Haus und Hof jagen wirst, weil er in augenblicklichem Jähzorn ein Ei etwas unsanft vor Dir auf den Tisch stellte!"

Dann fuhr sie, zur Schwägerin gewendet, fort: „Leo ist zwar jetzt oft hart und ungerecht, aber eine so empörende Handlungsweise traue ich ihm denn doch nicht zu, das wäre ja himmelschreiend!"

„Ach, Leo ist sonst so gut," seufzte die Baronin und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Gewiß ist er ein trefflicher Mann, aber eben deshalb dürfen wir nicht dulden, daß er jetzt so ungerecht handelt. Dazu sind wir Frauen eben da, um überall Frieden zu stiften und zu erhalten!"

Der Regen, der jetzt endlich losbrach, trieb die Gouvernante und die Kinder unter das schützende Dach der Veranda. Ihre Ankunft unterbrach das Gespräch.

Die Baronin saß noch eine Weile still da, dann stand sie auf und begab sich in das Zimmer ihres Mannes.

Dieser saß an seinem Schreibtisch und schrieb. Sie legte ihre Hand leicht auf seine Schulter, küßte ihn, als er aufsah, auf die heiße Stirn und sagte dann sanft:

„Leo, Wezwagar hat sich gewiß schwer an Dir vergangen, aber er hat mir einmal mein Liebstes erhalten, da ich glaubte, ich hätte es verloren. Vergib ihm um meinetwillen!"

Der Baron erhob sich und umschlang sein Weib. Seine Brust wogte heftig.

„Fanny," sagte er mühsam, „er hat das Ei vor mir niedergeworfen auf den Tisch!"

„Leo, als Du damals niedersankst durch das berstende Eis, da rettete Dich sein Arm!"

„Das Ei hat mich über und über bespritzt!"

„Das kalte Eiswasser hat ihn damals um unseretwillen durchnäßt!"

„Wohlan, Fanny, um Deinetwillen sei ihm vergeben!"

Die Baronin umschlang den Hals ihres Mannes und küßte ihn lange und heiß. „Wußte ich es doch, daß ich nicht vergeblich an Dein edles Herz appelliren würde," sagte sie, glückselig lächelnd. „Das kann wohl einmal irren, aber es findet sich immer wieder zurück auf den rechten Weg. Und nun will ich die Wirthin hereinrufen, damit Du ihr selbst sagen kannst, daß alles vergeben und vergessen sei."

Ehe der Baron darauf erwidern konnte, eilte sie aus dem Zimmer und erschien bald darauf mit der jungen Bäuerin.

Der Anblick der verweinten jungen Frau stimmte auch den Baron milde. Er ging auf sie zu, faßte freundlich ihre Hand und sprach sanft: „Sage Deinem Manne, daß, wenn er mir morgen das Ei bringt und mich um Verzeihung bittet, alles vergeben und vergessen sein soll."

Die Bäuerin brach in Freudenthränen aus und wollte ihm aus tiefster Seele danken, der Baron aber wies jeden Dank von sich. „Bedanke Dich bei der gnädigen Frau hier," sagte er.

Er fragte nun in leutseliger Weise nach ihren Kindern, erkundigte sich, ob die Kuh, deren Erkranken das ganze Unglück angerichtet hatte, wieder genesen sei, und ging dann mit einem herzlichen: „Mit Gott!" zugleich mit seiner Frau davon.

Sie gingen aber nur bis in das andere Zimmer. Dort stellten sich beide ans Fenster und sahen schweigend der jungen Frau nach, die eilig über den Hofplatz ging, ihr Pferd losband und davon fuhr.

„Die ist glücklich!" rief die Baronin.

„Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich zu Ende ist," sagte der Baron. „Sie hat mir viele böse Stunden bereitet."

„Du Lieber, Guter!" flüsterte die Baronin.

Siebentes Kapitel.

Zu spät.

Die Baronin hatte recht, die Bäuerin war in der That sehr, sehr glücklich. So war denn die ganze unselige Geschichte endlich beigelegt und erledigt!

Wie freuete Frau Wezwagar sich jetzt über den warmen Regen, durch den sie dahinfuhr, über den lustigen Gesang der Vögel und den wonnigen Waldgeruch.

Zu Hause ging sie, an jeder Hand eines der größeren Kinder führend, erst in ihr Gärtchen zu ihren Blumen, dann in den Stall zu ihren Kühen und endlich so weit hinaus auf den Weg, daß sie

ihr schmuckes Gesinde ganz überschauen konnte. Es war ihr, als ob sie es eben erst zum Geschenk erhalten hätte.

Dann begab sie sich in die Vorrathskammer. In der standen auf einem durchlöcherten Brett eine lange Reihe Eier. Die Bäuerin lächelte glücklich. Sie wählte das größte aus, wusch es, obgleich es ohnehin weiß und sauber war, noch einmal ab und legte es dann in das Wandschränkchen. Künftig werden wir es nicht wieder vergessen, dachte sie. Sie setzte sich dann mit einem Strickstrumpf an das geöffnete Fenster und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes.

Wie sie so da saß und das heute Erlebte noch einmal vor ihrem geistigen Auge vorüber ziehen ließ, kam ihr der Gedanke, daß sie die Gelegenheit hätte benutzen und auch für ihren Bruder hätte bitten sollen, allein sie verwarf ihn wieder. Einmal wäre das undankbar gehandelt gewesen und dann konnte Jakob sich in seinem Gesinde doch nicht halten. Ihm wird es besser gehen, wenn er unter des umsichtigen Wezwagars Leitung dient, als wenn er fortfährt, sein eigener übelberathener Herr zu sein. Wie schön, daß sie den Ihrigen jetzt wieder ein dauerndes Asyl gegen die Stürme des Lebens bieten konnte! Es war, als ob ihr seliger Vater, mit dem sie ja so oft im Geiste Rücksprache hielt, ihr in seiner kurzen Weise für ihr energisches Verfahren belobigend zunickte. Sie stand auf und begab sich in die Kleiderkammer. In der hing mitten unter den Kleidern der Bäuerin eine alte grobe Fischerjacke. Diese Jacke hatte ihr Vater in den letzten Jahren seines Lebens getragen. Die Bäuerin streichelte die Jacke sanft und küßte ihren Aermel. Dann schob sie dieselbe wieder mitten unter ihre Kleider, als wenn sie es mit einem lebenden Wesen zu thun hätte, das es gern recht warm hat, kehrte auf ihren Platz am Fenster zurück und wartete — wartete.

Wir wollen unterdessen nach ihrem Mann sehen. In tiefen Gedanken war dieser am Morgen davon gefahren. Der Fuchs trabte behaglich auf dem ihm wohlbekannten Wege dahin, der Bauer hielt die Fahrleine lose in der Hand und lehnte den Kopf schwer auf seinen auf das rechte Knie gestützten Arm. Plötzlich blieb das Thier stehen, der Wagen hielt mit einem Ruck still und der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf. Zwei Buschwächter des Barons hatten dem Pferde

den Weg vertreten und betrachteten den Bauer mit schadenfrohem Lächeln.

„Was wollt Ihr?“ rief der Bauer.

Zwischen den Buschwächtern des Barons, welche ausnahmslos Hannoveraner oder Holsteiner waren, und den Bauern bestand das schlechteste Verhältniß. Die Buschwächter waren bemüht, die ihnen aus ihrer Heimat her geläufigen strengen Waldordnungen aufrecht zu erhalten, den Bauern waren die Fremden verhaßt, als Fremde und als gefügige Werkzeuge des Barons. Auf dem Sündenregister dieses letzteren stand die Verdrängung der einheimischen und die Berufung der fremden Buschwächter in den Augen der Bauern oben an. Wezwagar dachte und fühlte in dieser Beziehung ganz wie seine Gemeindegenossen.

„Was wollt Ihr?“ fragte er nochmals.

„Das wirst Du sogleich sehen,“ erwiderte der eine der Buschwächter, ein hoher schlanker Jüngling mit röthlichem Schnurr- und Knebelbart. Zugleich begannen er und sein Kamerad das Pferd des Bauern auszuspannen.

Der Bauer sah ihrem Beginnen mit sprachlosem Erstaunen zu, dann aber sprang er aus dem Wagen und trat, vor Zorn bebend, vor sie hin.

Der andere Buschwächter, ein hünenhafter Mann mit einem rundlichen Gesicht und schwarzem Vollbart, meinte kaltblütig: „Du darfst nicht durch den Wald fahren, wir werden Dir Dein Pferd pfänden.“

Jetzt verstand der Bauer, was sie wollten. Blitzschnell beugte er sich vor, ergriff mit der Riesenkraft der äußersten Wuth die beiden, die sich dergleichen nicht versahen, an den Rockkragen und stieß ihre Köpfe so hart gegen einander, daß sie betäubt zu Boden sanken. Dann schwang er sich in seinen Wagen und jagte davon.

Das war denn doch zu toll! Der Baron wollte ihn also nicht nur von Haus und Hof treiben, sondern ihm auch noch die letzte Zeit verbittern, die er noch in seinem Gesinde verleben durfte. Eine unsägliche Bitterkeit erfüllte Wezwagars Herz. Er wollte es erst noch auf dem Wege der Klage versuchen, sollte er aber nicht durch-

dringen, nun dann wollte er sein Recht selbst vertreten. Eine wilde verzweifelte Energie bemächtigte sich seiner und schlug für den Augenblick wenigstens alle Erwägungen nieder. Wezwagar wunderte sich selbst darüber, wie ruhig es in ihm wurde.

In der Stadt begab er sich zunächst zu einem ihm bekannten Gymnasiallehrer, um sich bei diesem nach einem Advokaten zu erkundigen. Er hatte den Herrn, der ein Schwiegersohn des Pastors war und durch dessen Vermittlung vom Baron die Erlaubniß erhalten hatte, in den Waldburgschen Forsten zu jagen, dadurch kennen gelernt, daß der junge Mann ein paar Mal im Wezwagargesinde Mittagsruhe gehalten und das ihm gastfreundlich angebotene, bescheidene Mahl gern getheilt hatte. Der Herr Oberlehrer war denn auch jetzt sehr liebenswürdig, fragte Wezwagar nach dem Befinden von Weib und Kindern und gab ihm schließlich die gewünschte Adresse. „Der Herr ist ein eifriger Bauernfreund," fügte er lächelnd hinzu.

Bei dem Advokaten fand Wezwagar nur schlechten Trost. Sobald derselbe erfahren hatte, daß Wezwagar zu ihm komme, um seine juristische Hilfe in Anspruch zu nehmen, sprang der hochgewachsene lebhafte Mann auf und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Da kann ich Euch ganz und gar nicht helfen," rief er und fuhr sich mit der Rechten durch sein rothblondes lockiges Haar. „Wir dürfen uns in Bauernrechtsachen ganz und gar nicht mischen."

Der Bauer, der bescheiden an der Thüre stehen geblieben war und seine Mütze hin und her drehte, fragte jetzt mit funkelnden Augen: „Herr, sind wir Bauern denn keine Menschen? Das Recht gilt doch für alle?"

Der Advokat blieb vor dem Bauer stehen, blinzelte ihn spöttisch an und schrie dann:

„Menschen? Oho, ob Ihr Bauern Menschen seid? Oho, famos! Bei uns, in unserem gottgesegneten Kurland sind nur die Barone Menschen. Wir anderen sind alle mit einander nur halbe Menschen! Wir dürfen in unserer eignen Heimat nicht eine Lofstelle Land besitzen, wir dürfen nicht in die Gerichte, wir dürfen nicht auf den

Landtag. Ich kann Euch ganz und gar nicht helfen und kein Advokat kann Euch helfen. Keiner. Auch nicht Einer."

„Herr," fragte der Bauer und preßte die Lippen fest aufeinander, „Herr, wird das immer so bleiben?"

„Oho! Ob das immer so bleiben wird? Oho! Natürlich wird das immer so bleiben! Es ist immer so gewesen im Gottesländchen und wird auch immer so bleiben!"

„Dann lebt wohl, Herr," sagte der Bauer und ging. Als er ein paar Stufen der Treppe hinabgestiegen war, öffnete sich oben noch einmal die Thüre, der Advokat steckte den Kopf heraus, schrie: „Das wird immer so bleiben im Gottesländchen!" und schlug die Thüre wieder zu.

Der Bauer ging langsam in die Einfahrt zurück, in der er sein Pferd abgestellt hatte, setzte sich in der Schenkstube auf eine Bank und versank in tiefes Nachsinnen. Er hatte bisher nie Veranlassung gehabt, über die socialen und politischen Zustände seiner Heimat nachzudenken, ja er war solchen Gesprächen geflissentlich aus dem Wege gegangen. Wenn Andersohn und Namik im vertrauten Kreise neuerdings oft ausführten, daß die Gesinde eigentlich den Bauern gehörten und ihnen nur mit Gewalt genommen seien, so war ihm das immer wie müßiges, ja wie gottloses Gerede vorgekommen. Wenn wir den Baronen ihre Gesinde nehmen würden, so müßten wir sie bald weiter an unsere Knechte und Jungen geben, hatte er in solchen Fällen gesagt. Wir haben auf sie nicht mehr Anspruch als diese. Jetzt aber sah er die Sache anders an. Waren die Zustände wirklich derartige, daß es für die Bauern kein Recht gab, dann war es allerdings angezeigt, daß auch diese sich um sie kümmerten. Aber war dem wirklich so? Und dann die Hauptsache: „War er, Wezwagar, in seinem Recht?"

Nach einer Weile kamen zwei ihm fremde Bauern ins Zimmer, grüßten ihn, setzten sich an denselben Tisch und ließen sich Bier geben.

„Ich sage Dir," rief der eine, „der Mann führt Deine Sache zu einem guten Ende. Als vor ein paar Jahren mein Neffe Heinrich aus dem Gesinde sollte, da nahm er die Sache in die Hand und mein Neffe blieb darin, obgleich der ganze Domänenhof dahinter her war."

„Na ja," erwiderte der andere, „das war etwas anderes, jetzt handelt es sich aber um einen Baron. Das ist ein ander Ding."

„Ach was, Baron! Ich sage Dir ja, der Herr Mukowski ist selbst ein Baron, wenn auch keiner von den hiesigen."

„Was ist der für ein Baron! Er mag ein litthauischer Baron sein."

Der andere Bauer lachte. „Einerlei," sagte er, „Baron oder nicht, jedenfalls geschieht, was er will."

„Wie geht denn das aber zu?"

„Nun, das will ich Dir sagen. Er angelt mit einer goldenen Angel. Sein Schwager, der Herr Knarrwitz, ist der beste Freund von einem hohen Beamten beim Generalgouverneur. Ich nehme z. B. Euren Fall an. Herr Mukowski schreibt an Knarrwitz und dieser ladet den Herrn zu sich ein. Er läßt sichs natürlich was kosten und setzt ihm das Beste vor; lauter Schweinefleisch, Wein zu einem Rubel und Cigarren zu fünf Kopeken. Nach dem Essen, wenn der Herr schon etwas betrunken ist, sagt der Knarrwitz: „Höre, Freundchen, wollen wir ein Partiechen machen? Schön, sagt der Herr. Nun machen sie ein Partiechen und der Herr gewinnt natürlich. Er gewinnt fünfzig bis hundert Rubel. Jetzt fragt Mukowskis Freund: Höre Freundchen, ich habe dort unten in Kurland einen Freund. Zu dem sind die J . . schen Bauern gekommen und haben ihm geklagt, daß ihr Baron ihre Gesinde einziehen und in Beihöfe verwandeln wolle. Wer ist der Freund? fragt der Herr. Mukowski, sagt der Freund. Ah, Mukowski, sagt der Herr. Na, den kenne ich, was der sagt, ist wahr. Mein Herr wird die Barone lehren, den Bauern ihre Gesinde nehmen!"

„Na, der Generalgouverneur wird schwerlich unseretwegen mit den Baronen anbinden."

„Schweig! Davon verstehst Du nichts. Der Generalgouverneur kann alles. Wenn er zu einem Baron sagt: Du, bringe mir drei Pferdeschädel zu Fuß von Mitau nach Riga, so muß der das thun."

„Wirklich?"

„Ich sage Dir ja, er kann alles. Mukowski aber ist nicht wie unsere Advokaten, die mit uns Bauern nichts zu thun haben wollen. Mukowski hat ein Herz für uns."

„Er ist aber schändlich theuer."

„Ja, Brüderchen, das kann nicht anders sein. Wer gibt armen Kindern Weißbrot?"

Wezwagar hatte aufmerksam zugehört. Jetzt fragte er: „Landsleute, wo wohnt der Herr, von dem Ihr sprecht?"

Die Bauern nannten ihm die Adresse und fragten, was er dort wolle.

Er erwiderte kurz, er habe auch einen Rechtsstreit, stand auf und ging davon.

Nachdem Wezwagar die Magd, die ihm die Thüre öffnete, nach Herrn von Mukowski gefragt hatte, führte diese ihn in ein Zimmer und hieß ihn dort warten. Es seien noch viele Leute vor ihm abzufertigen, hieß es. Wezwagar setzte sich und wartete geduldig. Das Zimmer sah höchst sonderbar aus. Die Wände waren durch Bücherregale verdeckt, deren untere Bretter sich unter der Last von Folianten bogen, während die oberen große Gläser trugen, in welchen in Spiritus Schlangen, Eidechsen, Embryonen ꝛc. aufbewahrt waren. Auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers standen eine ausgestopfte Eule mit großen Glasaugen und ein gewaltiger Globus.

Wezwagar mußte eine gute Stunde warten. Vergeblich horchte er, ob denn die vielen Leute gar nichts von sich hören lassen würden — es blieb rings um ihn todtenstill. Endlich öffnete sich geräuschlos eine Thür und es erschien ein Mann auf der Schwelle des Zimmers, der kaum weniger ungewöhnlich aussah als dieses selbst. Es war ein großer, starkgebauter Mann, dem ein blauschwarzer Vollbart tief auf die Brust herabhing. Unter der hohen Stirn blickten ein paar ungewöhnlich große Augen kalt und streng durch die in Gold gefaßte Brille. Die ganze Gestalt war in einen silbergrauen Schlafrock mit scharlachrothen Aufschlägen gehüllt.

Der Bauer hatte sich erhoben und blickte verwirrt auf die ungewöhnliche Erscheinung. „Guten Tag, Wirth," begann Herr von Mukowski mit tiefer hohler Stimme. „Setzen Sie sich."

Als sie sich beide gesetzt hatten, zog Herr von Mukowski erst eine gewaltige goldene Uhr aus der Tasche, ließ sie repetiren und legte sie dann vor sich auf den Tisch. Dann sagte er: „Und nun,

ehe Sie mit Ihrer Klage beginnen, eine Bemerkung: Seien Sie ruhig und kalt! Man hat Ihnen schweres Unrecht gethan, ich weiß es, aber seien Sie trotzdem jetzt ruhig und kalt. Erzählen Sie von Anfang bis zu Ende, lassen Sie nichts aus, verschweigen Sie nichts."

Dem Bauer war das Herz unsäglich schwer. Es war ihm, als ob die Erlebnisse der letzten Tage und die phantastische Umgebung, in der er sich jetzt befand, seinen gesunden Verstand in Fesseln geschlagen hätten, und er rang vergeblich darnach, ihn wieder frei zu bekommen. Ein dumpfes abergläubisches Gefühl drückte ihm das Herz zusammen, es war ihm, als ob der da drüben der Böse wäre, dem er nun seine unsterbliche Seele verkaufen müsse. Mühsam sammelte er seine Geisteskräfte soweit, daß er mechanisch den Hergang erzählen konnte. Erst im Laufe der Erzählung stieg der Haß gegen den Baron wieder heiß in ihm auf und er sprach nun lebhaft weiter.

Herr von Mukowski hörte ihm schweigend zu. Auch als Wezwagar geendet hatte, schwieg er noch eine Weile. Dann sagte er: „Ihnen kann geholfen werden."

„Wirklich, Herr?" rief der Bauer, „wirklich?"

„Ja, Ihnen kann geholfen werden, aber es wird viel Geld kosten, viel Geld."

„Das thut nichts," erwiderte der Bauer, das sollen Sie haben. Wie viel kostet es?"

„Das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Zunächst müssen Sie mir hundert Rubel geben."

„Herr, ich bringe sie Ihnen morgen."

„Gut. Vergessen Sie aber nicht, daß ich, ehe ich das Geld habe, in Ihrer Sache nichts thun kann. Gar nichts."

„Herr," fragte der Bauer, „ist meine Sache wirklich ganz sicher?"

„Ganz sicher. Wer es versteht, dem fördert sichs."

„Herr, hat denn aber der Baron nicht das Recht, mir, wenn er will, zu kündigen und sich einen anderen Wirth für Wezwagar zu suchen?"

„Sollte er das Recht haben, Dich um eines vergessenen Eies willen aus dem Gesinde zu stoßen?"

„Ja, das ist wahr!" Wezwagar, der von seinem Recht keineswegs ganz überzeugt war, klammerte sich ängstlich an die Werthlosigkeit des Eies.

„Es gibt noch Recht und Gerechtigkeit in Kurland," fuhr Herr von Mukowski fort. „Die Barone sind meine Brüder, aber wo es sich um die Gerechtigkeit handelt, gilt vor mir kein Ansehen der Person."

„Aber Herr, das Gesinde gehört doch ihm, er kann es doch verpachten an wen er will?"

„Das Gesinde gehört nicht ihm. Die Gesinde gehören nicht den Baronen, sie gehören den Bauern. Die Barone haben sie zwar an sich gerissen, aber" — hier erhob Herr von Mukowski seine Stimme — „aber ehe noch einmal Eis aus dem See in das Meer treibt, wird der Adler unter die Krähen fahren und ihnen die verwundeten Küchlein entreißen. Ich habe sichere Kunde davon. Ich hörte eine Schwalbe zwitschern, die aus Riga kam. Höre auf das, was ich Dir sage: Kein Mensch darf einen anderen aus seinem Gesinde stoßen, weil der ein albernes Ei nicht entrichtete. Ein Ei, ein Ding, das keinen Groschen werth ist, darf ein Lebensglück nicht zerstören. Kein Mensch darf Dich ferner hindern, so lange Du noch im Gesinde bist, durch den Wald zu fahren, denn Ihr habt nichts über die Stunde verabredet, in der das Ei entrichtet werden mußte. Ertrotze aber dessenungeachtet den Weg jetzt nicht. Du hättest ihn heute nicht befahren sollen. Du hast Dir dadurch geschadet, denn jetzt wird der Baron Gewalt über Dich schreien und das Recht wider Dich anrufen Gehe jedem Streit sorgfältig aus dem Wege, verlaß Dich ganz auf mich und auf Dein Recht. Bringe mir jedenfalls die hundert Rubel. Bringe sie sobald Du kannst, in jedem Fall aber vor Sonnabend Mittag. Ich fahre Sonnabend Mittag nach Riga. Ich kann und will Dir nicht mehr sagen als: ich fahre Sonnabend Mittag nach Riga!"

Herr von Mukowski erhob sich. „Leben Sie wohl," sagte er. „Kommen Sie gut nach Hause."

Damit war die Audienz zu Ende.

Als der Bauer wieder auf der Landstraße war, suchte er lange

vergeblich seine Gedanken zu ordnen. Was war das alles gewesen? Das waren Possen und dahinter steckt nichts als schnöder Betrug, rief eine Stimme in seinem Innern; Thorheit, riefen zehn andere, Du bist an die rechte Quelle gekommen. Der Mann kann Dir helfen, wie er den Bauern in der Schenke geholfen hat. Würde er sonst wohl so fest und sicher auftreten? Wurde er nicht ganz warm, als er aus dem „Sie" in das „Du" überging? Und hatte er nicht auch recht? War es denn denkbar, daß Wezwagar wirklich aus seinem lieben Gesinde sollte, weil er ein Ei nicht zur rechten Zeit gebracht hatte?

Es kam eine gewisse Zuversicht über Wezwagar. Es war gescheidt gewesen, daß er zur Stadt fuhr, jetzt hatte er doch einen Rechtsboden unter den Füßen. Mit Klugheit läßt sich schließlich jeder Knoten lösen, er sei noch so verschlungen!

Als Wezwagar die Stelle erreicht hatte, an welcher der Waldweg von der Heerstraße abführte, hatte er alle Mühe, seinen Fuchs an ihm vorüber zu bringen. Das Thier wollte durchaus in die ihm so gewohnte Bahn einlenken. Als ihm das nicht gelang, wandte es, während es weiter trabte, noch mehrmals den Kopf nach der rechten Seite und wieherte der nahen Heimat zu.

Es regnete jetzt in Strömen. Da der Wind aufgehört hatte, war die Luft schwül und dumpf. Nur selten erklang ein einsames Vogellied durch das eintönige Rauschen und Plätschern des Regens.

Als Wezwagar endlich die letzte Strecke, die ihm kein Ende zu haben schien, zurückgelegt hatte und vor seinem Hause hielt, flog ihm seine Frau jubelnd entgegen. „Gott sei gelobt," rief sie, „daß Du da bist, damit ich es Dir endlich, endlich sagen kann. Jetzt hat alle Noth ein Ende, jetzt ist alles wieder gut!"

„Was meinst Du?" fragte der Bauer stockend.

„Ich meine, daß ich bei dem Baron war und daß er uns verziehen hat. Du bringst ihm morgen das Ei, bittest ihn um Verzeihung und dann ist alles wieder gut."

Das Gesicht des Bauern färbte sich erdfahl. Er stützte sich schwer auf den Rand des Wagens und starrte mit so entsetztem Ausdruck in das von Jubel erfüllte Antlitz seiner jungen Frau, daß diese nun auch ihrerseits erschrocken schwieg.

Es war Wezwagar, als ob eine unheimliche, schadenfrohe Macht ihm noch einmal das Glück, das alte herrliche Glück zeige, um ihn dann nur um so sicherer mit sich fortzureißen in Sünde und Unglück, als ob unsichtbare Bande sich fester und fester um ihn zögen. Es war ihm, als wenn er durch den Besuch bei Mukowski besudelt sei und nun sein Weib nicht mehr in den Armen halten dürfe, ohne auch sie zu beschmutzen. Er ließ seine Frau, die er bisher umschlungen hatte, frei und ging schweigend ins Haus.

„Um Gott," rief die Bäuerin, die ihm gefolgt war, „was ist geschehen?" Sie fragte lange vergeblich. Bewegungslos stand der Bauer am Fenster und starrte düster hinaus in den Regen. Vergeblich fiel sein Weib vor ihm nieder, küßte seine Hände und flehte ihn an, doch nur zu sprechen, ihr zu sagen, was denn geschehen sei. Der Bauer hörte sie nicht.

Als alle ihre Bemühungen vergeblich waren, da warf sie sich verzweifelt auf einen Stuhl, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich. Lange war es todtenstill im Zimmer; man hörte nichts als das leise Schluchzen der jungen Frau und den Ton der Tropfen, die aus des Bauern durchnäßten Kleidern zu Boden fielen.

Endlich wandte sich der Bauer um und sagte mit herber Stimme: „Es war nicht recht, Frau, daß Du bei dem Baron warst, denn nicht ihm, sondern mir ist unrecht geschehen, ich weiß aber, daß Du es gut meintest, und darum verzeihe ich Dir. Ich habe in der Stadt den rechten Mann gefunden, der mir zu meinem Recht verhelfen kann und verhelfen wird. Der Baron braucht uns gar nicht zu verzeihen, denn er darf uns das Gesinde nicht nehmen."

Die Bäuerin nahm die Hände von dem thränenüberströmten Gesicht und blickte mit großen starren Augen zu ihm empor.

„O Georg, Georg," rief sie flehend, „laß Dich von den Städtern nicht aufhetzen gegen Dein besseres Wissen. Du weißt sehr gut, daß der Baron uns das Gesinde aus freier Gnade verlieh, wie sollte er es uns nicht auch nehmen dürfen? Aber selbst, wenn er es uns auch nicht nehmen dürfte, wären wir deshalb weniger undankbar? Du hast unrecht gethan, Du hast den Baron, der uns immer ein

gütiger Herr war, schwer beleidigt. Du thatest es, als der Zorn Dich überwältigte, aber Du hast es doch immerhin gethan."

Der Bauer hatte seine Frau ruhig ausreden lassen. Jetzt sagte er scheinbar kalt: „Ich sagte Dir schon, daß wir nicht mehr davon reden wollen," und ging hinaus. Er kam aber gleich wieder herein und erzählte ihr nun kurz und trocken den Vorfall mit den Buschwächtern. „So," sagte er zum Schluß, „jetzt wirst auch Du einsehen, daß mir nichts anderes übrig bleibt, als mich auf mein gutes Recht zu stützen. Damit ging er zum zweiten Mal hinaus und blieb nun lange fort."

Sein armes, gebrochenes Weib aber wünschte in namenloser Qual für sich und ihn den Tod herbei. Ein dumpfes Gefühl sagte ihr, daß nun alles verloren sei und ihnen nichts mehr bevorstehe als Sünde und Schmach.

Achtes Kapitel.

Wetterleuchten.

Als der Baron am folgenden Morgen sein Schreibzimmer betrat, sagte ihm der erste Blick auf das Gesicht des Schreibers, der ihn wie immer erwartete, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Der Baron ließ sich aber nichts merken, sondern nahm mit ruhiger Grandezza seinen Platz vor dem Schreibtisch ein.

Der Schreiber schien heute nicht recht einen Anfang für seinen Vortrag finden zu können. Er stand eine Weile, die Hände auf den Rücken gelegt, kerzengerade da. Von Zeit zu Zeit hielt er die rechte Hand vor den Mund und räusperte sich.

„Nun?" fragte der Baron.

„Gnädiger Herr," begann der Schreiber stockend, „ich hatte vorgestern angeordnet, daß der Waldweg künftig für Wezwagar gesperrt werde."

„Nun, nun?"

„Gestern Morgen fuhr er aber doch durch den Wald. Als nun Klaus Jansen und Christian Bode ihm den Weg vertraten und ihn aufforderten umzukehren, fiel Wezwagar über sie her und prügelte sie furchtbar durch."

Eine dunkele Röthe überzog die Stirn des Barons. „War denn Wezwagar in Begleitung von anderen?" fragte er.

„Nein, er war allein."

„Wie konnten sich denn aber die beiden starken Burschen von dem einen Mann überwältigen lassen?"

Der Schreiber zuckte die Achseln. „Die Buschwächter versahen sich keines Ueberfalls," sagte er. „Wezwagar ist aus dem Wagen gestiegen und hat freundlich gebeten, ihn doch passiren zu lassen. Dann hat er sie plötzlich an den Kragen gefaßt und ihre Köpfe so stark gegen einander gestoßen, daß sie betäubt zu Boden sanken. Darauf ist er über sie hergefallen und hat sie mit der Peitsche bearbeitet."

Jetzt brannten auch die Wangen des Barons in zornigem Roth. Er sagte aber äußerlich ruhig: „So? Mit der Peitsche hat er sie geschlagen? Weiter."

Der Schreiber schien wieder nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. „Gnädiger Herr," sagte er, „es ist in Waldburg noch ein anderes scheußliches Verbrechen begangen worden."

„Nun, nun, nun?"

„Ruchlose Hände haben in dieser Nacht die Bäume, welche die Allee vom Hof zur Landstraße bilden, so schwer beschädigt, daß man wohl alle wird umhauen müssen."

„Die Bäume? Und in der Allee?" Der Baron preßte die Worte mühsam hervor. Als er seiner Zeit mit seinem jungen Weibe übersiedelte in das Gut seiner Väter, hatten ihn seine Bauern mit dieser Allee, die sie in seiner Abwesenheit angepflanzt hatten, überrascht. Die Bäume hatten die späte Umpflanzung trefflich vertragen, auch nicht einer unter ihnen war ausgegangen.

„Also die Bäume haben sie mir beschädigt!" wiederholte der Baron und starrte düster in das Gesicht des Schreibers. „Wie sind sie denn beschädigt?"

„Er ist mit dem Beil von Baum zu Baum gegangen und hat jedem eine bis in das Mark reichende Wunde geschlagen."

Der Baron erhob sich rasch. „Kommen Sie mit," sagte er.

Sie gingen nun beide mit raschen Schritten über den weiten Hof und in die Allee. Der Baron ging von Baum zu Baum, langsam, bedächtig. Dann sprang er über den Graben, ging ein Stück in das Feld hinein und überblickte die grüne Wand vor ihm. Es schien ihm, als ob einige der Bäume sich schon geneigt hätten. Er zog sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn.

„Sie haben recht," sagte er dumpf, „die Bäume sind rettungslos verloren. Glauben Sie zu wissen, wer das gethan hat?"

Der Schreiber zuckte die Achseln und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Gnädiger Herr," erwiderte er, „man glaubt unwillkürlich —"

Der Schreiber beendete den Satz nicht.

Der Baron kehrte wieder auf den Weg zurück und ging schweigend dem Wohnhause zu.

„Gnädiger Herr," fragte der Schreiber, der ihm folgte, „soll ich den Vorfall zur Anzeige bringen?"

„Nein."

„Soll denn aber gar nichts geschehen, um den Verbrecher zu ermitteln?"

„Nein."

„Aber, gnädiger Herr, das —"

Der Baron wandte sich um und blieb stehen. „Schweigen Sie, wenn Sie nicht gefragt werden," brach er los, faßte sich aber sofort wieder und sagte ruhig: „Ich liebe es nicht, meine Anordnungen zu wiederholen. Sie können gehn, Andersohn."

Der Schreiber zog die Mütze, verbeugte sich tief und ging.

Zu derselben Stunde pflügte Wezwagar auf seinem Felde. Als er wieder einmal bis an den Weg gekommen war, trat ein Knabe auf ihn zu, grüßte ihn und bat ihn im Auftrage Namiks, diesen heute Abend nach Sonnenuntergang zu besuchen.

„Sage Deinem Herrn, daß ich kommen werde," erwiderte Wezwagar, wandte sein Thier um und kehrte dem Boten den Rücken.

Nach ein paar Minuten, wie es Wezwagar schien, in Wahrheit aber nach ein paar Stunden, bändigte an derselben Stelle der Reitknecht der Baronin deren feurige weiße Stute und rief dem Bauern: „Eh, Du da!" zu. Der Bauer, der jetzt weit vom Wege entfernt war, hielt einen Augenblick an, schützte seine Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen und blickte hinüber auf die Straße. Als er den Reitknecht erkannt hatte, trieb er sein Pferd wieder an und ging weiter.

„Eh, Wezwagar!" rief der Reitknecht abermals. Als er sah, daß Wezwagar ihn absichtlich nicht beachtete, ritt er auf das Feld und an ihn heran. „Wezwagar," sagte er dann mit wichtiger Miene, „Ihr sollt sofort auf den Hof. Die Baronin verlangt nach Euch."

Wezwagar schritt so rasch hinter dem Pfluge her, daß die Stute, auf der der Reitknecht saß, nicht mit ihm Schritt halten konnte und in leichten Trab verfiel.

„Sage Deiner Baronin, daß ich auf dem Hof ganz und gar nichts zu thun habe," erwiderte er, ohne anzuhalten.

Die frischen Wangen des jungen Reitknechts färbten sich hochroth. „Seid Ihr toll?" rief er. „Soll ich das der Baronin sagen?"

„Ja wohl."

Der Reitknecht wandte sein Roß und ritt zögernd davon, kehrte aber wieder um und rief: „Wezwagar, nehmt Euch in Acht, der Baron ist in furchtbarer Stimmung. In dieser Nacht sind alle Bäume in unserer Allee angehauen worden."

Wezwagar ließ sein Pferd halten, betrachtete den Reiter von Kopf bis zu Fuß und sagte spöttisch: „Es könnte sich ereignen, daß Eurem Herrn noch ganz andere Dinge umgehauen werden, als die Bäume in der Allee."

Der Reiter riß sein Pferd herum und jagte davon. „Zum Teufel," dachte er, während er dem Gute zuritt, „Wezwagar hat die Bäume angehauen und niemand anders."

Als er eben den Park erreicht hatte, sah er die Baronin sich von einer Bank erheben und ihm winken. Er sprang vom Pferde, führte das schnaubende Thier am Zügel hinter sich und trat mit entblößtem Haupt auf seine Gebieterin zu.

„Kommt er?“ fragte diese schon von weitem.

„Nein, gnädige Frau. Er sagte, er habe auf dem Hofe nichts zu thun.“

Die Baronin erröthete. Sie wandte sich um und ging mit raschen Schritten dem Gute zu. Der Reitknecht folgte ihr.

„Gnädige Frau —“ begann er nach einer Weile.

„Was willst Du?“

„Gnädige Frau, der Wezwagar hat die Bäume angeschlagen.“

Die Baronin blieb stehen. Ihre Augen funkelten. „Sagte er das selbst?“ fragte sie.

Der Reitknecht wiederholte ihr nun Wezwagars Worte.

Die Baronin nickte ihm zu. „Du kannst jetzt nach Hause reiten,“ sagte sie.

Sie selbst schlug einen Seitenpfad ein, der in den Garten führte. Dort suchte sie sich ein versteckes Plätzchen auf und weinte bitterlich. Sie wußte, wie unbeliebt ihr Mann war, sie mußte sich sagen, daß er großentheils selbst daran schuld war, und sie fühlte, daß am Himmel ihres Glückes eine Gewitterwolke stand, die im Begriff war, sich über ihr in furchtbaren Schlägen zu entladen. In heißem Gebet bat sie Gott um Schutz für das theure Haupt ihres Mannes. Dann erhob sie sich, eilte in das Haus zurück und begab sich zu ihm in sein Arbeitszimmer.

„Würde es Dich stören,“ fragte sie, „wenn ich mich mit meiner Arbeit zu Dir setzte?“

Der Baron nahm ihre Hand von seiner Schulter und küßte sie. „Wie könntest Du mich je stören?“ erwiderte er.

Der Baron sah wieder in sein Buch, die Baronin nahm auf dem kleinen Sopha hinter ihm Platz. Es war ihr ein Bedürfniß, jetzt an seiner Seite zu sein, sie hätte ihn womöglich nicht einen Augenblick allein lassen mögen.

„Fanny,“ begann der Baron und schob das Buch bei Seite, „wir leben in einer bösen Zeit. Alles, was bisher für unbestreitbares Recht galt, wird angegriffen, wird in Zweifel gezogen. Man scheut vor keinem Eingriffe in das Privatrecht zurück. Wir sollen dazu gedrängt werden, uns selbst in unserem Verfügungsrecht über

unsere Gesinde zu beschränken. Es gibt sogar im Landtage eine Partei, die zum Nachgeben mahnt. Man müsse der liberalen Zeitströmung Rechnung tragen, sagen sie. Als ob der Liberalismus nicht unersättlich wäre! Wenn wir heute darin willigen würden, daß wir die Gesinde nur auf zwölf Jahre verpachten dürfen, so würde morgen von uns verlangt werden, daß die Bauern dieselben auch kaufen dürfen und übermorgen, daß wir sie ihnen schenken."

„Lieber Leo," sagte die Baronin sanft, „thust Du nicht unrecht, gerade in solcher Zeit so sehr auf Deinem Rechte zu bestehen? Du warst früher den Bauern gegenüber viel nachgebender."

„Gewiß war ich das. Früher lagen die Dinge eben anders. Früher war ich der unangefochtene Besitzer meiner Güter, ich konnte in und mit ihnen schalten, wie ich wollte. Da fühlte ich mich meinen Bauern gegenüber nur als ihr Herr, der vor Gott für sie die Verantwortung trug. Jetzt aber, wo man mein Recht anstreitet, wo man die Bauern nicht mehr als meine Leute gelten lassen, sondern sie zu meinen Nachbarn machen will, da fühle ich mich auch nur als Nachbar und halte peinlich darauf, mir keine Gerechtsame zu vergeben. Sie sollen es recht deutlich empfinden, daß sie sich als meine Leute besser standen denn als meine Nachbarn."

„Aber, Leo, was können die armen Bauern dafür, daß solche Anforderungen an Euch gestellt werden?"

„Einerlei. Ich thue ihnen ja auch nichts Unrechtes. Ich stelle mich streng auf den Boden des Rechts. Das Verhältniß zwischen Edelmann und Bauer soll ja nicht mehr durch das Wohlwollen, die Gottesfurcht und die Intelligenz des ersteren geregelt werden, sondern durch Gesetze, die von den Herren Beamten am grünen Tisch ausgeklügelt werden. Wohlan, ich werde mich streng an eben diese Gesetze halten. Das aber kann niemand von mir verlangen, daß ich daneben noch wohlwollend bin. Nein, jetzt gilt es, sich unbeugsam an das Prinzip halten. Du glaubst nicht, wie erbittert ich bin."

Vergeblich mahnte die Baronin zu einer gleichmüthigeren Auffassung der Dinge, ihr Gemahl blieb dabei, daß nur in dem starrsten Hervorkehren des formalen Rechts, in der unbeugsamsten Unnachgiebigkeit das Heil sei.

Kehren wir jetzt nach Wezwagar zurück. Der Bauer und die Bäuerin hatten an diesem Tage nur wenige gleichgiltige Worte gewechselt. Er war nicht unfreundlich gegen sie, aber sie war daran gewöhnt, daß er ihr sonst nie begegnete, ohne ihr durch eine kleine Zärtlichkeit immer wieder zu beweisen, wie lieb er sie hatte. Jetzt ließ sie ihr Köpfchen traurig hängen, wie eine Blume in schwüler Gewitterluft. Die Ueberzeugung, daß sie doch eigentlich die Schuld an all dem Unglück trage, lähmte ihre Energie und ließ sie sich geduldig in alles kommende Unheil fügen.

So fragte sie denn auch am Abend, als Wezwagar sich ein Pferd satteln ließ, nicht, wohin er wollte, sondern half ihm nur wie gewöhnlich beim Umkleiden.

Der Wind, der den Tag über geweht, hatte sich am Abend zu heftigem Sturm gesteigert. Der Wald rauschte fast wie das Meer, wenn es vom Sturm gepeitscht an die Küste brandet. Dieses Rauschen war Wezwagar eine altbekannte liebe Melodie. Er hatte oft genug, wenn ein plötzlicher Sturm das Meer bewegte, hinaus gemußt auf die schäumende See, um die kostbaren Netze zu retten, und es war nicht selten sehr fraglich erschienen, ob es dem Tollkühnen gelingen würde, die Küste wieder zu erreichen.

„Meeresmutter, Meeresmutter,
Gib ein Boot mir, gib ein Boot mir!
Nun will ich hinaus ins Meer,
Kämpfen mit dem bösen Nordwind.
Ob er weißen Schaum auch aufwirft,
Weißer doch erglänzt mein Segel!"

summte Wezwagar vor sich hin, als er durch den rauschenden Wald dahintrabte.

Bei Namik fand er außer Wilks und Pilskaln auch den Schreiber Andersohn. Alle vier begrüßten Wezwagar auf das herzlichste. Sie saßen bei einigen Flaschen Bier an einem langen viereckigen Tisch in der Stube des Wirths.

„Nun, Wezwagar," rief Wilks lachend, „seit wir uns zuletzt sahen, habt Ihr ein munteres Stücklein ausgehen lassen. Im Walde singen die Heher von zwei ausländischen Eulen, die sich bei Tage sehen ließen und von einer Krähe arg gezaust wurden."

„Du hast nicht recht gehört," erwiderte Wezwagar. „Die beiden Eulen fielen vom Baume, weil sie mit den Köpfen aneinander flogen."

„Die Frau des Schwarzen soll sich aus dem Kruge ein Stof Spiritus haben holen lassen, um die Beule genügend waschen zu können," meinte Namik.

„Des Buschwächters feines Liebchen,
Seht, wie stolz es fährt zur Kirche,
Eine Sohle hat der Schlitten,
Nur drei Füße hat das Rößlein!"

spottete Wilks.

„Ja, Du hast einen starken lettischen Arm," sagte Andersohn.

Wezwagar schien das Wort nicht zu beachten, um Namiks Lippen spielte ein Lächeln.

„Ja," fuhr der Schreiber fort und stützte sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger, so daß seine dicken Wangen zu beiden Seiten überquollen. „Ja, die Arme der Männer aus unserem Volke sind stark wie die Lihgos, aber der böse Pikulos hat ihnen das muthige Herz aus dem Busen genommen."

„Was sagst Du?" fragte Pilskaln aufhorchend. Der junge Mann war sehr ernsthaften Temperaments und kam jeder Sache gern auf den Grund.

„Ich sagte, daß Perkunos den Jünglingen unseres Volkes so viel Kraft verlieh, daß sie auch heute noch auf ihren schneeweißen Sonnenpferden hinaufreiten könnten zu den Sonnenjungfrauen der Freiheit, wenn der böse Pikulos nicht ihrem Muth die Sehnen durchschnitten hätte."

„Wer ist Perkunos? Wer ist Pikulos?" fragte Pilskaln eifrig.

„Sprich verständig," rief Wilks ungeduldig. „Wir sind hier nicht zusammen gekommen, damit Du uns Dein Kauderwelsch auskramst, sondern um zu berathen, wie wir mit dem Baron ein Ende machen."

Andersohn zuckte die Achseln. „Wenn Du," sagte er und zog die Brauen hoch, „von den alten Göttern unseres Volkes nichts wissen willst, so werden auch sie ihrerseits Dich in der Stunde der Gefahr im Stich lassen."

„Das wäre nun weiter kein Unglück," meinte Wilks. „Ich werde mich immer mehr auf mich selbst als auf diese alten Gespenster verlassen."

„Laß Dich nicht irre machen, Andersohn," rief Pilskaln ärgerlich. „Erzähle nur."

„Freunde," begann dieser jetzt wieder und blickte düster vor sich nieder, „wir hassen unseren Baron und wir haben allen Grund dazu, denn es ist niemand in der Gemeinde, den er nicht beleidigt, dem er nicht unrecht gethan hätte. Wir wollen ihn deshalb vernichten. Gut, aber ist damit alles gethan? Wir werden zwar den Herrn wechseln, aber wir werden immer unter fremder Herrschaft bleiben. Freunde, unser Volk war nicht immer ein geknechtetes! Es gab eine Zeit, in der unsere Vorfahren das Land, das sie ackerten, für sich selbst bestellten und da ihnen alles gehörte: das Wild im Walde und der Fisch im See. Unsere Vorfahren waren kein kriegerisches Volk. Sie lebten mit ihren Nachbarn im Frieden, niemand konnte sich über sie beklagen. Friedlich saßen sie auf ihren Höfen und begingen dann nach fleißiger Arbeit während der Wochentage am Sonntag fröhliche unschuldige Feste. In heiligen Hainen brachten ihre Priester den Göttern unblutige Opfer von den Früchten des Feldes und des Gartens." Der Redner hielt inne und seufzte schwer auf. Dann fuhr er fort: „Da kamen die Deutschen. Wie Wölfe über eine Schafherde fielen sie über unsere friedliebenden Vorfahren her. Sie verbrannten die Häuser und die Saaten, tödteten die Männer und machten die Frauen und Kinder zu Sklaven. Bisher war in unserem Lande nie Menschenblut vergossen worden, unsere Männer verstanden es daher anfangs nur schlecht, sich der Feinde zu erwehren. Aber sie ermannten sich merkwürdig rasch, und eine lange Reihe junger Helden trat an ihre Spitze. Dabrel, Westhard, Nameise und viele andere wurden bald der Schrecken der Deutschen. Aber sie kämpften vergeblich. Was die Deutschen mit dem Schwert nicht vermochten, erreichten sie durch ihr Geld. Es fanden sich Verräther und unser Volk erlag. Die Tapfersten wanderten zu den Lithauern aus, die Schwächeren unterwarfen sich und wurden Sklaven der Deutschen."

„Pfui! Zu den Lithauern!" rief Wilks verächtlich.

„Die Lithauer sind unsere Brüder," belehrte Andersohn.

„Schöne Brüder," lachte Wilks. „Katholiken sind sie!" Und er sang:

„Du Lithauer, Teufelskind,
Wer wies dich in unser Land?
Grütze kocht dir deine Mutter,
Mit der Hündin Fuß sie rührend,
Mit des Huhnes Fett sie schmierend,
Schweinemilch dazu noch gießend."

„Warum kamen denn aber die Lithauer unseren Vorfahren nicht zu Hilfe?" fragte Pilskaln wißbegierig.

„Weil sie selbst sich der Deutschen nur mit Mühe erwehrten. Die einzigen, die uns allenfalls hätten zu Hilfe kommen können, waren die Russen, aber die wurden damals auch von einem fremden Volk hart bedrängt."

Wezwagar hatte aufmerksam zugehört. Der Passus, der von den Göttern handelte, erschien ihm ruchlos, die Reminiscenz an die Sonnentöchter albern, was aber Andersohn aus der Geschichte zum Besten gab, nahm sein volles Interesse in Anspruch. Lagen die Dinge so, so war der Baron nicht nur sein persönlicher Gegner, sondern auch der Feind seines Volkes.

Namik verhielt sich ebenfalls schweigsam, unterdrückte von Zeit zu Zeit ein Gähnen und beobachtete Wezwagar scharf. Jetzt sagte er:

„Ganz richtig, Andersohn, aber wir sind in der Hauptsache so weit wie gewesen. Was soll jetzt geschehen?"

„So ist's recht," rief Wilks feurig, „vergeuden wir nicht die kostbare Zeit."

„Freunde," erwiderte Andersohn, „das ist eine Sache, die sehr schlau angefangen sein will."

„Nun, wie schlau denn doch? Ich denke, das schlaueste ist, daß ich dem Baron eines Tages im Walde auflauere und ihn niederschieße."

Wilks sprach von dieser Möglichkeit, wie wenn es sich um die Tödtung eines Rehbocks gehandelt hätte. Die raschen Worte wirkten aber auf Wezwagar wie ein greller Blitz, der dem Wanderer den jähen Abgrund zeigt, auf den er zuschreitet. Fahle Blässe überzog

sein Gesicht und sein Körper zitterte. Das, wovon der junge Mann jetzt so leichtfertig sprach, hatte sich ja auch aus den Tiefen seiner Seele erhoben, freilich nur wie eine Ausgeburt der Hölle, deren Anblick ihn aufs tiefste erschüttert hatte. Er hatte oft genug ähnliche Aeußerungen vernommen, das waren aber immer leere Drohungen gewesen, während es jetzt wirklicher blutiger Ernst war.

„Männer," sagte er, „der Baron ist immerhin ein Mensch."

„Leider Gottes," erwiderte Wilks leichtfertig. „Eben deshalb muß er niedergeschossen werden."

„Landsleute, Ihr wißt alle, daß der Baron mir schweres Unrecht zugefügt hat. Ich bin auch fest entschlossen, dasselbe abzuwehren, aber das, was Ihr plant, ist Mord!"

„Ich bin ebenfalls nicht dafür," rief Namik eifrig. „Schießen wir ihn nieder, so ziehen wir uns eine lange Untersuchung auf den Hals. Außerdem hat Wezwagar ganz recht: Mord ist Mord. Es gibt auch sonst genug Mittel, einen Mann aus seinem Gut zu vertreiben."

Andersohn blickte lächelnd zu Namik herüber, schwieg aber. Wilks schnitt mit seinem Taschenmesser eifrig Späne aus der Bank, auf der er saß, Pilskaln blickte voll Spannung auf Wezwagar.

„Freunde," nahm dieser wieder das Wort, „auch diese anderen Mittel sind schwere Verbrechen. Der Baron ist unser Feind, und, wie wir eben gehört haben, auch der Feind unseres Volkes, wir wollen aber trotzdem kein Verbrechen an ihm begehen. Wir wollen ihn in Riga verklagen, wir wollen eine Deputation nach Petersburg schicken. Wir wollen immer und immer wieder klagen, bis wir unser Recht bekommen."

„Ich klage nicht, wahrhaftig nicht," rief Wilks. „Wollt Ihr die Wölfe um ein Lamm bitten, so thut es, ich halte mich daran, daß in Memel Flinten genug zu haben sind. Wo wir auch klagen, überall klagen wir bei Baronen über Barone, sie sind die Wölfe, sie sind auch die Hirten, laufen wir vor den Wölfen davon, so laufen wir den Bären in die Arme. Wie kommen wir armen Bauern zu unserem Recht? Wie kommt der Hund zu einem Wolfspelz?"

„Ich klage auch nicht," sagte Pilskaln entschlossen.

„Wir wollen uns Deinen Vorschlag noch überlegen," meinte Namik. „Ich fürchte aber auch, daß unsere Klagen zu nichts führen werden."

Wezwagar erhob sich. „Ich habe in meiner eigenen Sache in Riga klagen lassen," sagte er, „und ich hoffe den rechten Mann dafür gefunden zu haben. Wir wollen zunächst abwarten, welchen Erfolg meine Klage hat. Kann der Herr, der sie führt, mir helfen, so wird er auch uns allen helfen können. Versprecht mir, Wirthe, daß Ihr nichts unternehmen werdet, ehe wir uns überzeugt haben, ob es für den Bauern wirklich kein Recht im Gottesländchen gibt."

„Das wollen wir Dir gern versprechen," erwiderte Namik rasch. „Auch wir würden nur höchst ungern und nur im äußersten Fall zur Selbsthilfe greifen."

Wezwagar verabschiedete sich nun von den Wirthen. Namik gab ihm noch bis auf den Hofplatz das Geleit. „Sei unbesorgt, Wezwagar," sagte er, „dem Baron soll ohne Dein Wissen kein Haar gekrümmt werden."

Als Wezwagar durch die stürmische dunkele Nacht nach Hause ritt, war ihm gar zwiespältig zu Muth. Er wußte nicht, ob er sich über seine Handlungsweise freuen oder sie bedauern sollte. Das Wort „niederschießen" hatte alle guten Seiten in ihm wachgerufen: sollte er es ruhig ansehen, wie ein Mord verübt wurde? Und doch — er haßte den Baron, der ihn aus seinem lieben Wezwagar vertrieb, der ihm diesen unseligen Zwiespalt in die bisher so ruhige Seele gelegt und das Böse in ihm zu einer Macht wachgerufen hatte, über die er sich selbst entsetzte. „Ich werde schon zu meinem Recht kommen," murmelte er, „und die anderen auch. Aber wenn meine, wenn unsere Klagen abgewiesen werden? Wenn sie nur neue Ungerechtigkeit hervorrufen? Was dann?" Der Bauer mochte sich die Frage nicht beantworten.

Der Schreiber hatte ausgeführt, daß der Baron schon als Deutscher ein Feind seiner Bauern, der Letten, sei. Waren dann aber der würdige Pastor, der allezeit hilfbereite Doktor, waren die beiden Barone Einhausen, Vater und Sohn auf Meschgallen und Neuhof, die von ihren Bauern auf Händen getragen wurden, wirklich

Feinde seines Volkes? Ja, war der Waldburgsche ein Feind seines Volkes? War er auch nur sein Feind? War der Mann, der für die Rettung von ein paar ihm fremden Bauern sein Leben gewagt hatte, ein schlechter Herr? War er nicht, wofür er ihn immer gehalten hatte, ein eigensinniger, aber guter und wohlmeinender Mann? Hatte nicht Wezwagars eigene Heftigkeit das Unglück verschuldet? Lag der Feind, den er zu bekämpfen hatte, nicht in seiner eigenen Brust?

So riefen die guten Geister in Wezwagar, aber der eine Gedanke: um eines Eies willen nicht nur sein Gesinde, sondern auch sein Lebensglück verlieren zu müssen, übertönte in lautem Aufschrei alle ihre Stimmen.

Als er zu Hause durch das Fenster blickte und seine Frau, die noch auf war und auf ihn wartete, in der heiligen Schrift lesen sah, that es ihm unsäglich wohl, daß er gegen den Mord gesprochen hatte. Er wollte mit dem Baron prozessiren und wenn es ihm all sein Hab und Gut kosten sollte, aber die finstere Vorstellung, die ihn in den letzten Tagen beständig verfolgt hatte, war verschwunden, seit ein anderer mit lauter Stimme vom „Niederschießen" gesprochen hatte.

Trotzdem stand das Erlebte noch immer zwischen ihm und seinem Weibe. Die Eheleute sprachen nur von gleichgiltigen Dingen.

Als Wezwagar das Namikgesinde verlassen hatte und der Hausherr ins Zimmer zurückgekehrt war, rief Wilks zornig: „Der ist nicht unser Mann."

Andersohn lächelte. „Sei unbesorgt," sagte er, „noch ist er es nicht, aber wenn wir den Hafer schneiden, wird er es sein."

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, jetzt glaubt er noch an seinen Prozeß, wenn er aber den verloren haben wird, wird er unser Mann sein. Ich kenne die Strandbauern, sie sind anders als wir. Es ist ein langsames Volk, gerathen sie aber erst einmal in Feuer, so schrecken sie vor nichts zurück."

„Sollen wir denn aber bis zum Herbst warten?" rief Wilks. „Ich halte es mit dem Liede:

Ach du dicker Feldaufseher,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Hängt am Fuß dich in die Hölle!"

„Bewahre," erwiderte Namik. „Wir wollen unsererseits vorgehen und dem Baron das Leben so sauer machen als möglich. Bleibt er trotzdem bis zum Herbst im Bau, so lassen wir Wezwagar auf ihn los."

„Der hält aus," rief Wilks, „der hält aus, es sei denn, daß wir etwas Teufel spielen und ihn ausräuchern.

Teufel ließ den Deutschen tanzen
Auf glührother Ziegeldiele.
Sprang der Deutsche noch so hoch auch,
Teufel heizte stets aufs neue!"

„Nun," meinte Andersohn, „darüber ließe sich auch noch reden. Die Bäume haben ihm tüchtig zu schaffen gemacht."

„Andersohn," fragte Pilskaln plötzlich, „warum hassest Du den Baron so bitterlich?"

„Das will ich Dir sagen. Einmal, weil er der Feind meines Volkes ist, dann aber auch, weil er mich persönlich gekränkt hat. Als er mich in Dienst nahm, machte er mir zur Bedingung, daß ich immer nur Schmierstiefel tragen und nie anders als lettisch reden dürfe."

„Nun," meinte Wilks, „da Du doch ein so eifriger Lette bist, so sollte man annehmen, daß die letztere Bedingung für Dich nichts Kränkendes enthalten könne."

„Du irrst," erwiderte Andersohn bitter. „Diese Bedingung kränkt mich nicht, weil sie verlangt, daß ich immer nur meine Muttersprache spreche, sondern weil ich weiß, daß der Baron sie nur stellte, um mich niederzudrücken und im Knechtsstande zu erhalten. Ich wünsche, sagte er damals, daß Sie den Leuten mit gutem Beispiel vorangehen und auch äußerlich in den Schranken, die Ihren Stand begrenzen, bleiben. Der Stand aber, den er meinte, war der von ihm verachtete Bauernstand."

Alle vier steckten jetzt die Köpfe zusammen und beriethen leise mit einander. Dann brachen Andersohn, Wilks und Pilskaln auf.

Neuntes Kapitel.

Ein anderes Bild.

„Wo bliebst Du gestern so lange?" fragte Wezwagar am folgenden Morgen Peter, den er am Tage zuvor mit den einhundert Rubeln für den Herrn von Mukowski zur Stadt geschickt hatte.

„Wirth," erwiderte dieser, „wir müssen ja jetzt immer auf der Landstraße bleiben. Das macht zwei Meilen mehr."

„Ach ja," erwiderte Wezwagar, wandte sich um und ging an die Arbeit.

Wezwagars ungewöhnliche Arbeitskraft und Arbeitslust waren immer weit und breit bekannt gewesen. Man hatte sich auch schon früher im Kruge oder auf der Bank unter dem Fenster viel Merkwürdiges von dem Manne erzählt, der täglich zwei Pferde brauchte, weil eins nicht so lange fortarbeiten konnte wie er. Jetzt war es, als ob Wezwagar sich selbst übertraf. Mit steigender Verwunderung sahen ihm der Knecht und der Junge zu, mit wachsender Besorgniß betrachtete ihn seine Frau. Er selbst hätte am liebsten auch noch während der Mittagsstunden und der Nacht gearbeitet. Es war ihm, als ob er sich so die Ruhe der Seele wieder erkämpfen und ihr gestörtes Gleichgewicht wieder herstellen könnte. Er fand, daß sich nie besser nachdenken ließ über die große Frage, an deren Lösung sein Lebensglück hing. „Wir ernten immer nur, was wir gesäet haben," das war bisher der Inbegriff seiner Lebensanschauung gewesen, und diese hatte ihn zu einem nüchternen, fleißigen, besonnenen Manne gemacht. Jetzt schien es ihm, als ob dort, wo er in der Zerstreutheit Sandhafer gesäet hatte, gewaltige Dornbüsche emporwüchsen, die sein Land zur Einöde machten und deren spitze Dornen sein Fleisch zerrissen. Sein Augapfel, sein herziges Weib, war ihm entfremdet, die Gegenwart seiner kleinen Lieblinge war ihm drückend, das Gesinde, das er so viele Jahre lang treu und redlich gepflegt hatte, sollte er räumen; das Bild seines Wohlthäters war in ihm beschmutzt,

sein Herz zerrissen, sein Sinn gespalten, und das alles — weil er ein Ei vergaß. Wo war da Saat und Ernte, Ursache und Wirkung?

So verging eine Woche. Wezwagar verließ das Weichbild seines Gesindes nicht, und niemand kam zu ihm. Die Eheleute gingen still und bedrückt neben einander her. Sie wechselten wohl noch wie vorher Zärtlichkeiten und sprachen wie früher freundlich mit einander, aber es war nicht mehr das alte beglückende Verhältniß. Das eine trug Sorge um das andere, denn beide verfielen sichtlich.

Der Knecht und der Junge brachten, wenn sie ausgewesen waren, schlechte Kunde heim. In einer Nacht war die Schleuse, welche den oberen Gutsteich verschloß, geöffnet worden, und das stürmisch abfließende Wasser hatte große Verheerungen angerichtet. In der darauf folgenden Nacht war eine Heuscheune im Walde in Brand gesteckt worden und bis auf den Grund niedergebrannt.

Peter berichtete über den letzteren Vorfall in Gegenwart der Bäuerin. „Das ist ein nichtswürdiger Frevel!“ rief diese empört.

Der Bauer blickte seine Frau erstaunt an; er hatte sie noch nie so heftig sprechen hören.

„Das ist eine gemeine ruchlose That,“ fuhr sie fort, „und die Gemeinde sollte nicht eher ruhen, als bis sie den Brandstifter entdeckt hat.“

Der Bauer zuckte die Achseln. „Die Gemeinde wird schwerlich für den Baron eintreten,“ erwiderte er. „Der Baron hat vielen Unrecht gethan.“

„Und wenn er allen Unrecht gethan hätte, dürfen sie deshalb in dunkler Nacht seine Scheune, die doch unter Gottes Schutz steht, niederbrennen? Dürfen wir, weil er hart ist, schwere Schuld auf uns laden?“

„So werden die, denen er Unrecht gethan hat, schwerlich denken.“

„So sollten sie aber denken, so sollten wenigstens diejenigen denken, denen er nie ein Unrecht gethan hat, so sollten wir wenigstens denken!“

Der Bauer betrachtete sein sonst so sanftes Weib mit sprachlosem Erstaunen. Ihr kam jetzt alles über die Lippen, was sie in all diesen schweren Tagen auf dem Herzen gehabt hatte.

„Uns," fuhr sie fort, „hat er kein Unrecht zugefügt, uns hat er, so lange er konnte, immer nur Gutes gethan. Er hat mir und meinen Eltern das Leben gerettet, er hat uns dieses Gesinde verliehen, auf das wir keinerlei Anspruch erheben konnten, und er ist uns auch sonst ein gütiger Herr gewesen. Wenn er das Ei von uns verlangte, so hatten wir es ihm zu geben, und wenn wir es zweimal nacheinander vergaßen, so haben wir an unsere Brust zu schlagen und nicht er. Nicht das Ei hat uns ins Unglück gebracht, sondern unser Jähzorn und unser Trotz. Nicht weil wir das Ei vergaßen, müssen wir aus dem Gesinde, sondern weil Gott uns demüthigen will."

Der Bauer blickte noch immer starr vor Staunen auf seine Frau. Sie war wie verwandelt. Ihre sonst so zarten Wangen waren hochgeröthet, ihre sonst so sanftblickenden Augen funkelten erregt. Auch Peter stand wie versteinert da. War das seine sonst so gleichmüthige Herrin?

Als die Bäuerin geendet hatte, wandte sie sich um und begab sich ins Zimmer. Dort nahm sie ihr jüngstes Kindchen aus der Wiege, drückte es an ihre hochwogende Brust und ging, es auf ihren Armen schaukelnd, rasch auf und nieder. „Möge nun kommen, was da wolle," sagte sie laut, „ich habe wenigstens meine Pflicht gethan. Soll ich dulden, daß Dein Vater sich fortreißen läßt zu Rache und Ungerechtigkeit? Daß er, der Gute, schwere Sünde begeht? Sei ruhig, schrei nicht, Gott wird meine Gebete erhören und uns nicht verlassen, und ihn nicht verlassen."

Es war ihr, als ob ihr seliger Vater neben ihr herschritt und ihr in seiner kurzen Art belobigend zunickte. Das hob ihr den Muth.

Wezwagar aber war hinausgegangen auf das Feld und arbeitete — arbeitete.

Der Baron, dem es unerträglich erschien, das feindselige Vorgehen seiner eigenen Leute bekannt werden zu lassen, hatte das Oeffnen der Schleuse noch ruhig hingenommen, den Brand der Scheune aber doch dem Hauptmann (Landrath) angezeigt. Dieser, ein geschickter und seiner Rechtlichkeit wegen allgemein geachteter Beamter, kam auch sofort nach Waldburg und stellte sehr eingehende Nachforschungen an; da er aber auch ein Thorhaken war, so erschien es den Bauern, als

ob das Verfahren nur die Vorbereitung zu einem Akt der Familienrache sei. Sie hielten daher sammt und sonders gegen den Hauptmann zusammen. Auch die Anhänger des Waldburgschen, auch diejenigen, welche die That verabscheuten, thaten, was in ihren Kräften stand, um den Beamten zu verwirren. Die Verbrechen waren überdies so geschickt verübt, daß sich auch nicht der kleinste Anhalt für die Untersuchung bot. Die Herren gewannen zwar privatim die Ueberzeugung, daß Wezwagar in allen drei Fällen der Thäter oder wenigstens der Anstifter gewesen sei; sie konnten sich aber trotzdem bei dem Mangel an irgend welchen Beweisen nicht entschließen, ihn auch nur vorzuladen. Man beschloß aber, ihn scharf beobachten zu lassen. Gleichzeitig wurden eine ganze Anzahl Maßregeln, von denen man hoffte, daß sie auf die Spur des Verbrechers leiten könnten, verabredet. Andersohn erhielt als Vertrauensmann den Auftrag, sie anzuordnen und ihre Ausführung zu überwachen. Dann aß der Hauptmann zu Mittag und fuhr davon.

Wieder nach einer Woche lief plötzlich die Nachricht von Mund zu Mund, daß auf den Baron geschossen worden sei. Der Baron sei, so erzählte man sich übereinstimmend in den Krügen und in den Gesinden, in der Dämmerstunde von einem entfernten Beihof aus allein durch den Wald nach Hause geritten. Da sei ein Schuß gefallen und die Kugel habe ihm die Cigarrenspitze aus der Hand gerissen. Der Baron sei darauf vom Pferde gesprungen und in das Dickicht eingedrungen; die Schonung sei aber so dicht und die Dunkelheit schon so groß gewesen, daß er den Schützen nicht habe entdecken können.

So erzählten sich die Bauern; es hätte aber keiner anzugeben vermocht, von wem dieser Bericht eigentlich herrührte, denn der Baron ignorirte den Vorfall vollständig, und der Verbrecher blieb unbekannt. Trotzdem zweifelte niemand daran, daß sich alles so ereignet habe.

Einige Tage nachher kam Breede nach Wezwagar. Er kam, um sich zu erkundigen, ob die Badstube schon für ihn und die Seinigen hergerichtet sei, und war nicht wenig erfreut, als er sah, daß die Schwester bereits alles auf das umsichtigste vorbereitet hatte. Trotz-

dem jammerte er: „Ach Du lieber Gott! Erbarme Dich, das ist ja doch nur für ein Jahr! Dann müssen wir alle mit dem weißen Stabe durch das Land!"

Die Schwester suchte ihn, so gut sie konnte, zu trösten. „So Gott will," sagte sie, „finden wir noch ein Obdach, und da könnt Ihr dann auch unterschlüpfen. Ein Arbeiter wie mein Mann findet schon sein Brot."

Nachher schickte sie den Bruder auf das Feld, damit er sich mit Wezwagar begrüße.

„Ach Du lieber Gott! Erbarme Dich, wie haben sie Dir übel mitgespielt!" begann Breede dort die Unterhaltung. „Es könnte einen Stein erweichen!"

„Ja, mein Alterchen, so geht es im Leben," erwiderte Wezwagar so freundlich, wie ihn der Schwager lange nicht gesehen hatte. „Aber das thut nichts, zieht deshalb nur immer zu uns. Für den Winter ist gesorgt, und im Frühling wollen wir auch Rath schaffen."

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, wie sind die Leute böse! Jetzt sagen sie sogar, Du habest auf den Baron geschossen."

Wezwagar erbleichte. „Was sagen sie?"

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, sieh mich nicht so schrecklich an! Ich wiederhole ja nur, was die bösen Menschen sich erzählen."

„Was erzählen sie?" rief Wezwagar und faßte den Schwager an beiden Schultern.

„Ach Du mein lieber Gott! Sie sagen, Du habest auf den Baron geschossen; aus einer Flinte auf ihn geschossen!"

„Ist denn auf den Baron geschossen worden? Wann?"

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, Du weißt natürlich von nichts. Am vorigen Mittwoch hat ein Mann, der im Walde versteckt war, aus einer Flinte auf den Baron geschossen! Erbarme Dich, die Kugel hat dem Baron die Cigarrenspitze aus dem Munde gerissen und ihm dadurch alle vier Vorderzähne ausgeschlagen. Erbarme Dich! Ach Du mein lieber Gott!"

Wezwagar zitterte am ganzen Leibe. „Und die Leute sagen, daß ich auf ihn geschossen habe?"

„Sie sagen, daß Du auf ihn geschossen habest. Der arme, arme Baron! Jetzt werden er und die Seinigen von Haus und Hof müssen!"

Wezwagar zog sein Taschentuch und trocknete sich den kalten Angstschweiß von der Stirn. So hatten ihn die Gefährten von neulich doch getäuscht! Ihm selbst war ja der Gedanke durch den Kopf gegangen, den Baron zu tödten; aber er hatte ihn nur mit Entsetzen gefaßt. Jetzt, wo das Ungeheure durch einen anderen geschehen war, erschien es ihm wie das, was es war, wie ein fluchwürdiges Verbrechen. Und er galt für den Thäter!

„Jakob," fragte er, „hast Du meiner Frau davon erzählt?"

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, wie werde ich meinem Schwesterchen davon erzählen? Ihr würde ja das Herzchen darüber brechen, wenn Du nach Sibirien müßtest!"

„Gut. Erzähle ihr auch künftig nichts davon. Und nun fahre mit Gott. Ich komme Euch am Tage Eures Umzugs mit vier Wagen zu Hilfe."

Sie gingen nun mit so raschen Schritten dem Gesinde zu, daß Breede in eine Art Trab verfallen mußte, um nur neben dem Schwager bleiben zu können. Er nahm dann zärtlichen Abschied von der Schwester und ihren Kindern und fuhr davon.

Die Bäuerin bemerkte mit Angst und Schrecken, daß ihr Mann wieder im höchsten Grade aufgeregt war. Das Verhältniß der beiden hatte sich nach jener Scene auf dem Hof, da ihr das Herz überquoll, noch seltsamer gestaltet als bisher. Als sie am Abend jenes Tages ihren Mann fragte, ob er ihr zürne, blickte er ihr hell und klar ins Auge und erwiderte: „Nein, durchaus nicht." Er zog sie aber nicht an sich, sondern ging still zu Bett.

„Du willst noch ausgehen?" fragte sie jetzt, als sie sah, daß ihr Mann sich anschickte, seine Arbeitskleider mit seinen Sonntagsgewändern zu vertauschen.

„Ja," erwiderte er kurz. „Sage der Dorothea, sie möge mir den Fuchs anspannen."

„Georg," sagte die Bäuerin entschlossen, „kannst Du mir die Versicherung geben, daß Du nichts gegen den Baron im Felde führst?"

„Sei unbesorgt," erwiderte er und fuhr mit seiner Rechten über ihr Haar. „Ich sinne auf Gutes, nicht auf Böses."

Die Bäuerin schlang ihre Arme um seinen Hals und schluchzte laut. „O sage mir, was Dich so aufgeregt hat, was Du vorhast!" bat sie.

Der Bauer drückte sie an sich und küßte sie zärtlich. „Nachher," erwiderte er.

„Sei unbesorgt," wiederholte er, als er schon im Wagen saß und die Fahrleine ergriff. Die Bäuerin beugte sich rasch über den Wagen vor, faßte seine Hand und küßte sie innig. Dann blieb sie stehen und sah ihm nach. Dort, wo der Weg im Walde verschwand, wandte er sich noch einmal nach ihr um.

Der Fuchs trabte munter vorwärts und ließ sich darin auch nicht irre machen, als er den schützenden Schatten des Waldes verlassen und zwischen die heißen Felder hinaus mußte. Es war ganz windstill und die Sonnenstrahlen brannten so heiß wie im Juni. „Es gibt heute Abend das erste Gewitter," dachte der Bauer.

Endlich erreichten die beiden ihr Ziel, das Pastorat. Wezwagar band das Pferd im Schatten an, stäubte sich mit dem Taschentuche den Staub von den Kleidern und ging ins Wohnhaus.

Als der Pastor, der an seinem Schreibtisch saß, aufsah und Wezwagar gewahr wurde, fuhr er ein wenig zurück. Er faßte sich aber gleich wieder, trat auf ihn zu und sagte: „Es freut mich, daß Du gekommen bist. Ich wollte selbst heute noch zu Dir."

„Herr Pastor," erwiderte der Bauer gerade heraus, „Sie halten mich wohl auch für einen Mörder?"

Der Pastor machte große Augen. „Wezwagar," versetzte er, „ich kann es Dir nicht ausdrücken, wie sehr es mich freut, daß Du so sprechen kannst. Rede, Mann, und sage mir, wie es geschehen konnte, daß man einen so schrecklichen Verdacht gegen Dich faßte."

„Herr Pastor," entgegnete der Bauer, „ich komme in großer Noth zu Ihnen. Rathen Sie, helfen Sie! Ich bin ein verlorener Mann. Ich bin wie betäubt, ich weiß nicht mehr, was recht ist und was unrecht, was gut ist und was böse."

Der Bauer athmete schwer auf und fuhr sich mit dem Taschentuch über Stirn und Wangen.

Der Pastor betrachtete Wezwagar mit steigender Verwunderung. „Komm," sagte er freundlich und strich sich nach seiner Gewohnheit das silberweiße Haar aus der hohen Stirn, „setze Dich hierher auf den Stuhl und erzähle mir, was sich ereignet hat."

Wezwagar erzählte nun, anfangs verworren, bald aber klar und fest. Er erzählte von dem Ei, von seiner Begegnung mit den Buschwächtern, von seinem Besuch bei Herrn von Mukowski. Er verschwieg auch den Vermittlungsversuch seiner Frau nicht und die Aufnahme, die derselbe im Hof gefunden hatte.

Während er das alles dem still zuhörenden Pastor, der immer hastiger rauchte, erzählte, war es, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen wurde. Sein eigenes Verfahren erschien ihm jetzt thöricht und seiner unwürdig. Sein Weib allein hatte wie immer so auch in diesem Fall richtig gefühlt und gesprochen. Er hatte den Pastor fragen wollen, ob denn das Recht nicht auf seiner Seite sei; aber er beantwortete sich die Frage jetzt selbst.

„Wezwagar," begann der Pastor, als dieser schwieg, „der Baron handelte gewiß nicht richtig, als er Deine Vergeßlichkeit so hart strafte; aber sei überzeugt, er meinte es nicht so böse. Ihm gehen mitunter wunderliche Gedanken durch den Kopf und er handelt dann wunderlich, aber er ist nicht schlecht. Du mußtest doch das Ei bringen und brachtest es nicht; da mußtest Du es Dir gefallen lassen, daß er Dir das Fahren durch den Wald verbot. Es war weder nöthig, daß er es that, noch gut; aber er hatte zweifellos das Recht dazu. Er hatte auch das Recht, Dir, der Du ihn schwer beleidigtest, das Gesinde zu kündigen. Laß Dir von Mukowski nichts weiß machen. Ich habe von diesem sauberen Herrn schon gehört. Man hat ihn wegen schlechter Geschichten aus dem Zolldienst ausgeschlossen, und er ist jetzt einer jener schamlosen Blutsauger geworden, die Euch arme Bauern auf das fr chste betrügen und hintergehen. Deine hundert Rubel wird Dir die Grabschaufel bezahlen. Mein Schwiegersohn hat Dir, ohne es zu wollen, einen schlechten Rath ertheilt. Der Advokat, an den er Dich wies, ist ein wackerer aber hochmüthiger Mann und kann

eben deshalb den Adel nicht leiden. Er wäre gern selbst ein Junker und er wäre dann schlimmer als die anderen. Es gibt allerdings ein Gesetz, das den Advokaten verbietet, die Bauern vor Gericht zu vertreten. Ich mißbillige dieses Gesetz, das uns die Mukowskis groß gezogen hat, durchaus; aber es ist in wohlmeinender Absicht erlassen, denn man wollte durch dasselbe die Bauern davor schützen, ihr Hab und Gut in unbesonnenen Prozessen zu vergeuden. Ein anderer Advokat hätte zwar Deine Sache auch nicht führen können; aber er hätte Dich angehört und Dir dann gesagt, daß sie aussichtslos sei."

„Herr Pastor, sind solche Gesetze nicht nur erlassen, um uns Letten niederzuhalten?"

Der Greis blickte Wezwagar erstaunt an. „Lieber Freund," sagte er und legte seine Hand auf den Arm des Bauern, „ich weiß nicht, wer es ist, aber es lebt ein schlechter Mann unter Euch, der Euch aufreizt gegen uns alle. Es ist bei uns gewiß nicht alles so, wie es sein sollte, und auch ich glaube, daß wir vor allem andere Gerichte brauchen, ganz andere; wenn man aber sagt, daß die Bauern mitunter nicht zu ihrem Recht kommen, weil sie Letten sind, so ist das nicht war. Uns nichtadeligen Deutschen geht es ganz eben so, denn der Fehler liegt darin, daß alle Richterposten aus den Mitgliedern eines Standes gewählt werden. Da ist es denn nur zu menschlich, daß wohl einmal ein Kreisrichter oder ein Hauptmann in einer schwachen Stunde um der Verwandtschaft willen das Recht beugt. Darunter leiden wir alle gleich, und das wird, so Gott will, bald anders werden; die Regel aber ist ein solches Verfahren keineswegs, und mit deutsch und lettisch hat das nichts zu thun. Wenn die Barone jetzt häufig härter sind als bisher, so erklärt sich das daraus, daß allerlei Gesetze zu Euren Gunsten im Anzuge sind, welche sie mit Unrecht als Eingriffe in ihr Eigenthumsrecht betrachten. Dadurch sind sie tief erbittert und lassen sich für eine Weile das gesunde Gefühl verwirren. Das wird aber bald vorübergehen und alles wieder werden wie früher, wo unsere Edelleute auf nichts so stolz waren als auf die Liebe und den Wohlstand ihrer Bauern. Ich höre jetzt aus allerlei Reden heraus, daß man Euch vorlügt, daß, ehe die Deutschen ins Land kamen, Eure Vorfahren wie im Paradiese

lebten und alles Unglück erst mit der Ankunft der Deutschen begann. Das ist nicht wahr. Damals bekriegten sich die kleinen Völker, die in unserem Lande lebten, ununterbrochen, und was sie übrig ließen, zerstörten die Litthauer und Esten. Niemand war seines Lebens, seiner Habe sicher. Als dann die Deutschen ins Land kamen, haben sie auch schlimm genug gehaust; aber sie gingen miteinander nicht besser um. Sie lebten eben in einer rohen Zeit. Wezwagar, ich weiß nicht, wer Euch so aufreizt, ich ahne es nicht einmal, aber der Mann versündigt sich schwer an uns allen. Wezwagar, tritt Du dem Treiben mannhaft entgegen, dulde nicht, daß das Gift immer weiter um sich greift. Dich achten alle um Deiner Gaben, Deines Fleißes und Deines reinen Lebenswandels willen. Du bist wie eine Leuchte, siehe zu, daß Du Deinen Gemeindegenossen stets den rechten Weg zeigst."

Der Geistliche hatte die letzten Worte mit gerötheten Wangen und flammenden Augen gesprochen. Der Bauer athmete schwer. „Herr Pastor," sagte er endlich und beugte sich auf die Hand des Greises nieder, „ich danke Ihnen."

Der Pastor erbot sich nun, zwischen dem Baron und Wezwagar zu vermitteln; aber der Bauer lehnte das Anerbieten dankend ab.

„Herr Pastor," sagte er ruhig, „ich mag selbst nicht mehr in dem Gesinde bleiben."

Der Pastor drang nun in ihn, aber der Bauer blieb bei seinem Entschluß.

Als der Pastor den Bauer auf die Veranda hinaus begleitete, stießen sie dort auf den Nörgelnschen Baron Thorhaken, der den Halfter seines Reitpferdes eben durch einen in der Wand befestigten Eisenring zog. „Guten Tag, Herr Pastor! Was Tausend, da steht ja der angebliche Attentäter! An dem Gerede ist doch natürlich nichts Wahres? Was? Ihr habt doch nicht auf den Waldburgschen Herrn geschossen?"

„Nein, Herr, wahrhaftig nicht."

„Nun, das habe ich immer geglaubt. Was ist denn aber zwischen Euch vorgefallen?

Der Pastor erzählte nun in der Kürze, was sich ereignet hatte. Der Bauer hörte still zu.

„Wezwagar," rief der Baron, als der Pastor seinen Bericht beendet hatte, „Ihr seid ja ein Teufelskerl! Wahrhaftig, ich hätte das Gesicht meines Vetters sehen mögen, als ihm der Eidotter um die Nase spritzte. Ich habe gerade ein Gesinde frei, wollt Ihr das haben?"

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr," erwiderte der Bauer ernst, „aber ich will nicht in der Gegend bleiben."

„Nicht? Schade! Ich hätte Euch gern aufgenommen, einmal, weil Ihr der beste Wirth seid, von dem ich weiß, und dann, weil ich meinen Vetter durch nichts so ärgern könnte. Ueberlegt Euch die Sache noch, Ihr sollt das Gesinde billig haben."

Der Bauer verneigte sich dankend, grüßte die Herren und fuhr davon.

Zehntes Kapitel.

Das Gewitter.

Als Wezwagar auf der Rückfahrt den Hof passirt und eben den Wald erreicht hatte, begegnete ihm Pilskaln. Sie hielten neben einander und reichten sich aus den Wagen die Hände.

„Nun, Pilskaln," sagte Wezwagar, „Ihr habt also doch zur Flinte gegriffen?"

„Ja," erwiderte der Angeredete verdrossen, „Wilks ließ sich nicht zurückhalten. Wir prophezeiten ihm gleich, daß er doch nichts ausrichten werde. Unsereiner versteht es nicht mit der Büchse so geschickt umzugehen, daß er seines Zieles sicher ist."

„Nun, ich denke, Wilks hat im Schießen Uebung genug."

„Es ist ein ander Ding, einen Rehbock anlocken und niederschießen, und einen Menschen auf große Entfernung treffen. Jetzt

haben wir die Sache klüger angefaßt; diesmal wird uns der Baron nicht wieder entgehen."

„Was habt Ihr denn vor?"

„Das will ich Dir sagen. Du weißt doch, daß der lange Jehze früher bei den Scharfschützen gedient hat. Er schießt auch jetzt noch vortrefflich. Als wir gestern mit ihm zum Probeschießen in der Limpik waren, kamen die Möven herunter wie Feldhühner. Der lange Jehze hat nun für 200 Rubel übernommen, uns von dem Baron zu befreien. Namik ist heute zur Stadt gefahren, um eine von den neuen Pistolen, aus denen man sechs Schüsse abfeuern kann, zu kaufen. Sobald dann die erste Gewitternacht kommt und — Pilskaln sah hier zum Himmel empor — eine solche kann nicht mehr lange auf sich warten lassen, so stecken wir, wenn das Gewitter so recht losbricht, die neue Schmiede am Rande des Waldes in Brand. Der Baron kommt dann gewiß herbei, um das Löschen zu leiten, und ist ein verlorener Mann. Der Hauptmann mag nachher ausmachen, wer in dem Gewühl den Schuß abfeuerte."

„So, so!" sagte Wezwagar. „Der Plan ist nicht übel! Also der lange Jehze! Glaubt Ihr denn wirklich, daß der Trunkenbold eine so sichere Hand hat?"

Der junge Bauer lächelte selbstgefällig. „Namik versteht so etwas," erwiderte er. „Er hält den Jehze in seiner Kleete eingeschlossen und gibt ihm täglich nur ein Glas Branntwein, denn ohne ein solches würde er den Muth verlieren. Ist es dann an der Zeit, so gibt ihm Namik noch ein Glas und man kann sicher auf ihn rechnen. Wir sorgen jetzt dafür, daß es sich in der Gemeinde herumspricht, daß sich in der ersten Gewitternacht etwas auf dem Hofe ereignen werde. Die Leute werden, sobald der erste Donner nach Sonnenuntergang grollt, neugierig von allen Seiten herbeiströmen, als ob zum Essen geklappert würde. Je größer das Gedränge, um so besser. Du kommst doch auch, Wezwagar?"

„Gewiß, ich werde nicht ausbleiben."

„Siehst Du," fuhr der junge Bauer fort, „es liegt uns sehr viel daran, daß Du auch dabei bist. Namik gilt in der Gemeinde für einen Zänker, Wilks wird verdacht, daß er wilddiebt, und aus

mir machen sich die Leute nicht viel, auf Dich aber halten alle große Stücke."

„Wirklich? Auch jetzt noch, da man glaubt, daß ich die Scheune in Brand steckte und auf den Baron schoß?"

„Ja, auch jetzt noch. Die Leute tadeln theilweise die That, aber sie geben zu, daß der Baron schändlich mit Dir umgegangen sei, und entschuldigen Dich."

„So, so! Nun, das ist ja schön! Mit Gott, Pilskaln! Ich komme jedenfalls."

Zu Hause nickte Wezwagar seiner Frau freundlich zu, sagte aber nichts. Er ließ sich Speise geben und aß zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit seinem gewöhnlichen starken Appetit. Das erschien seiner Frau wie ein gutes Vorzeichen. Nach dem Essen kleidete Wezwagar sich um und ging wieder an die Arbeit.

Draußen herrschte jetzt eine erstickende Schwüle. Die Luft flimmerte nicht mehr in den Sonnenstrahlen, sondern erschien, zumal nach dem Horizont zu, trübe und bleifarben. „Herr," sagte Peter, „nach Sonnenuntergang haben wir ein Gewitter und zwar ein furchtbares. Seht, wie regungslos die Bäume dastehen und wie tief die Zweige der Birken herabhängen!"

„Kein Vöglein singt," fügte der Knecht hinzu. „Die kleinen Leute fürchten sich auch vor der Nacht."

Als die drei am Abend ins Gesinde zurückkehrten, wetterleuchtete es schon im Süden und im Westen. Die Bäuerin und die Magd saßen auf dem Bänkchen unter dem Fenster und blickten besorgt zum Himmel empor. Der älteste Knabe saß neben der Mutter.

„Komm, Weiblein," sagte der Bauer, „wir wollen auf die Landstraße gehen; dort hat man einen besseren Ueberblick." Er nahm den Knaben auf seinen Arm und schritt langsam voran; die Bäuerin folgte ihm, hocherfreut durch die alte liebe Anrede. Sie gingen langsam der Landstraße zu. Der Bauer plauderte unbefangen mit seinem Knaben und versprach demselben, ihm einen Bogen zu machen. Als sie aber die Ecke, die der Wald bildete, erreicht hatten und vom Gesinde aus nicht mehr gesehen werden konnten, blieb er plötzlich stehen. „Weiblein," sagte er, „Gottlob, ich bin wieder der Alte!"

Die Bäuerin stieß einen Jubelruf aus und umarmte ihren Mann unter Freudenthränen. „Gott sei gedankt!“ rief sie, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. Wezwagar ließ den Knaben auf den Boden hinabgleiten, zog sein Weib an seine Brust und herzte und küßte es. In der Birke über ihnen schlug der Fink, der neben seinem im Neste brütenden Weibchen saß, laut und hell.

„Weiblein,“ sagte der Bauer nach einer Weile, „die Leute haben einen Anschlag wider das Leben des Barons gemacht, dessen Ausführung ich verhindern kann und verhindern werde. Wundere Dich also nicht, wenn ich heute noch einmal hinauseile.“

„Geh!“ erwiderte sie. „Gott segne Dich und Dein Vorhaben. Geh und rette dem Baron noch einmal das Leben. Dann aber wollen wir sobald als möglich fort von hier.“

Ein dumpfer Ton drang jetzt von Westen her an ihr Ohr. Es war kein Rollen, sondern nur ein kurzer hohler Ton. Von der Landstraße aus konnte man bereits den obersten Rand der Wolke über den fernen Baumwipfeln aufsteigen sehen. Es wurde rasch dunkel.

Die drei kehrten langsam in das Gesinde zurück. Wezwagar ließ, wie immer bei nächtlichen Gewittern, das Vieh aus dem Stall treiben und das Herdfeuer auslöschen. Er ging darauf von Gebäude zu Gebäude, um sich zu überzeugen, daß alle Fenster, Thüren und Luken geschlossen seien, und kehrte dann auf die Bank vor dem Fenster zurück. Ihm war trotz der schwülen Luft und der aufregenden Ereignisse, denen er entgegen ging, leicht und fröhlich zu Muth, hatte er doch sich und sein Weib wieder. Von Zeit zu Zeit blickte er durch das Fenster in die Stube, in der seine Frau die ängstlich gewordenen Kleinen zu beschäftigen und zu beruhigen suchte, und nickte ihr lächelnd zu. Dann beobachtete er wieder das heranziehende Gewitter, dessen Donner jetzt länger und länger grollten. Da flog ein fahler Schein über den dunklen Wald, der Donner aber ließ noch lange auf sich warten. Das Gewitter war noch entfernt, es kam aber rasch heran. Jetzt flammte es wieder durch den Wald und jetzt wieder und wieder. Ein großer Vogel flatterte ängstlich hoch über den Wipfeln der Bäume; es war, als ob die Blitze ihn blendeten, jeder Blitzstrahl zeigte ihn auf derselben Stelle.

Mittlerweile hatte es auch von Süden her anfangs selten dann immer öfter und öfter aufgeleuchtet. Ein immerwährendes Aufflammen erhellte den Wald und ließ die Dunkelheit, in die er dazwischen versank, nur noch schwärzer erscheinen. Unaufhörlich rollte der Donner. Jetzt schien es, als ob ein Feuerstrom zur Erde niederstürzte, und gleichzeitig krachte es wie eine Salve aus tausend Riesenschlünden.

Der Bauer sprang auf und eilte in die Stube. „Lebe wohl, Weiblein," rief er und drückte seine Frau an sich.

„Gott schütze Dich und helfe Dir," erwiderte sie.

Der Bauer stürmte in die Knechtsstube. „David," rief er dem Knecht zu, „Du bleibst daheim; Peter, Du kommst mit, es hat im Gut eingeschlagen."

Die beiden eilten über den Hof, zogen die zitternden Pferde aus dem Stall und sprengten dem Gut zu.

Auf dem Gut hatte man das heranziehende Gewitter auch rechtzeitig bemerkt und alle Vorbereitungen getroffen. Auch hier waren die Herden unter persönlicher Aufsicht des Barons auf das Feld getrieben, alle Fenster und Thüren geschlossen, alle Feuer ausgelöscht worden. Jetzt war die ganze Familie im Salon versammelt und sah dem Heranziehen des Gewitters zu. Die Baronin hatte ihren Arm in den ihres Mannes gelegt, Fräulein Alexandra stand neben ihrem Bruder, die Gouvernante und die Bonne beantworteten, so gut sie konnten, die ängstlichen Fragen der Kinder.

„Wie prachtvoll!" rief die Baronin von Zeit zu Zeit.

Im Hintergrunde des Zimmers stand Martha, die alte, treue Wirthschafterin. Sie war die Amme der Baronin gewesen und war seitdem nicht von ihrer Seite gewichen. Sie war sehr energisch und in Bezug auf ihre Herrin und deren Interessen, wie man zu sagen pflegt, päpstlicher als der Papst. Kein Wunder, daß sie von den übrigen Dienstboten, denen sie scharf auf die Finger sah, nicht eben sehr geliebt wurde.

Heute war die Alte auffallend unruhig. Sie seufzte von Zeit zu Zeit schwer und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

Jetzt fuhr der Blitz hernieder, der Wezwagar aus dem Gesinde trieb.

„Um Gott!“ rief Fräulein Alexandra und trat einen Schritt zurück, „das hat eingeschlagen!“

Gleich darauf stürzte ein Diener herein: „Gnädiger Herr,“ rief er, „der Blitz fuhr in die neue Schmiede! Wir sahen es deutlich.“

Der Baron wandte sich, um zu gehen.

„Gott schütze Dich,“ sagte die Frau.

„Du willst doch nicht bei diesem Unwetter hinaus?“ rief Fräulein Alexandra.

„Natürlich,“ erwiderte der Baron und schritt der Thüre zu.

Da vertrat ihm die alte Martha den Weg. „Gehen Sie nicht,“ rief die Alte mit zitternder Stimme, „um Gottes willen, gehen Sie nicht!“

Der Baron lächelte. „Nun, es wird nicht so gefährlich sein,“ meinte er.

„Was hast Du, Martha?“ fragte die Baronin beunruhigt.

„Gnädiger Herr, gehen Sie nicht! Ich sah deutlich, daß der Blitz an der Waldecke niederfuhr und nicht in die Schmiede.“

„Einerlei,“ versetzte der Baron und wollte weitergehen, die Alte umfaßte ihn aber mit beiden Armen und drängte ihn zurück. „Gnädige Frau,“ schrie sie, „lassen Sie den Herrn auf keinen Fall gehen, es wäre sein Verderben!“

Der Baron wurde aufmerksam. „Was meinst Du, Martha?“ fragte er und sah zu der Alten nieder.

„Gnädige Frau,“ schrie diese wieder so laut sie konnte, um bei dem unaufhörlich rollenden Donner verstanden zu werden, „die Leute wollen dem Herrn ans Leben!“

Der Baron und die Baronin traten einen Schritt zurück, das Fräulein und die Gouvernante schrieen laut auf.

Der Baron schwankte nicht einen Augenblick. „Zurück, Alte,“ sagte er fest, „glaubst Du, daß ich mich vor den Bauern fürchte? Zurück, tritt sofort zurück!“

„Laß mich mit Dir gehen,“ bat die Baronin.

„Komm,“ erwiderte er kurz. Er stieß aber jetzt auf neuen Widerstand. Die Schwester warf sich ihm, die Gouvernante der Baronin entgegen. Die erschreckten Kinder wußten nicht was vorging, aber sie klammerten sich an die Kleider der Erwachsenen und schluchzten laut.

„Um Gottes willen, Leo," rief das Fräulein, „geh nicht hinaus, es wäre Dein Tod!"

„Gnädige Frau, bleiben Sie, bitte, bitte, bleiben Sie," flehte die Gouvernante.

„Laß mich, Schwester," erwiderte der Baron ungeduldig, „glaubst Du, daß das Leben für mich einen Werth hat, wenn ich mich vor meinen eigenen Bauern fürchten soll? Bist Du eine Thorhaken?"

„Seien Sie keine Närrin, Fräulein," sprach die Baronin, und lassen Sie mich gehen. Soll ich zu Hause bleiben, wenn mein Mann sich in Gefahr begibt? Haben Sie denn gar keinen Muth im Leibe?"

Das Fräulein schien keine Thorhaken zu sein und die Gouvernante gar keinen Muth im Leibe zu haben. Das sonst so mannhafte Fräulein flehte jetzt in den weichsten Tönen, die Gouvernante war wie von Sinnen vor Aufregung. Der Baron und seine Frau ließen sich aber nicht halten. Es war, als ob ihnen in der Stunde der Gefahr nicht nur die Seele, sondern auch der Leib wuchs. Hoch aufgerichtet eilten sie aus dem Gemach, warfen sich im Vorzimmer, in dem die Dienerschaft scheinbar bestürzt umherstand, ihre Regenmäntel um und eilten hinaus in das Unwetter. Die alte Martha und die Diener folgten ihnen.

„Fanny," sagte der Baron nach einer Weile, während sie mit eiligen Schritten der allerdings lichterloh brennenden Schmiede zueilten, „Fanny, bleibe zurück. Es kann auch Dein Tod sein."

„Mit Dir sterben ist süßer als ohne Dich leben," gab die Baronin zur Antwort. „Ich bin Dein Weib."

Sie eilten weiter. Die Kraft des Gewitters schien gebrochen zu sein, der Donner rollte zwar noch unaufhörlich, aber das Krachen hatte aufgehört. Es fiel kein Tropfen Regen.

„So etwas sollte in England vorkommen!" rief der Baron.

Die Worte klangen wie ein Schmerzensschrei, der aus tiefster Seele kam. Die Baronin schwieg.

Um die brennende Schmiede war eine große Menschenmenge versammelt, aber nur wenige liefen hin und her und gossen von Zeit zu Zeit einen Eimer Wasser, das sie aus dem Brunnen geschöpft hatten, in das Feuer. Die meisten standen regungslos da und blickten nach dem Gutshof hinüber. Als der Baron und seine Frau sichtbar wurden,

wandten sich alle diese vom rothen Feuerschein grell beleuchteten Gesichter für einen Augenblick einander zu und richteten sich dann wieder alle auf den Feldweg, auf welchem, vom Schein der Feuersbrunst anfangs nur matt, dann immer heller und heller beschienen, die beiden herankamen.

Hier, wo der Feldweg auf den Platz vor der Schmiede mündete, standen die Bauern Kopf an Kopf. Hier standen auch Namik, Wilks, Pilskaln und der lange Jehze, hinter welchem Wezwagar seinen Platz hatte. Der lange Jehze hielt die rechte Hand unter der Jacke.

Als der Baron und seine Frau sich der Gruppe bis auf zehn Schritte genähert hatten, hörte der lange Jehze Wezwagar hinter sich flüstern: „Wenn Du den Arm rührst, bist Du verloren. Ich spalte Dir mit meinem Beil den Kopf. Sieh Dich nicht um, bleibe regungslos stehen!"

„Bist Du toll," gab Jehze, ohne sich übrigens zu rühren, zurück.

„Ich bin nicht toll, aber ich will nicht, daß dem Baron ein Haar verletzt wird. Hüte Dich, mein Beil ist scharf."

Der Baron und seine Frau gingen jetzt hart an den beiden vorüber. Die Verschworenen blickten voll Spannung auf Jehze, aber dieser bewegte sich nicht. Als sich nichts ereignete, flogen alle Mützen von den Köpfen.

„An die Arbeit!" herrschte der Baron den Bauern zu. „Was steht Ihr da? Zum Brunnen."

Jetzt kam Leben in die Gruppen, sie lösten sich auf, alles flutete wirr durcheinander. In der Besorgniß besonders verdächtig zu erscheinen, war jeder jetzt besonders eifrig.

„Du Schurke," rief Wilks leise und trat, vor Zorn bebend, an den noch immer regungslos dastehenden Jehze heran, „warum schossest Du nicht?"

„Weil ich ihm, sobald er das Pistol hervorgezogen hätte, mit meinem Beil den Schädel gespalten haben würde," erwiderte Wezwagar für den Angeredeten.

Wilks prallte zurück. „Du bist ein Verräther!"

„Un Du ein Mordkerl. Und nun gib acht, Jehze. Du kehrst

jetzt um und gehst, ohne Dich umzusehen, langsam in den Wald. Ich bleibe immer hart hinter Dir."

Jehze gehorchte pünktlich. Er machte, die Rechte noch immer unter der Jacke, Kehrt und schritt dem Walde zu. Wezwagar folgte ihm.

Sie gingen nun in den dunklen Wald, der nur von Zeit zu Zeit durch das helle Aufleuchten ferner Blitze erhellt wurde. Von Osten her drang ein starkes Rauschen zu ihnen herüber, dort fiel Regen auf die Blätter der Bäume.

Wohl eine halbe Stunde von der Schmiede entfernt lag im Waldesdunkel ein kleiner See. Hier ließ Wezwagar Jehze halten. „Gib das Ding her," sagte er. Er nahm dann den Revolver und warf ihn in das schwarze Wasser, das hoch aufspritzte. „So," sagte Wezwagar, „und nun geh mit Gott."

Damit wandte er sich um und schlug die Richtung nach seinem Gesinde ein. Seine That hatte seine Seele gereinigt wie das Gewitter die Luft, ihm war frisch und fröhlich zu Muth. Am Ausgange des Waldes ragte ein Ast eines wilden Apfelbaumes weit über den Pfad vor, auf dem Wezwagar dahin schritt. Er ergriff das Beil, das er trug, mit beiden Händen, schwang es durch die Luft und ließ es sausend auf den Ast fallen, der zu Boden fiel.

Seine Frau erwartete ihn am Kreuzweg. Er umschlang sie und hob sie hoch empor. „Jetzt bin ich wieder der Alte," sagte er.

„Gott sei Dank dafür," jubelte sie.

Sie gingen nun langsam dem Gesinde zu und Wezwagar erzählte, was sich ereignet hatte. „Weiblein," sagte er zum Schluß, „jetzt ist wirklich alles aus und zu Ende."

„Georg," erwiderte die Frau leise, „es war gut, daß alles so kam. Gott weiß, was uns frommt, Gutes und Böses trifft uns zu unserem Besten. Sein Wille geschehe allezeit."

„Gewiß, Weiblein. Sein Wille hat uns auch in diesen Wochen geleitet. Er sieht nicht auf die Saat, sondern auf den Säemann. Es handelte sich um mehr als um ein Ei."

Schlußkapitel.

Die Sonne versank langsam ins Meer und ihre letzten Strahlen übergossen die Thürme der Stadt, die Masten der Schiffe im Hafen und die bunte Menge der am Strande lustwandelnden Badegäste mit rothem Schein. Es war ein köstlicher Sommerabend. Der laue Landwind führte von den Wiesen, welche den hinter der Stadt liegenden großen See umgeben, den Geruch von frischem Heu herüber, zugleich mit den Tönen ferner Hornmusik und dem Klange langgezogener Johannislieder, welche die heimkehrenden Mäher und Mädchen in den warmen Abend hinaussangen.

Die beiden Paare, die dort Hand in Hand langsam der nahen Heimat zuwanderten, schienen den Abend recht zu genießen. Es waren zwei Bauern und ihre Frauen.

„Ach du mein lieber Gott," begann jetzt der eine und blickte besorgt zum Himmel empor, „ach du mein lieber Gott, erbarme dich, es wird gewiß in diesen Tagen regnen. Dann muß alles Heu verderben und das Gras war doch so schön gewachsen!"

„Es wird gewiß nicht regnen," versetzte die Frau rasch. „Ich bin überzeugt, daß vor Mitte August kein Tropfen Regen fallen wird. Wir werden zweifellos den ersten Regen erst bekommen, wenn die Wintersaat schon eingepflügt sein wird."

Das andere Paar war weiter zurückgeblieben. „Weiblein," sagte der Bauer, „Gott vergelte es dem Pastor, daß er uns das Geld lieh, um das Höfchen kaufen zu können. Das, was mir etwa an meinem Glück noch fehlte, war der Gedanke, daß unser Gesinde nicht unser Eigenthum war. Hier kann uns nun niemand mehr kündigen. Das alles gehört nun uns armen Fischerkindern für alle Zeit."

Die Bäuerin ging still neben ihm her und drückte nur seine Hand. Es war ihr, als ob ihr seliger Vater in seiner alten groben Fischerjacke neben ihr herschritt und ihr stattliches Heimwesen schmunzelnd musterte.

Als sie sich dem Höfchen bis auf einige hundert Schritte genähert hatten, kamen die beiden jüngsten Knaben im schnellsten Lauf

auf sie zu. „Mutter," riefen beide wie aus einem Munde, sobald sie die Eltern erreicht hatten, „Mutter, ein fremder Herr, der einen großen Braunen reitet, verlangt nach dem Vater!"

Als der Bauer und die Bäuerin den Hof erreicht hatten, stutzten sie, denn vor ihnen stand der Waldburgsche Baron Thorhaken.

Der Baron trat rasch auf den Bauern zu. „Wezwagar," sagte er, während seine Stirn und seine Wangen sich hochroth färbten, „ich komme zu Ihnen, weil ich Ihnen, ohne es zu wollen, unrecht gethan habe."

„Was meinen Sie, gnädiger Herr?"

„Wezwagar, als wir uns vor sechs Jahren trennten, da glaubte ich, daß Sie meine Habe beschädigt, daß Sie mir nach dem Leben getrachtet hätten. Erst heute habe ich erfahren, daß Sie mir damals zum zweiten Male das Leben retteten. Ich konnte bisher nicht anders als glauben, daß Sie der Mann gewesen seien, der die Bauern gegen mich aufreizte. Mochte die Untersuchung auch zu keinem Resultat führen, mochten die Leute noch so bestimmt versichern, der Blitz habe die Schmiede in Brand gesteckt, mochte selbst die alte Martha behaupten, mich nur gewarnt zu haben, weil sie wußte, daß die Bauern mir feindlich gesinnt seien — ich wußte es besser. Ich irrte nur in der Person meines Feindes. Erst heute erfuhr ich aus dem Munde des Pastors die Wahrheit. Der lange Jehze hat diesem gestern auf dem Sterbebette bekannt, daß Sie ihn in jener Nacht daran verhinderten, auf mich zu schießen, und daß Sie an allem unschuldig waren. Wezwagar, wie sollte ich das ahnen? Ich danke Ihnen, und ich bitte Sie um Verzeihung. Ich handelte unrecht, als ich Ihre Vergeßlichkeit so streng bestrafte, aber ich that es nicht, um Sie zu verkürzen, sondern weil ich glaubte, daß Sie das Ei absichtlich nicht gebracht hätten."

Der Baron reichte dem Bauern die Rechte, und Wezwagar ergriff sie mit beiden Händen.

„Gnädiger Herr," sagte er, „ich habe Ihren Dank nicht verdient. Wenn ich den langen Jehze daran verhinderte, Sie zu ermorden, so geschah das nicht um Ihret-, sondern um meinetwillen."

„Einerlei," erwiderte der Baron. „Wezwagar, wir haben so manches Jahr zusammen gearbeitet und sind gute Freunde gewesen. Jetzt haben wir leider nichts mehr mit einander zu thun, wollen wir uns aber wenigstens ein freundliches Gedenken bewahren. Leben Sie wohl, und wenn die Heuernte Ihnen und Ihrer Frau ein paar freie Stunden übrig läßt, so kommen Sie zur Stadt und besuchen Sie meine Frau, die nicht zu Ihnen heraus kann, weil der Arzt ihr das Reiten und Fahren verboten hat."

Die drei schüttelten sich noch einmal die Hände, dann winkte der Baron die Magd, die sein Pferd hielt, herbei, schwang sich in den Sattel, und ritt langsam durch die herabsinkende Nacht der Stadt zu.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Unser Graf.

Erstes Kapitel.

„Du hast recht," sagte die Baronin, „Du mußt jährlich mindestens viertausend Rubel gewinnen."

Der Graf neigte den Kopf ein wenig auf die rechte Seite und zog die Schultern herauf, als ob er sagen wollte: ich bin durchaus bescheiden, aber ich glaube auch, daß ich recht habe; die Gräfin sah einen Augenblick von ihrer Handarbeit auf und warf ihrem Mann einen dankbaren Blick zu; der Baron blickte nach wie vor auf den Holzschnitt, den er in der Hand hielt.

„Die Geldfrage," begann der Graf nach einer kurzen Pause wieder, „wird ebenfalls keinerlei Schwierigkeiten machen. Ich kann, wie mir der alte Hohenthal sagte, auf Rotenhof, sobald ich will, vierzigtausend Rubel erhalten, ich werde aber mit der Hälfte der Summe auskommen."

Die Baronin blickte nachdenklich auf die Spitze ihres rechten Fußes, den sie langsam hin und her bewegte. „Das einzige Bedenken, das Du noch nicht ganz widerlegt hast," sagte sie, „ist die Frage, ob der Ueberschuß Deines Heuertrages wirklich so groß ist, daß Du im Stande sein wirst, ohne Rotenhof zu schädigen, einen genügenden Vorrath an Hallermünde abzugeben."

Der Graf erhob sich, suchte einen Augenblick lang unter den Papieren, die den Tisch bedeckten und überreichte dann eines derselben der Fragenden.

„Siehst Du," sagte er, indem er sich neben den Stuhl der alten Dame stellte und mit dem Zeigefinger über die Ziffern fuhr, hier sind die einzelnen Jahre und hier ist der zehnjährige Durchschnitt. Ich

habe jährlich etwa dreihundert Fuder zur Stadt geschickt. Man hat mir das Heu gut bezahlt — Pardon, hier auf der andern Seite links, hier — aber ich werde es künftig doch ungleich produktiver verwenden können. Außerdem will ich, wie Du weißt, auf der Brennerei dreißig Ochsen mehr einstellen, da glaube ich wirklich, allen Ansprüchen genügen zu können."

Der Graf kehrte zu seinem Sitze zurück und nahm wieder Platz. Die Baronin blickte noch einmal auf den Anschlag, erhob sich dann und reichte dem Grafen über den Tisch weg die Hand.

„Ich kann Dir nur Glück wünschen, Georg," sagte sie. „Das Unternehmen ist mit so viel Umsicht geplant und Deine Anschläge sind so sorgfältig gearbeitet und dabei so klar, daß ich keinen Augenblick an dem Erfolge zweifle."

Der Graf küßte der Dame die Hand und erröthete vor Vergnügen. Er wußte, wie sparsam seine Schwiegermutter mit ihrem Lobe war, es machte ihm daher große Freude. Die Gräfin küßte ihrer Mutter ebenfalls die Hand und erröthete auch und zwar aus demselben Grunde wie ihr Gemahl.

„Nun, seid Ihr endlich mit Euren leidigen Berechnungen fertig?" fragte der Baron, und blickte die Drei der Reihe nach an.

Der alte Herr hatte wunderbar freundliche Augen, so freundliche, daß die Personen, mit denen er sprach, meist unwillkürlich lächelten.

„Ja, lieber Papa, jetzt sind wir ganz fertig," rief die Gräfin und griff nach der Hand ihres Vaters, um einen Kuß auf sie zu drücken, aber der Baron entzog sie ihr rasch.

„Ei, so gib mir einen Kuß, mein liebes Kind," rief er in den tiefsten Baßtönen, „aber auf den Mund, Ina, auf den Mund!"

Die Dame erhob sich, hielt mit den Spitzen ihrer langen schmalen Finger den Bart, der in mächtigen weißen Wellen das Antlitz ihres Vaters umrahmte, auseinander, und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

„So, das war einmal schön, mein Kind. Und nun wollen wir uns wieder höheren Interessen des Menschen zuwenden, als den leidigen Brotfragen."

„Ich denke, die sind wichtig genug, Leopold!"

„Gewiß, liebe Frau, gewiß und ich freue mich mit Dir, daß unser lieber Georg so viel Verständniß für sie hat — ich freue mich herzlich darüber, Georg, lieber Junge — aber ich meine, Ihr wäret ja nun damit fertig und der Abend ist so wunderbar schön. Wie sollte uns da nicht das Herz aufgehen und die Seele weit werden!"

Der alte Herr warf den mächtigen Kopf mit dem vollen weißen Lockenhaar zurück und blickte träumerisch zum Himmel empor. Hoch oben im Zenith schwebte ein einziges blendend weißes Wölkchen, vor dem die Schwalben in schnellem Zickzack vorüber flogen. Der Wind hatte mit dem hereinbrechenden Abend aufgehört und die Wasser des mächtigen Stromes am Fuße der Gartenterrasse flossen so ungetrübt dahin, daß nur die schnell stromabwärts treibenden Flöße anzeigten, daß sie überhaupt in Bewegung waren.

Die Luft war voller Wohlgeruch und Vogelgesang und die lang gezogenen Töne und Rufe, die von Zeit zu Zeit undeutlich vom Strome herüber klangen, vermehrten nur noch die Poesie des Frühlingsabends.

„Wie wunderbar," rief der Baron, „die Gotteswelt ist so über alles Verstehen herrlich, die allgütige Mutter Natur schüttet das Füllhorn ihrer Gaben so reich, so verschwenderisch über uns alle aus- daß unser aller Herzen voll Dank gegen Gott sein müßten, der uns das alles genießen läßt; daß wir darüber gar nicht dazu kommen sollten, der Schwächen unserer Mitmenschen anders als mit Mitleid und herzlicher Theilnahme zu gedenken. Und doch ist dem nicht so! Und doch ruhen wir nicht eher, als bis wir selbst in der Sonne Flecken entdeckt haben und unser kleiner Sinn sich dessen getrösten kann, daß auch sie nicht fleckenlos ist!"

Die Baronin hörte nicht, was ihr Mann sagte. Es schien ihr, als ob eines der Flöße, die stromabwärts kamen, sich dem Ufer zu sehr genähert habe, und ihre Augen waren gespannt darauf gerichtet, um zu sehen, ob es auflaufen würde oder nicht; der Graf lauschte dem Vortrage einer Drossel, die von der Spitze eines Baumes ihr Lied ertönen ließ; nur die Gräfin richtete ihre blauen Augen auf den Vater und fragte:

„Wie kommst Du gerade jetzt darauf, Papa?"

„Ich fand in Deiner Mappe die herrliche Dürersche Madonna mit der Birne. Der Stich erinnerte mich daran, daß ich vor einigen Tagen wieder einmal die alberne Fabel habe lesen müssen, daß unseres Meisters Weib ein Hausdrache gewesen sei. Und doch liegt keinerlei Grund zu dieser für unser Gemüth so verletzenden Annahme vor. Im Gegentheil, wir dürfen durchaus glauben, daß sie ihres trefflichen Mannes würdig war.

Die Baronin machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wollte, sie blieb aber sitzen, denn das Floß kam glücklich davon; der Graf, dessen Drossel fort geflogen war, zog sein Taschentuch und machte einen Knoten hinein, um sich daran zu erinnern, daß er morgen beim Müller nachfragen lassen wollte, wann derselbe das Weizenmehl liefern könne; die Gräfin fragte: „Warum verleumdet man denn aber die arme Frau?"

„Ja, liebes Kind, warum verleumdet man sie? Weil ihr Mann so wunderbar groß und leuchtend war. Der sonst so würdige Pirkheimer hat einmal in einer schwachen Stunde — da er schon alt war und krank und reizbar — einen Brief geschrieben an den kaiserlichen Baumeister Johann Tscherte in Wien, in dem er von der Dürerin wenig achtungsvoll spricht. Man sagt so etwas nicht gern, aber man muß der Wahrheit die Ehre geben: es handelte sich um ein paar elende Hirschgeweihe. Pirkheimer hatte sie nach dem Tode des Freundes haben wollen, die Dürerin hatte sie aber schon verkauft, darüber gerieth der alte Herr in maßlosen Zorn und schrieb in dieser Stimmung den Brief, der meiner Frau Agnes ihren guten Ruf gekostet hat. Ihr müßt deshalb nicht schlecht von ihm denken, er war wie gesagt alt und reizbar und krank. Ich trete auch nur höchst ungern gegen ihn auf, aber ich werde mich doch an Lützows Zeitschrift für bildende Kunst in Leipzig wenden und den Sachverhalt aufklären müssen. Ich bin das unserer Frau Agnes schuldig und das Blatt kommt ja überdies doch nur in sachverständige Kreise."

„Thue es, Papa!"

„Gewiß, mein Kind. Wir wollen uns aber für uns selbst die Moral daraus entnehmen, daß wir von unseren Lieben nie etwas

Schlechtes glauben wollen. Wir wollen, wenn uns solches hinterbracht wird, stets annehmen, daß ein Mißverständniß zu Grunde liegt und darnach trachten, es aufzuklären. Nicht wahr, mein Töchterchen?"

„Gewiß, Papa, gewiß."

„Wann trifft denn Fräulein Heinersdorf ein?" fragte die Baronin.

„Morgen, Mama."

„Nun, Gott gebe, das Euch nicht mit ihr eine reiche Quelle von Mißverständnissen ins Haus kommt?"

„Warum glaubst Du das befürchten zu müssen, liebe Ida?"

„Ich denke, diese Befürchtung läge nahe genug."

„Du spielst darauf an, daß die junge Dame adlig ist."

„Ja, das thue ich allerdings."

„Mir ist, offen gestanden, auch nicht recht wohl dabei, Mama, aber es blieb uns kaum eine andere Wahl übrig. Die älteren Damen, mit denen wir anknüpften, wollten nicht auf ihre Ferien verzichten, und unter den jungen Mädchen war dieses das am besten empfohlene."

„Ich glaube, daß Ihr die Stellung der jungen Dame doch nicht ganz richtig auffaßt," bemerkte der Graf. „Die Heinersdorf sind ja allerdings eine alte Adelsfamilie, aber sie sind so herunter gekommen, daß eine Tochter derselben wirklich keinerlei Prätensionen erheben kann. Der Vater des jungen Mädchens pflegt zu Johannis von einer Hotelnummer zur anderen zu gehen, sich als „Bruder" vorzustellen und selbst kleine Gaben mit Anstand zwar aber doch auch mit Vergnügen einzustecken. Ein solcher Edelmann hört doch auf einer zu sein, auch wenn das Alter seiner Familie in noch so graue Vorzeit zurückreicht. Die junge Dame wird uns übrigens als durchaus anspruchslos und bescheiden geschildert."

„Ich kann Deine Anschauung nicht theilen, lieber Georg," erwiderte die Baronin lebhaft. „Eine Familie kann ohne alle eigene Schuld herunterkommen, und darin, daß ein armer alter Mann sich von seinen Standesgenossen in diskreter Weise unterstützen läßt, kann ich ebenfalls nichts Entehrendes sehen. Fräulein Heinersdorf ist als solche und abgesehen von der Stellung, in die sie sich begibt, meines Erachtens zu allen Ansprüchen berechtigt, die von einer adeligen jungen Dame überhaupt erhoben werden können.

„Aber, beste Mama, wenn ich morgen Kanzelist in einer Behörde werde, so kann ich doch nicht beanspruchen, daß man mich wie einen Grafen behandelt. Ich bin dann eben ein Kanzelist wie jeder andere."

„Theoretisch hast Du recht, Georg," sagte die Baronin, „aber glaube mir, in der Praxis bleibt da immer ein Rest, der nicht aufgeht."

„Das ist es eben, Mama," seufzte die Gräfin. „Wie denkst Du denn über unsern Fall, Papa?"

Der Baron hatte dem Gespräch bisher lächelnd zugehört. Jetzt lachte er im tiefsten Baß vor sich hin. „Liebe Kinder," erwiderte er, „mir erscheinen Eure Bedenken wirklich recht müßig. So weit ich Euch kenne, und ich glaube Euch doch ganz zu kennen, würdet Ihr auch eine bürgerliche Gouvernante mit aller der Rücksicht behandeln, die einem jungen Mädchen, das so unglücklich ist, in ein fremdes Haus gehen zu müssen und das ganz auf Euch angewiesen ist, gebührt. Da erscheint es mir denn recht gleichgiltig, ob die junge Dame eine Standesgenossin von uns ist oder nicht. Da das Fräulein Gouvernante wird, so wird sie sich, wenn anders sie Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, ja selbst sagen, daß sie auch die Pflichten einer solchen zu erfüllen hat."

„Ich bin nicht überzeugt. Denkt Euch nur, daß einer unserer jungen Herren das junge Mädchen auszeichnete."

„Das könnte sich doch auch ereignen, wenn die junge Dame bürgerlich wäre. Wie Du weißt, hat mein eigener Bruder seine Frau als Gouvernante kennen gelernt."

„Ich kann auch nicht gerade behaupten, daß ich — daß solch ein Verhältniß immer einen so erfreulichen Ausgang nimmt, wie in dem angezogenen Falle. Ich glaube übrigens," fuhr die Baronin fort, indem sie nach der Uhr sah, „daß wir gut thäten, anspannen zu lassen."

Der Graf und die Gräfin suchten die Eltern zu längerem Verweilen zu veranlassen, diese aber blieben fest. „Ich muß heute noch an Paul schreiben," bemerkte die Baronin.

„Wann kommt Paul?" fragte der Graf.

„In spätestens vierzehn Tagen. Er ist jetzt wieder in Wien."

„Diese Reise ist auch mir eine rechte Erholung. Paul schreibt so köstlich frisch und seine Schilderungen sind so entzückend, daß ich alter Mann, wenn ich irgend noch Berge besteigen könnte, selbst zu ihm eilen würde. So muß ich mich freilich darauf beschränken, ihn im Geiste zu begleiten. Nun, in vierzehn Tagen kann ich ja meinen Jungen wieder ans Herz drücken und mir mündlich all das Herrliche schildern lassen, das er gesehen hat."

Der Graf ging nun ins Haus, um einen Diener nach dem Stall zu schicken, und auch der Baron erhob sich und ging zwischen den Blumenbeeten auf und nieder.

„Es wird alles darauf ankommen, daß Du der jungen Dame gleich von vornherein die rechte Stellung anweist," sagte unterdessen die Baronin zu ihrer Tochter. „Laß Dich vor allen Dingen nicht zu viel mit ihr ein, ehe Du sie kennen gelernt hast und weißt, wie weit Du mit ihr gehen kannst. Sei jedenfalls anfangs kühl bis ans Herz hinan."

Der Graf kehrte zurück. „Ich habe die Absicht, die Eltern zu Pferde bis zur Fähre zu begleiten," sagte er, „reitest Du mit, Ina?"

„Heute nicht, Georg. Die Kinder müssen gleich zurückkehren und ich muß für morgen noch einige Anordnungen treffen."

Als der Wagen vorfuhr, forderte die Baronin den Grafen auf, mit ihnen im Wagen Platz zu nehmen und sein Reitpferd durch den Reitknecht nachbringen zu lassen. Alle drei saßen schon im Wagen, als die Gräfin ausrief: „Du könntest die Gelegenheit benutzen und Ahlbach sein Taschenbuch mitbringen. Wer weiß, ob er es nicht vermißt, und Du kommst so wieder einmal nach Sergen."

„Du hast Recht — Pardon, meine Lieben, daß ich warten lasse." Der Graf sprang aus dem Wagen, eilte ins Haus und kehrte gleich darauf mit dem Taschenbuch zurück, das sein Nachbar am Vormittag auf seinem Schreibtisch hatte liegen lassen.

„Adieu, adieu!"

Die Pferde zogen an.

Unterwegs kam das Gespräch unwillkürlich wieder auf das neue Unternehmen des Grafen. Dieser war nämlich im Begriff, eine große

Domäne, die zwischen seinen Gütern lag, für eine lange Reihe von Jahren zu pachten. Die Baronin that immer wieder neue Fragen, und der Graf beantwortete sie mit großem Eifer.

An der Fähre verabschiedete sich der Graf und blieb auf der linken Seite des Stromes zurück, während seine Schwiegereltern sich übersetzen ließen. Die Baronin blieb im Wagen, der Baron stieg aus und zündete sich eine Cigarrette an. „Welch ein köstlicher Abend!" rief er, indem er stromaufwärts nach dem grünen Dach auf dem Schlosse seiner Väter hinüberblickte.

Es war in der That ein Abend, wie der alte Herr ihn liebte. Die Luft war hier auf dem Strom noch besonders mild und weich, und die Oberfläche des Wassers wurde nur bewegt, wenn ein kleiner Fisch sich über dasselbe emporschnellte. Dann entstanden kleine Ringe, die immer weiter und weiter wurden, bis die Strömung sie sanft aber schnell mit sich fortriß. Hin und wieder scharrte einer der Hengste ungeduldig auf dem Bretterboden der Fähre oder ließ ein leises Wiehern höhern, worauf der dicke langbärtige Kutscher ein beruhigendes „Foi, foi!" ausstieß. „Sieh!" rief der Baron, als die Fähre sich dem rechten Ufer genähert hatte, und wies auf eine Lerche hin, die sich laut singend langsam erhob. „Wie schade, daß Ina nicht hier ist! Wer da mit hinauf könnte!"

Die Baronin warf einen flüchtigen Blick auf die Lerche und begann dann: „Das muß ich sagen, in Bezug auf Georg habe ich mich geirrt!"

„Ja, meine Liebe," erwiderte der Baron und blickte seine Frau mit seinem gutmüthigsten Lächeln an, „in Bezug auf Georg hast Du Dich erfreulicherweise gründlich geirrt."

„Ich hätte es nie geglaubt," fuhr die Baronin fort, als spräche sie zu sich selbst, „daß sich je aus diesem oberflächlichen, leichtsinnigen jungen Menschen ein so tüchtiger, so umsichtiger Mann entwickeln würde. Ich irre mich selten in einem Menschen, sehr selten; aber in diesem Falle habe ich mich geirrt."

„Georg war immer ein lieber prächtiger Junge, liebe Frau."

„Ja, was Ihr so einen „lieben prächtigen Jungen" nennt. Du kannst doch nicht leugnen, lieber Leopold, daß auch Du ihm nur ungern unsere Tochter gabst?"

„Das kann ich allerdings nicht leugnen, aber ich wüßte auch wahrlich niemand zu nennen, dem ich unser herrliches Mädchen gern gegeben hätte."

Der Baron warf seine Cigarrette mit einer heftigen Bewegung ins Wasser und stieg in den Wagen. Der Gedanke, daß er seine Tochter hatte weggeben müssen, schien ihm noch jetzt nach zehn Jahren wehe zu thun.

„Hätte ich gewußt, daß Georg einmal so werden würde, wie er geworden ist," fuhr die Baronin fort, „so hätte ich auch nicht einen Augenblick geschwankt. Er wird als steinreicher Mann enden. Du hättest Dir seine Anschläge ansehen sollen, Leopold! Sie sind mit wahrhaft erstaunlicher Sorgfalt und aller erdenklichen Umsicht gearbeitet. Ich wünschte, wir hätten viele solche Landwirthe wie ihn. Rotenhof ist eins der bestbewirthschafteten Güter, die ich kenne."

„Ich meinestheils halte mich mehr daran, daß unsere Ina eine der glücklichsten Frauen ist, die ich kenne."

Die Fähre hatte das Ufer erreicht, die Pferde galoppirten die steile Böschung hinauf und eilten dann in raschem Trabe dem nahen Campbellshof — so hieß das Gut der Campbells — zu.

Zweites Kapitel.

Der Graf war unterdessen am linken Flußufer zurückgeblieben und wartete auf den Reitknecht, der ihm sein Pferd bringen sollte. Als die Fähre sich in Bewegung gesetzt hatte, kam die Frau des Fährmanns aus ihrer Hütte und küßte dem Grafen die Hand.

„Nun, wie geht es der Kuh?" fragte dieser.

„Gott sei Dank, gnädiger Herr, sie ist wieder gesund. Sobald ich ihr die Tropfen, die der gnädige Herr mir mitgab, unter die Tränke goß, wurde sie sichtlich gesunder. Tausend Dank dafür!"

Sie wollte dem Grafen wieder die Hand küssen, aber dieser entzog sie ihr und klopfte ihr ein paar Mal freundschaftlich auf die

Schulter. Er sah ihr dabei in die Augen und er fand, daß sie hübsche blaue Augen hatte und überhaupt eine hübsche junge Frau war.

„Wie geht es denn sonst?“ fragte er, indem er sich nach einem flachen Stein bückte und diesen über die Wasserfläche schnellen ließ. Der Stein sprang weit und hüpfte fünf, sechs Mal.

„Gut, gnädiger Herr! Wir kommen vorwärts.“

„Nun? Und mit Eurem Manne seid Ihr auch zufrieden?“

„Ganz und gar, gnädiger Herr!“

Der Reitknecht war unterdessen herangekommen und führte dem Grafen das Pferd zu. „Na, bei Euch ist alles in Ordnung,“ sagte dieser lachend, klopfte der erröthenden Frau auf die Wange, schwang sich aufs Roß und sprengte davon.

Die junge Frau schützte ihre Augen mit der Hand gegen die Strahlen der untergehenden Sonne und blickte ihm lange nach. „Es ist doch ein Vergnügen, ihn nur zu sehen,“ dachte sie.

Der Graf ritt in kurzem Galopp die Straße entlang. Er war meist heiter und guter Dinge, aber heute Abend war er ganz besonders fröhlich. Das Lob, das seine Schwiegermutter seiner wirthschaftlichen Tüchtigkeit ertheilt hatte, die Ueberzeugung, daß das neue Unternehmen ein lohnendes sei, der köstliche Abend, zu guterletzt noch das Gespräch mit dem hübschen jungen Weibe — das alles hatte ihn in die beste Laune versetzt. Dazu galoppirte der neue Grauschimmel, den er ritt, so prächtig, daß schon darüber allein dem ehemaligen Husaren das Herz im Leibe lachen mußte. Dort, wo ein Feldweg von links her in die Landstraße mündete, entließ der Graf den Reitknecht. „Sage der gnädigen Frau, daß ich wohl erst nach ein paar Stunden nach Hause kommen würde,“ sagte er.

Der Graf bog auf den Feldweg ein, ließ sein Pferd im Schritt gehen und blickte nach links und rechts über die Felder hin. Das Korn stand ausgezeichnet, alles versprach eine reiche Ernte. Der Graf dachte nun wieder an Hallermünde, ließ im Geist alle die Verbesserungen, die er dort vornehmen wollte, zum tausendsten Mal Revue passiren und fand, daß alles in Ordnung war. „Wenn das so fortgeht, werde ich einmal ein steinreicher Mann sein,“ dachte er. „Seltsam! Wenn mir vor zehn Jahren ein Kamerad gesagt hätte, daß

ich — ich, Georg Polderkamp — einmal an diesem Gedanken Freude finden würde! Damals war mir das Geld nur der häßliche Mammon, der zu nichts gut war, als so schnell wie möglich mit lustigen Kameraden und schönen Weibern in perlenden Wein umgesetzt zu werden; jetzt ist es mir ein theures Gut! Bin ich nun jetzt besser als früher oder schlechter? Pah, thörichte Frage! Jedes Alter hat seine Lust. Das Erwerben macht mir jetzt noch mehr Freude, als früher das Verthun."

Der Feldweg, der erst durch Felder und dann durch Wiesen geführt hatte, bog jetzt in ein Birkenwäldchen ein. Der Graf hatte dieses eben erreicht, als sein Pferd plötzlich scheute. Kaum zwei Schritte vor ihm saß ein Kind auf dem Wege und weinte bitterlich.

„He! Du da! Wirst Du wohl aus dem Wege gehen!"

Das Kind sah sich erschreckt um, erhob sich und trat ängstlich zur Seite. Es war ein kleiner Judenknabe. Der Kleine hatte ein zerrissenes Hemd an und ein paar zerschlissene Höschen, die nur von einer Schnur, die über die linke Schulter lief, gehalten wurden.

Der Graf hielt. „Nun, kleiner Bocher, was thust Du denn hier?" fragte er.

„Ich woan!"

„Wo ist denn die Mammle?"

„I waiß nit!"

„Bist Du denn ganz allein hier?"

Der Kleine schwieg. Der Graf blickte nach links und rechts in den Wald, aber niemand ließ sich sehen.

„Ist der Tätte hier?"

„Na."

„Wie kommst Du denn aber hierher?"

Keine Antwort.

„Das ist aber doch zu toll!" murmelte der Graf. Er legte die Rechte an den Mund und rief, so laut er konnte: „He—e! He—e!"

Ein paar Vögel erhoben sich aus ihrer Nachtruhe und flogen eilig davon, sonst blieb alles still.

Der Graf sprang vom Pferde und beugte sich über das Kind, das ihn mit großen Augen aber unerschrocken ansah.

„Wie heißt Du?"

„Itzig."

„Und Dein Tätte?"

„Auch Itzig."

„Wie heißt er noch?"

„Auch Itzig."

„Bist Du mit Deinem Tätte hierhergekommen?"

„Na."

„Mit wem bist Du hierhergekommen?"

„Ich bin hiergekummen."

Der Graf überlegte. Das Kind, das sich offenbar verirrt hatte, konnte nur aus einem einige Werst entfernten Kruge, in dem sich ein jüdischer Schneider eingemiethet hatte, stammen. „Es bleibt mir nichts übrig, als den Bengel hinzubringen," dachte er. „Solch ein Takelzeug! Können nicht einmal auf ihre Kinder aufpassen! Wartet, Ihr sollt mir!"

„Komm her!"

Der Kleine kam ganz zutraulich heran. Der Graf hob ihn auf, schwang sich aufs Pferd, hielt den Kleinen vor sich und schlug den Weg nach dem Kruge ein.

„Oi! Das ist fein!" rief der Junge.

Der Graf lachte. „So? Findest Du? Hör' einmal, Du könntest Dich aber auch einmal waschen. Was?"

„Der Wasser ist kalt!"

Die beiden unterhielten sich nun ganz vertraulich, bis langgedehnte Rufe, die ihnen entgegenschallten, dem Grafen sagten, daß das Kind vermißt worden war und gesucht wurde. Der Graf antwortete und stieß nach einiger Zeit auf den Vater des Kindes, einen langen hageren Juden, dem die Gebetslocken wild ums Gesicht hingen. „Gott gerechter!" schrie dieser, „unser Herr Graf haben den Itzig!"

Der Graf schwang sich vom Roß, ließ den Knaben zu Boden sinken, hielt mit der Linken das zurückscheuende Pferd und schüttelte mit der Rechten Itzig den älteren, daß dieser hin und her flog wie ein Päckchen nach Knoblauch riechender Kleider.

„Du Hundesohn," rief er, „Du nachlässige Bestie! Weißt Du auch, Du verdammter Kerl, daß der Kleine hätte überfahren werden

können! Wirst Du wohl besser aufpassen! Hast Du nicht verdient, daß ich Dich durchhaue, daß Du kein Glied mehr rühren kannst?"

Damit ließ er den Juden zu Boden fallen, schwang sich aufs Pferd und galoppirte davon, ehe der Jude sich aufrichten konnte. Der Jude aber hob sein Büblein auf und überhäufte es mit einer Fülle von Liebkosungen. Darüber fanden sich denn auch die anderen Familienglieder und einige zur Hilfe aufgebotene Bauern ein. „Gott segne den Grafen," rief der Vater, „Gott soll ihn segnen tausend Mal und soll ihm geben Kinder die Fülle und Korn und Heu und Branntwein vollauf und Gesundheit!"

„War das unser Graf?" fragte das Kind.

„I ja wohl ist es unser Graf gewesen. Unser guter lieber Graf, den Gott soll erhalten, und den wir alle haben lieb!"

„Ich lieb' ihn och! Ich lieb' ihn sehr!" meinte der Knabe.

Unterdessen ritt der Graf rasch zu, denn er hatte einen tüchtigen Umweg machen müssen. Als er in Sergen eintraf, fand er dort eine große Gesellschaft vor. Herr von Ahlbach war Junggesell und eine gesellige Natur. Da ging es denn in Sergen zu wie in einem Taubenschlag. Auch heute mochten wohl ein Dutzend Herren anwesend sein. Da waren einige junge Gutsbesitzer von jenseits des Stromes; da waren der Kreisrichter und der Friedensrichter, da waren einige Herren von der Branntweinaccise. Man war eben dabei, ein bescheidenes Abendbrot einzunehmen, als der Graf mit einem: „Guten Abend allerseits, meine Herren!" eintrat. Alsogleich entstand großer Jubel. „Guten Abend, Herr Graf! Guten Abend, Polderkamp! Gu'n Mojen, Georg, alter Junge!" Man rückte zusammen, zwei der jüngeren Herren rannten dicht vor dem Grafen mit zwei Stühlen, die sie gleichzeitig herbeigeholt hatten, hart zusammen, der Diener brachte noch ein Couvert. Dann nahmen alle wieder Platz.

Der Graf hatte für jeden ein freundliches Wort: „Wie geht es Ihrer Frau Tante, Herr von Bärwald? Besser? Gott sei Dank!" — „Schotthof, Ihre Wiese steht aber wirklich brutal. Wo werden Sie mit all dem Heu hin?" — „Stockkirch, quält Ihr Euch noch immer mit der Brandstiftung? Verdammtes Volk diese Juden!" — „Alexander,

wie bist Du mit Deiner neuen Flinte zufrieden? Der linke Lauf läßt zu wünschen übrig. Nicht?" ꝛc.

Nach dem Abendessen wurde ein Jeuchen gemacht. Da man wußte, daß der Graf nicht spielte, so verschonte man ihn mit Aufforderungen, sich zu betheiligen. Er sah eine Weile dem Spiel zu und neckte bald diesen, bald jenen. Unter den Herren befand sich auch ein Baron Grünhof, ein junger Mann, der eine furchtbare Narbe im Gesicht trug, die seine linke Wange in zwei Hälften theilte. Er war offenbar der einzige in der Gesellschaft, der mit Leidenschaft spielte, und er verlor beständig. „Armer Schelm," dachte Polderkamp, „was doch daraus werden wird!"

„Auf ein Wort, Herr Graf."

Der Graf trat zurück. „Was gibt es, Herr von Bärwald?"

„Ich möchte mir Ihren Rath erbitten. Bernstein bietet mir für den Lapswald zwanzigtausend Rubel. Er will ihn in drei Jahren abführen. Was rathen Sie?"

„Lehnen Sie unbedingt ab. In Rußland wirthschaften sie so unsinnig, daß sie in ein paar Jahren mit ihren Wäldern fertig sein müssen. Dann kommen wir an die Reihe, und dann können wir die Preise machen. Lehnen Sie den Vorschlag ab; in fünf, höchstens in zehn Jahren werden Sie für Ihren Wald das Doppelte bekommen."

„Tausend Dank! Sie haben gewiß Recht. Es lag mir daran, das Urtheil eines Sachverständigen zu hören."

„Sie sind sehr freundlich, mich für einen solchen zu halten."

„O das thun wir alle."

Die Herren traten wieder zurück an den Spieltisch. Der Herr von Grünhof verlor noch immer. Sein Gesicht war sehr bleich, seine Narbe sehr roth geworden; aber er bewahrte äußerlich seine Haltung. Trotzdem schienen seine hohen Einsätze allerseits peinlich zu berühren. „Armer Junge," dachte der Graf, „die Leidenschaft, die Dich fortreißt, kenne ich nur zu gut." Er mochte der Scene nicht länger zusehen, er ging daher ins Nebenzimmer, wo die Gewehre hingen, nahm eine Flinte von der Wand und begab sich ins Freie.

„Wohin?" fragte der Hausherr vom Tisch her.

„Fledermäuse schießen," war die Antwort.

Es war ein Hochgenuß, aus dem heißen vollgerauchten Zimmer in die frische Luft zu kommen, und der Graf athmete tief auf. Rings um ihn herrschte die kurze Dämmerung, welche in dieser Jahreszeit vor Mitternacht die helle nordische Sommernacht einzuleiten pflegt. In der Nähe war alles still; aber in den Wiesen schrie der Wachtelkönig und schlug die Wachtel, und aus weiter Ferne klangen eintöniges Hundegebell und weit gezogene Volkslieder herüber. Ueber dem Hof und dem daranstoßenden Teiche flatterten zahlreiche Fledermäuse in jähen Zickzackwendungen. Vom Obstgarten her flog eine Nachtschwalbe meckernd nach links über den Hof weg und verschwand im Dunkel. Der Graf setzte das Gewehr an, aber er kam nicht zum Schuß. Da — da — da war sie wieder — und wieder vorüber. „Warte, Dich bekomme ich," dachte der Graf, behielt die Flinte an der Backe und gab scharf Acht.

„Pardon, Herr Graf, störe ich?" fragte halblaut eine tiefe, leise zitternde Stimme. Der Graf kannte die Stimme. Es war die Stimme des jungen Mannes mit der Narbe, der so leidenschaftlich spielte.

„Einen Augenblick, Herr von Grünhof, sofort," erwiderte er halblaut und fuhr mit dem Gewehr an der Wange rasch nach links herum.

Der Schuß krachte und der Vogel fiel herab wie ein Stein.

„Kommen Sie, Herr von Grünhof, wir wollen den Vogel aufsuchen."

Der Graf ging rasch voran und der Baron folgte ihm.

Sie entfernten sich dabei vom Wohnhause. „Hier muß er liegen," sagte der Graf, indem er sich bückte und umherspähte. „Da — da ist er!" Er hob das Thier auf. „Was für ein seltsamer Vogel," sagte er, und dann zum Baron gewendet: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Grünhof?"

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie mir wohl tausend Rubel leihen könnten?"

Die Frage kam sehr gepreßt heraus.

Der Graf hielt den todten Vogel an einem Bein und schlug ihn mechanisch gegen den Flintenlauf.

„Haben Sie so viel verloren?"

„Ja."

„Aber, bester Herr von Grünhof, das ist die Hälfte Ihres Gehaltes und Sie haben doch kein Vermögen."

Der Baron antwortete nicht.

Der Graf warf den Vogel weg, setzte den Hahn des zweiten Laufes in Ruhe und zuckte die Achseln. „Ich bedaure, Ihnen nicht helfen zu können," sagte er. „Tausend Rubel sind eine große Summe; ich kann sie Ihnen nicht geben."

„Pardon, daß ich lästig wurde."

Der Baron wandte sich rasch um und schlug den Weg nach dem Wohnhause ein.

Der Graf blickte ihm ein paar Augenblicke unruhig nach.

„Du bist nicht mehr der alte Leichtfuß," rief eine Stimme in ihm. „Tausend Rubel sind ein kleines Kapital, das man nicht auf die Straße werfen darf. — Willst Du den Armen wirklich so von Dir gehen lassen?" rief eine andere Stimme, „Du, der Du Dich früher selbst so oft in einer ähnlichen Lage befunden hast?"

Der Graf schwankte einen Augenblick, dann eilte er dem Baron nach. „Herr von Grünhof," sagte er, „ich kann Ihnen das gewünschte Geld doch geben."

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich reflektire nicht mehr darauf."

„Aber, bester Grünhof, Sie werden doch nicht mir gegenüber den Empfindlichen spielen? Ich sage Ihnen ganz aufrichtig, es war der verdammte Mammon, der für einen Augenblick Herr über mich wurde; aber ich bin, wie Sie sehen, mit ihm fertig geworden. Sie werden mich doch nicht der Möglichkeit eines Rückfalles aussetzen? Nicht wahr, das thun Sie mir nicht an?"

Der Baron schlug kräftig in die dargebotene Hand des Grafen. „Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte er, „und ich verspreche Ihnen, daß ich künftig nie —"

„Aber lassen Sie das doch, lieber Grünhof. Solche Gelübde thut man sich selbst, aber nicht anderen. Sagen Sie — haben Sie den Bergdorfschen Artikel über die Accise in Kurland gelesen? Sehr interessant! Nicht?"

Die Herren im Hause hatten unterdessen mit dem Spiel aufgehört

und kamen nun auch ins Freie. Man stand paarweise oder in Gruppen zusammen, schwatzte und lachte.

„Apropos, Ahlbach, da hast Du Dein Taschenbuch. Du hattest es bei mir liegen lassen."

„Richtig, besten Dank. Sag' doch, Dein Schwager Paul kommt ja in der nächsten Woche?"

„Woher weißt Du das?"

„Mein Vetter August schrieb mir davon. Hör' einmal, das ist ja heuer zum Regimentsfest höllisch hoch hergegangen, Donnerwetter!"

„Na, wir haben uns unserer Zeit auch nicht lumpen lassen. Schreibt Dein Vetter Näheres?"

„Warte, ich bring' Dir den Brief oder besser — komm' lieber mit ins Zimmer. Du könntest ihn ja hier ohnehin nicht lesen. Er ließ Dir auch noch etwas sagen — warte — was war es doch gleich? — richtig, er ließ Dir sagen, die Schwägerin des Fürsten Duchanow — Stallmeister ist er, glaube ich — die Gräfin Lätitia — Lätitia — ja, wie sie weiter heißt, weiß ich nicht mehr — habe sich mit dem armenischen Fürsten — ja, wer kann diese unmenschlichen Namen behalten — verlobt. August meint, die Nachricht würde Dich interessiren."

Die beiden waren unterdessen bis an die Hausthüre gekommen. Der Graf blieb stehen und lehnte sich schwer an den Thürpfosten. „Wo bleibst Du?" fragte der Baron, der vorausgegangen war, und wandte sich um. „Wo bleibst Du?" wiederholte er, als keine Antwort erfolgte. Als der Graf auch jetzt unbeweglich blieb, ging der Baron rasch auf ihn zu.

„Bist Du unwohl geworden, Georg?"

„Es ist nichts — einen Augenblick — laß mich — es ist so heiß."

„Soll ich Dir ein Glas Wasser bringen?"

Der Graf nickte. Der Baron eilte ins Zimmer und brachte eine Karaffe und ein Glas, das er voll schenkte und dem Grafen reichte. Der Graf leerte ein Glas und noch ein Glas. „Das thut wohl," sagte er, „ich danke Dir. Und nun mußt Du mir Deines Vetters Brief geben."

Sie traten in das Zimmer und der Graf nahm am Tisch Platz. Der Baron brachte den Brief, rückte die Lichter näher und setzte

sich dann dem Grafen gegenüber. „Du siehst schändlich übel aus," sagte er.

„O, das hat nichts zu sagen." Der Blick flog hastig über die Seiten des Briefes. Da war erst eine Beschreibung des Regimentsfestes, das durch die Anwesenheit hoher und höchster Personen verherrlicht worden war; dann eine begeisterte Schilderung der letzten Aufführungen in der italienischen Oper; dann ein Vergleich zwischen der Deveria und der Lothar vom französischen Theater, wobei der Briefschreiber sich für letztere entschied. Da — da war endlich die gesuchte Stelle. Nein, doch noch nicht: „Aus dem Handel mit Silberstierna konnte leider nichts werden. Die Stute war zwar ein Schimmel, aber ein Rothschimmel, und die können wir nicht brauchen. Jammerschade, die Mähre war schön und der Preis nicht hoch." Aber da — da war es endlich. „Der Fürst Duchanow will sie für seine Schwägerin kaufen, die Gräfin Lätitia Pagusko, die sich eben mit dem Fürsten Ziziani, Rittmeister bei den Leibgrenadieren zu Pferde, verlobt hat. Ich schrieb Dir, glaube ich, einmal von ihm. Er leitete im vorigen Jahre das Jahresessen der Kaukasusveteranen. Er ist ein Armenier und ein bildschöner Kerl. Er soll in seine doch schon passirte Braut rasend verliebt sein. Kein Wunder, an seiner Stelle wäre ich es auch. Die Gräfin ist noch immer unendlich liebreizend. Unterrichte den „Ziethen der Salons" davon, es wird ihn interessiren. Was den unverschämten Junker anbetrifft, so kann meine Kleine jetzt wieder unbelästigt ausgehen. Ich habe mit seinem Schwadronschef gesprochen, und der hat dem Bengel ordentlich den Kopf gewaschen. Er hatte —"

Das gehörte nicht mehr zur Sache. Der Graf blickte wieder zurück. Da stand es: „Die Gräfin ist noch immer unendlich liebreizend." Ja, das war sie. Der Graf sah sie vor sich, als ob er sich nie von ihr getrennt hätte. Da stand sie vor ihm, wie sie so oft vor ihm gestanden hatte, und blickte ihn an mit ihren schönen braunen Kinderaugen, wie sie ihn so oft angeblickt hatte. Er sah wieder das reiche braune Haar, die holden Grübchen in Wangen und Kinn, die volle und doch so graziöse Gestalt. Er sah das alles, und die tiefe Trauer, die aus dem Antlitz der Jugendgeliebten sprach, ließ sein Herz sich in wildem Wehe zusammenziehen.

„Warst Du mit der Gräfin näher bekannt, Georg?"

Der Graf erhob sich. „Ja, ich war oft im Hause ihrer Schwester. Bitte, lass' mein Pferd satteln."

„Willst Du nicht lieber fahren, Georg? Du siehst noch so elend aus. Ich will anspannen lassen."

„Nein, bitte, lass' nur. Ich danke Dir. Ich bin wirklich wieder ganz wohl. Ich habe in der letzten Zeit mehrmals solche Anfälle gehabt; aber sie gehen bald vorüber."

„Du greifst Dich zu sehr an, Georg. Du bist von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zu Pferde und auf dem Felde. Ich habe immer gefürchtet, daß Du es nicht aushalten würdest."

„O, das halte ich schon aus. Man muß sich tummeln, Leberecht, man muß erwerben, man muß reich werden. Nicht?" Der Graf lachte, aber es war nicht sein gewöhnliches Lachen, das so herzlich war und so ansteckend wirkte.

Das Pferd wurde vorgeführt, der Graf schüttelte den Herren die Hände, schwang sich in den Sattel und ritt langsam, im Schritt, davon.

Ahlbach ging noch ein paar Augenblicke neben ihm her. „Willst Du nicht doch lieber einen Wagen nehmen?" fragte er besorgt.

„Nein. Besten Dank. Lass' Dich bald wieder bei uns sehen."

Sie schüttelten sich die Hände, und Ahlbach kehrte zu den Herren zurück. Diese sprachen vom Grafen und waren seines Lobes voll. Jeder wußte einen neuen liebenswürdigen Zug von ihm zu erzählen.

„Ja, er ist ein Prachtmensch, und was das beste ist, er ist mein Freund!" rief Ahlbach.

Der Graf ritt langsam seines Weges. Ueber dem Busch am Bach, in dem die Nachtigall schlug, über den Feldern, in denen die Wachtel rief, über den Wiesen, in denen der Erdkrebs schnarrte, lag ein zartes rosa Licht. Ein zartes rosa Licht lag auch auf dem ganzen Horizont, selbst die Sterne am Firmament schienen durch einen zarten rosa Schleier zu glänzen. Ein kräftiger Geruch von schwarzer Erde und grünem Birkenlaub erfüllte die Luft.

Es war eben eine helle herrliche, nordische Sommernacht, und sie rief in dem Grafen Erinnerungen wach an Sommernächte, die noch heller und herrlicher gewesen waren als diese. O, wie deutlich erinnerte er sich noch der ersten dieser Sommernächte! Er hatte in Pawlowsk mit den Kameraden gezecht, während der Chor der Volkssänger des Fürsten Galizin das zahlreich versammelte Publikum durch seine holden Lieder entzückte. Da war Pagusko auf ihn zugetreten: „Erlaube, daß ich Dich meiner Schwester Lätitia vorstelle.“ Das war eine köstliche Nacht geworden, und die darauf folgende war noch schöner gewesen. Am folgenden Tage hatte das große Offiziersrennen stattgefunden. Der Graf wäre auch sonst wie unsinnig geritten, denn er hatte am Tage vorher die letzte Samoletaktie, die aus dem väterlichen Nachlaß noch übrig war, zum Geldwechsler getragen, und er mußte den Sieg davon tragen; aber heute übertraf er sich selbst. Auch die „Hoffnung“ übertraf sich selbst. Es war, als ob das kluge Thier wußte, daß heute ein paar braune Augen ängstlich auf seinen Reiter gerichtet waren, die in stolzer Freude erstrahlen mußten. Um zwei Pferdelängen schlugen die beiden ihre berühmten Konkurrenten. Sie thaten es um hohen Lohn. Wie freudig strahlten am Nachmittag die braunen Augen dem Grafen entgegen, als er seinen ersten Besuch machte, wie sanft streichelten die weißen Hände den Hals der „Hoffnung“, als diese noch am späten Abend auf speziellen Wunsch der Damen vor die Villa des Fürsten geführt wurde.

Dann kam eine wonnige Zeit und dann eine wildbewegte und endlich eine schreckliche. Was sollte aus dem Verhältniß werden? Er hatte kein Vermögen, sie hatte kein Vermögen; aber er hatte einen alten anspruchsvollen Namen, und sie hatte auch einen alten anspruchsvollen Namen. Er war immerhin noch schlimmer daran als sie, denn er hatte weniger als nichts, er hatte Schulden. Sollte er, der sein Leben lang erst im Kadettenkorps, nachher im Regiment aufgetreten war wie ein großer Herr, sollte er, der Liebling der Salons, seinen Abschied nehmen, um als ein von seinen Gläubigern gehetzter Accisebeamter in irgend einem kleinen baltischen Judenstädtchen seine Tage unter Landedelleuten zu verbringen?

Und wenn er das auch allenfalls konnte, er, der ein leidenschaft-

licher Jäger und Naturfreund war, und der überdies für die Vettern daheim angeborene Sympathien hatte, konnte er aber auch Lätitia zumuthen, ihm auf diesem Wege zu folgen? Und wenn sie es doch wollte — und sie wollte es — durfte er ein solches Opfer annehmen?

Es war keine helle freundliche Sommernacht, es war eine finstere stürmische Winternacht, in der der Graf den Brief schrieb, der diese Frage endgiltig beantwortete. Als der Morgen trübe und schläfrig über die endlosen Ebenen daherschritt, sah er den Grafen im Schlitten der halbvergessenen Heimat zueilen.

Als der Graf nach einem Monat zurückkehrte, war er der Bräutigam seiner Cousine Ina Campbell, der reichsten Erbin und, wie man sagte, des schönsten und besten Mädchens des Landes.

Als Polderkamp fast noch ein Knabe war, hatte ihn ein fremder Hund in den Arm gebissen. Die Familie, auf deren Landhaus der Kadett gerade weilte, war dadurch in große Aufregung versetzt worden, denn die Aerzte waren nicht zu finden, und es war nicht unmöglich, daß das Thier toll gewesen war. Der junge Graf hatte sich darauf in die Küche begeben und mit einem glühend gemachten Eisen die Wunde ausgebrannt. „Um Gotteswillen, Georg, was thun Sie?" rief die Hausfrau, die dazu kam. — „Ich brenne mir die Wunde aus, damit ich aller Ungewißheit ein Ende mache. Ich kann Ungewißheit nicht ertragen," war die Antwort.

„Arme Lätitia," dachte der Graf jetzt. „Du warst treuer als ich. Zehn Jahre hast Du gewartet. Gewartet? Worauf konnte sie gewartet haben? Auf —" Der Graf dachte den Gedanken nicht zu Ende. Er schlug dem Pferde die Hacken in die Weichen, daß der Hengst sich wild aufbäumte und sich wie toll im Zügel hin und her warf.

Der Graf brachte ihn wieder zur Ruhe und fuhr sich dann mit der Hand über die Stirn. „Fort damit," sagte er halblaut und erschrak über seine eigenen Worte. Er gab dem Thier die Zügel frei, und dieses eilte im schnellen Lauf Rotenhof zu.

Zu Hause entkleidete der Graf sich rasch und schlich dann leise ins Schlafzimmer. So leise er aber auch auftrat, so erwachte seine Frau doch. Die Gräfin hatte einen sehr leichten Schlaf, und sie hatte

beim Erwachen nie mit ihm zu kämpfen. So schlug sie denn auch jetzt die Augen hell auf und sagte freundlich lächelnd: „Das nenne ich lange fortbleiben. Aber was ist das, Georg," fuhr sie fort, indem sie sich im Bette aufrichtete, „Du siehst so elend aus! Bist Du unwohl?"

„Sei unbesorgt," beruhigte der Graf, „es hat nichts auf sich. Ich habe in Sergen Bier trinken müssen, und Du weißt ja, ich kann das Zeug nicht vertragen."

Die Gräfin wollte aufspringen, aber ihr Mann ließ es nicht zu. „Bitte, bitte, lass' mich Dir etwas Limonade bringen," bat sie; aber er blieb unerbittlich. Sie fragte nun noch nach diesem und jenem, dann sagten sie sich Gute Nacht. Die Gräfin war bald wieder eingeschlafen, den Grafen aber floh der Schlaf. Er lag eine Weile mit geschlossenen Augen da, dann richtete er sich leise auf, stützte sich auf seinen rechten Arm und blickte liebevoll auf die schönen regelmäßigen Züge seiner Frau. Es war, als ob der Adel, der auf ihnen lag, die häßlichen Gedanken, die den Grafen gequält hatten, bannen wollte; aber sie kamen doch wieder. Vergeblich vergegenwärtigte er sich, wie treu und voll das Herz seines Weibes für ihn schlug; vergeblich führte er sich vor die Seele, wie unendlich viel er seiner Frau verdankte; vergeblich rief er zehn glücklich verlebte Jahre zu Hilfe — aus dem Dunkel der Vergangenheit tauchte ein holdes Frauenbild auf und blickte ihn traurig an und sagte traurig: „Du liebst sie nicht, wie ich ihn nicht liebe. Du bist ihr dankbar für die Liebe, die sie Dir geweiht hat, wie ich ihm dankbar bin für die Liebe, die er mir entgegenbringt; aber Du liebst sie nicht, wie ich ihn nicht liebe. Du liebst nur mich, und ich liebe nur Dich, und doch dürfen wir uns nicht haben, dürfen wir nicht einmal an einander denken. Das hast Du gethan, Du armer, armer Thor."

In den Boskets vor den Fenstern klagten die Nachtigallen, als hätten auch sie ein verfehltes Lebensglück zu beklagen.

„Das ist Unsinn," rief der Graf halblaut und schnellte im Bett empor, „Unsinn, Unsinn!"

Die Gräfin erwachte. „Was gibt es, Georg?"

„Nichts, mein Liebchen, ich hatte nur einen tollen Traum."

Die Gräfin lächelte und reichte ihm ihre Rechte. „Hast Du mich lieb, Georg?“ fragte sie.

„Gewiß, Ina, gewiß! So sehr, wie Du es verdienst.“

Die Gräfin lächelte glücklich.

Drittes Kapitel.

Der Graf hatte kaum ein paar Stunden geschlafen, als die Strahlen der aufgehenden Sonne ihn weckten. Die Gräfin liebte es nicht, daß die Rouleaux oder gar die Vorhänge an den nach Osten gehenden Fenstern ihres Schlafzimmers herabgelassen wurden, und der Graf hatte sich um so mehr diesem Wunsche angepaßt, als er selbst gewohnt war, mit der Sonne aufzustehen. Er kleidete sich rasch an und eilte hinaus in den lachenden Sommermorgen. Es war, als ob die Erinnerungen, die ihn in der Nacht so beunruhigt hatten, vor den Strahlen der Morgensonne dahinschwanden, wie die leichten Nebelwolken über den Wiesen. Es blieb von ihnen nichts zurück als ein Gefühl körperlichen Druckes auf dem Herzen hier, als zahllose funkelnde Thautropfen da.

Das laute bunte Treiben des großen Herrenhofes nahm den Grafen bald ganz in Anspruch. Dieser verließ sich weder auf die höheren Wirthschaftsbeamten, noch auf Kutscher oder Viehpfleger, sah überall selbst nach, ordnete selbst auch das Kleine an. Der Graf war immer ein bildschöner Mann, aber er war nie so schön, als wenn er so in der Frühe des Sommermorgens in kurzer grauer Joppe, hohen Stiefeln und mit einem kleinen schirmlosen Mützchen auf dem blonden Lockenkopf auf seinem Hofe herumhantirte. Für jeden hatte er ein paar freundliche Worte, und selbst diejenigen, auf die er heißblütig losfuhr, waren ihm nie länger als für einen Augenblick böse. Die Frauen zumal waren von der alten „Hofmutter“ bis zum jüngsten Gänsemädchen herab im Grunde alle in „unseres Grafen“ lachende blaue Augen, seinen kirschrothen Mund und sein keck nach oben gedrehtes Schnurrbärtchen verliebt.

Nachdem der Hof inspizirt war, stieg der Graf zu Pferde und ritt erst auf dieses, dann auf jenes Vorwerk, dann zur Brennerei, an der gebaut wurde, dann zur neu errichteten Mühle und so fort. Ueberall mußten Auskünfte verlangt, Anordnungen getroffen werden; der Graf kam, wie man zu sagen pflegt, kaum zur Besinnung. Es ging zu wie gestern und vorgestern und wie alle Tage, seit der Schnee geschmolzen war; neu war nur der seltsame leise Druck, den der Graf auf dem Herzen fühlte. Er wollte nicht an ihn denken; aber er fragte sich, während der Baumeister ihm auseinandersetzte, warum er an dieser Stelle das Fundament des Anbaues um einen Fuß tiefer habe legen lassen, ob dieser Druck mit der gestern empfangenen Nachricht zusammenhänge, und er sann, während der Müller ihm schlagend nachwies, daß er noch einen Mühlstein haben müsse, über dieselbe Frage nach. Er sagte sich, während er anordnete, daß man der kranken Kinder von Jacob Brandwien wegen nach dem Arzt schicken solle, daß er diese Frage gar nicht aufwerfen dürfe; aber er bemerkte, daß er mitten unter Anordnungen über den Ort, an welchem künftig der Klee zum Grünfutter geschnitten werden sollte, über sie nachsann. Sie trat erst in den Hintergrund, als er nach Hause zurückkehrte und seine Töchter ihn jubelnd willkommen hießen.

„Guten Morgen, Papa! Heute kommt die neue Gouvernante."

„Guten Morgen, mein liebes gutes Väterchen! Heute kommt Fräulein Heinersdorf. Nicht?"

„Ja wohl, ja wohl, und sie bringt jeder von Euch einen Sack Pfeffernüsse mit."

Jedes ergriff nun eine Hand des Vaters, und so gingen alle drei vom Stalle dem Wohnhause zu.

„Papa, wie sieht die neue Gouvernante aus? Ist sie hübsch?"

„Papa, ist Fräulein Heinersdorf blond oder brünett?"

„Das will ich Euch sagen. Fräulein Heinersdorf ist —"

„Wie alt ist sie, Papa? Siebenzehn Jahre? Was?"

„So hört doch nur! Fräulein Heinersdorf ist eine Dame von zweiundvierzig Jahren. Sie hat —"

„Nein, Papa. Mama hat uns gesagt, sie sei noch ganz jung. Erzähle ordentlich, Papa!"

„Sie hat rothe Haare, einen so breiten Mund wie Du, Erna — das heißt, von einem Ohr bis zum anderen — und im Ganzen nur sieben Zähne. Sie hinkt etwas, weil sie einen Plattfuß hat, und hört auf dem einen Ohr gar nicht und auf dem anderen nur halb."

Der Jubel war endlos, und der Graf hatte alle Mühe, sich der ausgelassenen Mädchen zu erwehren. „Wartet nur, Ihr albernen Dinger," sagte er, „Fräulein Heinersdorf wird Euch schon Mores lehren!"

„Sie wird uns Moritz lehren!" hieß es nun. Die drei lachten schließlich so laut, daß die Gräfin auf die Veranda trat.

„Dachte ich es mir doch," rief sie, mit dem Finger drohend, „daß der Herr Papa wieder da ist! Da gibt es gleich einen Lärm, daß man es über den ganzen Hof hört."

„Das geschah heute unwiderruflich zum letzten Male," erwiderte der Graf, „von heute Abend an kommen die Füllen unter Zaum und Sattel."

„Ich fürchte, daß, wenn Du dabei bleibst, die Zügel nicht allzu scharf angezogen werden," war die Antwort. „Aber nun hört auf, Mädchen! Wenn Ihr Euch einlacht, so gibt es den ganzen Tag über kein Aufhören."

Der Graf trat auf seine Frau zu, um sie zu umarmen, begnügte sich aber plötzlich damit, einen heißen Kuß auf ihre Hand zu drücken.

Die Gräfin blickte ihn verwundert an. „Nun," sagte sie lachend, „was sind denn das für neue Manieren?" Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, blickte ihn schelmisch an und sagte: „Haben wir einen kleinen Katzenjammer, Monsieur? He? Haben wir einen?"

„Wahrhaftig nicht, Ina. Im Ernst, ich habe gestern so gut wie nichts getrunken."

„Hm, hm!" räusperte sich diese. „Warum fährt man dann plötzlich in der Nacht auf und ruft: „Unsinn, Unsinn!" Warum thut man das, Herr Graf?"

„Weil man Bier getrunken hatte und in Folge dessen unruhig träumte. Darum thut man das, Frau Gräfin."

Die beiden lachten, küßten sich und gingen dann auseinander, da mehrere Personen auf den Grafen warteten. Dieser begab sich in sein

Arbeitszimmer; aber er war sehr zerstreut, so daß die Leute, die mit ihm verhandelten, nicht wenig verwundert dreinschauten. Sie waren gewohnt, daß der Graf eben so aufmerksam zuhörte als klar sprach.

Nach Tisch forderte der Graf seine Frau auf, ihn auf einem Ritt zum Förster zu begleiten. Die Gräfin erklärte sich bereit, und bald ritten beide dem Walde zu. Der Grauschimmel der Gräfin ging wie immer in einem leichten, nicht allzu raschen Trott; der neue Hengst des Grafen aber hatte sich an diese sanfte Gangart noch nicht gewöhnt und drängte ungestüm vorwärts. „Wollen wir nicht ein etwas rascheres Tempo einschlagen?" fragte der Graf.

„Nein, ich danke. Du weißt, ich liebe es nicht, rasch zu reiten." Der Graf schwieg und suchte seinen Hengst zu bändigen. Das Thier wurde aber immer unruhiger.

„Du mußt künftig, wenn Du mit mir reitest, wieder die Stute nehmen," sagte die Gräfin. „Die hat sich ganz gut in meinen „Alte-herrentrab" gefunden."

„Es ließe sich doch auch denken, daß ich den Hengst nehme und wir rascher reiten," erwiderte der Graf.

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, verletzte die Gräfin. Sie trieb schweigend ihr Pferd an und ritt im Galopp weiter.

„Pardon, Ina," bat der Graf, der neben ihr blieb, und ergriff ihre Hand.

Die Gräfin ließ ihr Thier sofort wieder in die gewohnte Gangart übergehen.

„Was willst Du nur, Georg?" fragte sie. „Du thust, als ob ich heute zum ersten Male in diesem Tempo ritte. Ich bin seit zehn Jahren nie anders geritten, oder richtiger, seit ich überhaupt reite, denn meine Eltern haben es ganz mit Recht immer für unschicklich und unschön gehalten, daß eine Dame im Galopp einhersprengt."

„Du hast ganz Recht," erwiderte der Graf und fuhr sich mit der Rechten über die Stirn; „doch Du hast auch nicht Recht. Ich habe eine Dame gekannt, das heißt, ich habe Damen gekannt, die gern im Galopp ritten und dabei doch nichts Unschickliches oder gar Unschönes thaten — aber einerlei. Nochmals entschuldige. Ich werde künftig die Stute nehmen.

Die Gräfin hielt und blickte ihren Mann verwundert an.

„Liebster Georg," sagte sie, „Du hast gewiß gestern Unannehmlichkeiten gehabt. Ich bitte Dich, vertraue Dich mir an."

Der Graf suchte sie zu beruhigen, aber es gelang ihm nicht ganz. Sie sprachen nun von gleichgiltigen Dingen, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Gesprächen. Die Gräfin dachte darüber nach, was nur die Seele ihres Mannes bewegen möge, und der Graf bewachte einen Gedanken, ein Bild, das immer wieder in ihm auftauchen wollte, und das niederzuhalten er fest entschlossen und ängstlich bemüht war.

Das Haus des Försters stand auf einer Lichtung im Birkenwalde. Es war ein langes schmales Gebäude, über dessen Thüre ein riesiges Elengeweih seine gewaltigen Schaufeln ausbreitete. Einige Schritte davon, im Schatten zweier hochstämmiger Birken war eine Quelle zu einem Brunnen eingefaßt und neben ihr eine Rasenbank errichtet worden.

Als der Graf und Frau Ina vor dem Hause hielten, sprangen ihnen ein paar kleine Dachshunde laut bellend entgegen, während aus dem Stall im Nebengebäude erschallende tiefere Stimmen verriethen, daß dort größere Hunde ihre Ferien verbrachten. Das Bellen der Hunde rief den Förster herbei, einen hünenhaften alten Mann mit einem Gesicht, das eben so breit als lang war, und einer Stimme, deren Klang einen Bären erschreckt hätte.

„Guten Abend, Herr Graf!" rief der Alte so laut, als ob die Herrschaften noch einen Büchsenschuß weit von ihm entfernt gewesen wären. „Guten Abend, gnädigste Frau Gräfin! Danke für die Ehre. Hein—rich, Hein—rich — verzeihen Sie, aber das Luder ist natürlich wieder nicht da, wenn man ihn braucht, — Hein—rich!"

In der Thüre des Nebengebäudes erschien ein langer semmelblonder Junge mit einem langen semmelblonden Gesicht und eilte, als er die Gruppe gewahr wurde, rasch auf sie zu.

„Nun, Du Rammskopf," rief der Förster, während der Junge dem Grafen die Hand und der Gräfin den Aermel küßte, „hast Du keine Löffeln? Der Herr Graf und die Frau Gräfin werden doch absteigen?"

Sie stiegen ab. Der Graf sprang zuerst aus dem Sattel und

half dann der Gräfin aus demselben. Der Junge ergriff die Zügel der Pferde, nicht ohne zuvor von seinem Herrn ermahnt worden zu sein: „Daß Du mir aber nicht wieder die Steigbügel auf den Sattel legst, Du Schmalthier!“

Die Gräfin ging auf die Rasenbank zu und setzte sich.

„Förster,“ sagte der Graf, „bringen Sie uns ein paar Stühle.“

Der Förster wollte fortstürzen, aber die Gräfin rief ihn zurück.

„Lassen Sie es nur, ich bleibe hier auf der Rasenbank.“

„Aber, beste Ina — bringen Sie nur die Stühle — Du könntest Dich erkälten.“

„Nicht doch, ich danke Dir, aber ich bleibe hier sitzen.“

„Aber warum — Du siehst — da kommt der Alte schon.“

„Nun, Herr Leitmann, wie geht es?“

„Danke, Frau Gräfin, wie soll es gehen, immer munter. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Nein, danke, ich sitze schon. Haben Sie Nachrichten von Ihrer Tochter?“

„Aber wollen die Frau Gräfin nicht doch lieber einen Stuhl nehmen, der Boden ist doch noch nicht ganz trocken.“

„Ich bitte Dich, Ina, setze Dich auf einen Stuhl.“

„Ich sitze ganz trocken. Ich fragte, wie es Ihrer Tochter geht, Herr Leitmann?“

Der Graf biß sich in aufsteigendem Zorn auf die Lippen, schwieg aber, und setzte sich nun auch auf die Rasenbank. Ist das nun weiblich, dachte er, so hartnäckig zu sein. Aber das ist so recht Inas Art. Ob ich wohl jene andere auch vergeblich um eine solche Kleinigkeit gebeten hätte?

„Danke für die Nachfrage,“ erwiderte der Förster im breitesten Deutsch, „meine Tochter ist natürlich so lustig wie eine Ricke im August. Was fehlt ihr? Sie hat einen Mann, und es würde mir nicht wundern, wenn da bald auch ein Kleines wäre. Aber ich? Was mach' ich? Ich bin so allein wie der Birkhahn im Juli. Ich meine, der liebe Gott schießt mir bald ab. Ich meine, der Herr Graf würden damit auch ganz zufrieden sein. Nicht? Alte Hunde führt man nicht gern. Da hilft kein Majoran mit Butter. Die Nase ist weg. Ha, ha, ha!“

Der Graf fuhr aus seinem Nachdenken auf. „Was sagten Sie, Alter?“ fragte er.

„Ich sagte, daß ich nun bald im siebenzigsten Felde stehe, und daß der Herr Graf froh sein werden, einen im zwanzigsten zu bekommen.“

„Nein, Alter, das wäre ich gewiß nicht, wahrhaftig nicht. Aber — was ich Sie fragen wollte — wie steht es mit der Anpflanzung?“

„Wie soll es damit stehen? Schlecht steht es mit ihr. Ich sagte es ja gleich, mit den Bauern geht es nicht. Wenn ein Bauer und ein Bulle neben einander stehen, stehen zwei Stück Vieh zusammen. Ein Bauer ist gar kein Mensch. Ich sag' Ihnen, Frau Gräfin, ich wollte lieber eine Kette Auerhühner beten lehren, als Bauern Bäume pflanzen. Früher, als man noch mit der Karbatsche über sie kommen konnte, da ging es noch, aber jetzt soll man ja zum Ochsen sagen: Hab' die Freundlichkeit und geh' links! Ha, ha, ha! Die Brotpeitsche kommt schon noch wieder! Oho, sie kommt schon noch wieder. Wer wird die Fichte mit dem Hammer fällen? Wer kriegt den Bauern mit Gefängniß klein? Er hat sein Heu, er hat seine Schlämpe, er schläft sich was und lacht den Hauptmann aus.“

Der Graf lachte. „Darüber sind wir verschiedener Meinung, Leitmann,“ sagte er, indem er sich erhob und ein Papier aus der Brusttasche zog. „Da haben Sie die Wegroute, die Sie schlagen lassen müssen. Der Revisor kommt morgen früh. Ich bin fertig, Ina!“

Als der Graf und die Gräfin nach Hause zurückkehrten, erblickten sie — ihr Weg führte am Ufer des Stromes entlang — auf dem andern Ufer den Schnellzug. Die Wagenreihe glitt rasch über die Fluren, donnerte über eine kleine Brücke und verschwand dann im Walde. Nur ein weißes Wölkchen, das rasch vorwärts schritt, deutete noch den Weg an, den der Zug nahm.

Die Gräfin seufzte. „Da kommt die neue Hausgenossin,“ sagte sie. „Ich kann Dir nicht sagen, wie unangenehm mir der Gedanke ist, daß unser schönes Alleinsein nun ein Ende haben soll.“

„Es handelt sich doch nur um ein blutjunges Mädchen,“ beruhigte der Graf. „Wir hatten doch auch bisher schon die Bonne.“

„Lieber Georg, Annette war ein Dienstbote und störte als solcher natürlich nicht. Jetzt aber bekommen wir ein Fräulein ins Haus und noch dazu gar eine Standesgenossin."

„Ach was, Standesgenossin! Gouvernante ist Gouvernante, sei sie nun bürgerlich oder adelig!"

„Du hast leicht guten Muthes sein, denn Dich geht sie nichts an, ich aber muß ihr nun die richtige Stellung anweisen. Ich sehe ja ein, daß Mama recht hat, wenn sie verlangt, daß ich das gleich anfangs thun soll, aber mir ist gar nicht wohl dabei. Ich sage Dir, als ich Johann befahl, den Einspänner zur Bahn zu schicken, wurde mir heiß und kalt."

„Aber, liebes Herz, warum thatest Du es denn überhaupt?" fragte der Graf mißmuthig. „Wir lassen ja nicht einmal die kluge Frau in einem Einspänner holen."

„Nein, nein, Georg, auf solche Kleinigkeiten kommt es eben an. Das Fräulein muß gleich anfangs gewahr werden, daß sie bei uns eine dienende Stellung einnimmt und keine Ansprüche machen darf. Nachher ist es zu spät.

Der Graf war unzufrieden. „Das ist kleinlich," sagte er.

„Laß mich nur gewähren," erwiderte die Gräfin. „Vieles, was Ihr Männer kleinlich nennt, ist für uns Frauen und schließlich auch für Euch selbst groß und wichtig. Glaube mir, es wird mir schwer genug, so zu handeln, aber ich erkenne, daß es nothwendig ist. Das Fräulein muß entweder von vornherein Gouvernante sein oder junge Dame, und so sehr ich ihr letztere Stellung gönnte, so ist für dieselbe in unserem Hause doch kein Platz.

* * *

Der Zug hielt unterdessen an der Station.

„Campbellshof! Drei Minuten Aufenthalt! Bitte, Sie wollten nach Campbellshof," rief der Kondukteur, indem er das Damencoupé zweiter Klasse öffnete. Das junge Mädchen, das sich allein im Coupé befand, erfaßte ein Köfferchen und einen Beutel mit der einen, ein Plaid und einen Schirm mit der andern Hand und stieg mit Hilfe des Kondukteurs aus. Auf dem Perron herrschte für einen Augenblick ein wüstes Gedränge. Herren, die aus dem Zuge sprangen, stürzten

eilig in die Restauration; einige Juden zerrten große Packen hinter sich her aus den Waggons, während andere Hals über Kopf in dieselben kletterten, ein Herr, der hier einsteigen wollte, schrie nach einem Platz erster Klasse. Dann ertönte die Glocke zum dritten Male, alles eilte zurück in die Waggons, die Kondukteure schlugen die Thüren zu, der Lokomotivführer rief: „Alles fertig!“ und pfiff. Der Zug setzte sich in Bewegung, der Bahnhofsinspektor, ein großer Mann mit einem weit herabwallenden schwarzen Vollbart und einem überaus stolzen Ausdruck im Gesicht ging ins Haus, die ausgestiegenen Juden hasteten davon und nach ein paar Augenblicken blieb niemand auf dem Perron zurück, als die junge Dame und ein schäbig aussehender Mann, der neben zwei Kisten und einem alten braunen Koffer stand.

Der Mann schnob sich mit Zeigefinger und Daumen die Nase, fuhr sich mit dem Aermel über das Gesicht und kam dann auf das junge Mädchen zu.

„Das gnädige Fräulein wollen wohl auf den Hof?“ fragte er.

„Nein, ich will nach Rotenhof,“ war die Antwort. „Ist keine Equipage da?“

Der Mann schlurrte schwerfällig in das Bahnhofsgebäude und kam nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß kein Wagen da sei. Der Bahnhofsinspektor folgte ihm auf dem Fuße und trat mit militärischem Gruße an die junge Dame heran.

„Pardon, mein Fräulein,“ sagte er, „ich höre, daß Sie nach Rotenhof wollen. Es muß ein Mißverständniß vorliegen, wenigstens ist kein Wagen da, ich will aber, wenn es Ihnen recht ist, in den Hof schicken und den Herrn Baron um einen Wagen bitten lassen.“

„O ich danke, Sie sind sehr freundlich, aber ich möchte Herrn von Campbell nicht bemühen. Der Wagen hat sich vielleicht nur verspätet und kommt noch.“

„Hm, hm! Sehr möglich. In der That. Allerdings. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: mein Name ist Sirius.“

Die junge Dame verneigte sich ein wenig, schwieg aber. Herr Sirius grüßte wieder militärisch und ging ein paar Mal auf dem Perron auf und nieder. Der Koffer am Ende desselben sah, wie schon gesagt, alt und verbraucht aus und die beiden Kisten hatten

nach den Fakturen auch schon früher im kaufmännischen Verkehr Dienste gethan."

Wer zum Kuckuck kann das bildhübsche Ding sein," dachte der Inspektor und betrachtete den ungewohnten Gast mit verdoppeltem Interesse. Er konnte das thun, da die junge Dame aufmerksam über den Zaun des Bahnhofgärtchens weg nach dem vom Strom heraufführenden Wege blickte. Sie hatte ein edles regelmäßiges Profil, volles dunkles Haar und dunkle Augen. Sie war fein aber für ihr zartes Alter voll gebaut; sie war endlich ordentlich und sauber, aber doch sehr einfach gekleidet. Herr Sirius warf die Frage auf, ob sie wohl adelig sei, aber er verneinte sie. Für ein Edelfräulein war sie zu füllig, die waren alle hager. Sie hätte eine Polin sein können, aber sie hatte im reinsten Deutsch gesprochen. Wer, zum Kuckuck, war sie?

„Hm, hm! Waren das Fräulein schon einmal in Rotenhof?"

„Nein."

„Hm, hm! Kennen das Fräulein den Herrn Grafen?"

„Nein."

„O entzückender Mensch! Unser Graf! Wir nennen ihn alle „unser Graf", weil wir ihn alle lieb haben. Ein herrlicher Mann! Wird Ihnen sehr gefallen. Nicht?"

Die junge Dame schwieg.

„Kennen das Fräulein die Frau Gräfin?"

„Nein."

„O, auch sehr achtungswerthe Dame. Wird allgemein sehr geachtet. Ist auch sehr schön. Eine sehr schöne Frau die Frau Gräfin Polderkamp, geborene Baronesse Campbell. Man findet das allgemein."

Das junge Mädchen zog sein Taschentuch, fuhr sich damit über die Stirn und hielt es dann vor den Mund.

„Die Herrschaften haben auch zwei Töchter. Sehr hübsche kleine Mädchen. Hm, hm! Richtig, zwei Töchterchen. Entschuldigen Sie, Fräulein, aber wollen Sie vielleicht als Gouvernante nach Rotenhof?"

Auf der dem Frager zugewandten Wange der jungen Dame er-

schien ein allerliebstes Grübchen. Sie zog das Taschentuch vom Gesicht und lachte hell auf.

Herr Sirius fand, daß er noch nie ein so silberhelles Lachen gehört und nie ein paar weißere Zähnchen gesehen habe.

„Ganz richtig, Herr Inspektor, ich will als Gouvernante nach Rotenhof."

„O, ich gratulire Ihnen von Herzen. Sie werden sich dort gefallen, mein Fräulein. Die Frau Gräfin ist zwar ein bischen adelsstolz — Sie wissen bei den Tschernomoren (Spitzname für den Adel) geht es ohne Stolz selten ab, — aber doch nicht allzusehr und der Graf ist es gar nicht. O nicht im mindesten. Nein, es ist ein sehr anständiges Haus."

Das Fräulein wurde durch diese Unterhaltung offenbar auf das höchste belustigt.

„Ein sehr anständiges Haus," fuhr der Inspektor fort. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich grundsätzlich nie einen Edelmann zuerst anrede — wer etwas auf sich hält, sollte das überhaupt nicht thun — man kann ihnen doch nie ganz trauen, nein — aber mit dem Grafen mache ich eine Ausnahme. Herr Graf, sage ich, wenn er angefahren kommt, Ihr Diener! Und er: Moien, Sirius! Und ich: Sie haben noch fünf Minuten Zeit, Herr Graf, oder zehn Minuten, oder fünfzehn, je nachdem. Dann sagt er: Na, viel zu thun? Oder: Verdammt schlechtes Wetter heute! Oder: Na, heute wärmt einmal das Sonnchen. Ja, wir stehen auf ganz gleichem Fuße miteinander. Sehen Sie, Fräulein, gegen die anderen Barone bin ich grob, sobald ich es irgend sein kann — Sie wissen — von Standeswegen, — man muß etwas auf sich halten — aber gegen den Rotenhofschen nie. Der Rotenhofsche ist eben „unser Graf". Aber was ich sagen wollte: Haben Sie schon einmal konditionirt, mein Fräulein?"

Der Ausdruck „konditionirt" machte der Heiterkeit des jungen Mädchens ein Ende. Sie erröthete bis an die Schläfen.

„Nicht? Nun, dann erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen einige Rathschläge ertheile. Sie müssen nämlich wissen, daß ich zwei Jahre Medizin studirt habe und dann selbst mehrere Jahre hindurch bei Tschernomoren Hauslehrer gewesen bin. Also: begehren Sie gleich

anfangs recht auf. Zum Beispiel: man stellt Ihnen zwei Lichte hin. Sagen Sie, daß Sie kurzsichtig seien und verlangen Sie drei. Oder Sie haben sich Ihre Fettstiefeln schmutzig gemacht — na zum Kuckuck, Damen tragen übrigens keine Fettstiefel. Oder nein — doch — oder der Diener gießt Ihnen, wenn Besuch da ist und Wein getrunken wird, keinen ein, — das thun die Hallunken manchmal, — nun dann stehen Sie auf und gehen auf Ihr Zimmer. Sie stehen auf und gehen auf Ihr Zimmer. Jetzt kommt der — aber mein Gott — was haben Sie, Fräulein?"

Das junge Mädchen hatte ihr Gesicht in das Tuch gehüllt und schluchzte still in dasselbe hinein. O Gott! Sie war im Begriff, in ein Verhältniß zu treten, in Bezug auf das man ihr solche Rathschläge geben konnte!

Lustiges Peitschenknallen und ein rasch vom Strome heran rollendes Wägelchen machten der peinlichen Scene ein Ende. Der auf das äußerste erschreckte Herr Sirius war froh, versichern zu können, daß das eine Rotenhoffsche Equipage sei. Das junge Mädchen fuhr sich mit dem Tuch über das Gesicht, schluchzte noch ein paar Mal und eilte dann, ohne irgend auf die Entschuldigungen des Inspektors zu achten, durch das Bahnhofsgebäude ins Freie.

„Sind Sie der Kutscher aus Rotenhof?"

„Der Kutscher nicht, gnädiges Fräulein, aber der Stallknecht."

„Einerlei — sollten Sie mich hier abholen?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich zu spät komme — aber ich wurde auf der Fähre aufgehalten."

„Schön. Können Sie meine Sachen alle mitnehmen? Es sind zwei Kisten und ein Koffer."

Die Sachen werden morgen abgeholt werden."

„Gut."

Das junge Mädchen wies die Hilfe des Inspektors zurück und stieg rasch in den Wagen, ja es war so undankbar, daß es den Gruß des Herrn nicht einmal erwiderte. Dieser schien ihr das übrigens nicht übel zu nehmen. Er blickte dem Wagen lange nach und murmelte: „Hätten dem armen Dinge doch auch einen Jagdwagen schicken können. Aber das ist wieder so ein tschernomorischer Tick. Für uns bürgerliches

Pack ist ein Einspänner gut genug. Armes Mädel, so jung schon unter die Tschernomoren gehen zu müssen."

Herr Sirius setzte sich nachdenklich auf eine Bank und dachte darüber nach, daß wenn das hübsche Mädchen einmal Frau Sirius werden sollte, sie nicht mehr nöthig haben würde, unter den Tschernomoren zu hausen. „Ich muß den Grafen warm halten," murmelte er, als seine Schwester ihn zum Abendessen rief.

Viertes Kapitel.

Das junge Mädchen fuhr unterdessen in raschem Tempo der Fähre zu. Als sie diese erreichte, war die Sonne schon untergegangen, aber der Himmel war noch in lila Glut getaucht und ihr Wiederschein im Wasser ließ auch den Strom wie dunkles Lila erscheinen. Auf den Flößen, die bereits zur Nachtruhe am Ufer befestigt waren, flammten schon die Nachtfeuer auf und von dem nahen Campbellshof erklangen jene unbestimmten verworrenen Töne: menschliche Rufe, Gebrüll der Rinder, Blöken der Schafe, Hundegebell, welche auf dem Lande andeuten, daß des Tages Arbeit eben im Begriff ist, der Ruhe der Nacht Platz zu machen. Der breite Strom, die ganze Scenerie waren wie geschaffen, die aufgeregten Nerven des jungen Mädchens zu beruhigen. Sie stieg aus und ging langsam auf der Fähre auf und ab. Jakob betrachtete sie aufmerksam. „Was für ein blutjunges Ding," dachte er. „Die Arme, sie hat gewiß Heimweh, sie hat geweint, man muß sie zerstreuen."

„Das ist Campbellshof," sagte er, indem er mit dem Peitschenstil stromaufwärts wies. „Da wohnen die gnädigen Eltern von unserer gnädigen Frau."

Das Fräulein nickte.

„Das da sind Flöße."

„Ja wohl!"

„Können Sie den Stein da am anderen Ufer sehen, gnädiges

Fräulein? Sehen Sie — da — hinter dem Floß mit der großen Hütte."

„Was ist's mit ihm?"

„Nun, gegenüber diesem Stein wurde im Winter in der Nacht ein Jude todtgeschlagen."

„Wirklich! Aber warum denn?"

„Nun natürlich, um ihn zu berauben. Sie hatten ihm den Bauch aufgeschlitzt mit einem Messer, und die Eingeweide hingen heraus — na, ich sage, man hätte sie in einen Korb füllen können."

„Schrecklich! Hat man die Mörder entdeckt?"

Jakob schmunzelte über das ganze Gesicht. Seine Absicht gelang.

„Ja wohl," erwiderte er. „Es waren drei Russen — Sektirer natürlich — sie haben die Kaake gekriegt und sind nach Sibirien geschickt worden."

„Entsetzlich. Ist die Gegend hier so unsicher?"

„Das kann man nicht behaupten. Wem haben sie in diesem Winter den Bart nach oben gekehrt? Da war die Müllerin unter Gruntenhof und der Krebswirth und dann verschiedene Juden natürlich. Aber werden das gnädige Fräuleinchen nicht lieber Ihr Tuch umnehmen? Es zieht hier auf dem Flusse."

Das Fräulein lehnte dankend ab, aber Jakob drang so lange und so väterlich in sie, bis sie nachgab. „Wie heißen Sie?"

„Ich? Jakob Waldmann."

„Sind Sie verheirathet?"

„Jawohl. Ich habe eine Tochter, die gerade so alt ist wie das gnädige Fräulein. Sie ist Stubenmädchen bei der gnädigen Frau Gräfin."

„Ist sie zufrieden?"

„Wie soll sie nicht zufrieden sein. Spaß — unser Graf ist ein Engel."

„Seltsam," dachte das junge Mädchen, „es ist immer nur vom Grafen die Rede."

Vor ihnen blitzten Lichter auf. „Das ist das Schloß," sagte Jakob. Sie fuhren durch ein Stück Park, dann über einen Hof, durch einen Blumengarten und hielten endlich vor der Mittelthüre eines

großen, von zwei Flügeln eingefaßten Gebäudes. Ein Diener half dem Fräulein aus dem Wagen und eine große breitschulterige Person mit einem finsteren Gesicht trat ihr entgegen. Letztere ergriff das Handgepäck, sagte mit rauher Stimme: „Ich werde Sie auf Ihr Zimmer führen," und stieg dann eine Treppe hinan. Das Fräulein folgte. Von oben kam ihnen ein hübsches junges Ding, das eine Kerze trug, entgegen und leuchtete ihnen. Sie bogen erst rechts in einen Korridor und traten dann links in das erste Zimmer.

„Stelle das Licht auf den Tisch, Lottchen. Fräulein Heinersdorf, wenn Sie sich umgekleidet haben, werden Sie zum Abendessen herunterkommen. Die Herrschaften warten auf Sie. Ich bin Amalie. Gute Nacht!"

Damit gingen die beiden.

Fräulein Heinersdorf war das Herz voll zum Zerspringen. Sie hatte gehofft, daß die Gräfin sie an der Schwelle ihres Hauses willkommen heißen und ihr so den schweren, schweren Schritt erleichtern würde, statt dessen war ihr eine Amalie entgegengetreten. Wer war dieses Hünenweib? Die ehemalige Amme der Gräfin vermuthlich oder dergleichen.

Einen Augenblick lang beugte das junge Mädchen unter der Last der empfangenen Eindrücke ihr Haupt nieder auf den Tisch und ein paar große Thränen rollten über ihre Wangen. Aber nur einen Augenblick lang. Alice Heinersdorf war ein muthiges entschlossenes Mädchen. „Vorwärts," sagte sie, noch einmal aufseufzend und griff nach ihrem Köfferchen, „vorwärts, es giebt kein Zurück mehr."

Da sie kein anderes Kleid mit hatte — ihr Koffer war ja zurückgeblieben — so reinigte sie ihr graues Kleidchen vom eingedrungenen Staube, legte einen neuen Kragen um, wechselte die Manschetten und war fertig. Als sie mit dem Licht an den Spiegel trat, um sich zu überzeugen, daß ihr Haar in Ordnung sei, fielen ihr die Worte des Bahnhofsinspektors ein und sie sah sich unwillkürlich nach der zweiten Kerze um. Es war aber nur eine vorhanden, wenn auch eine so dicke, wie Alice noch nie eine gesehen hatte.

Als sie auf den Korridor trat, bemerkte sie, daß Lottchen sie erwartet hatte. „Wenn Sie erlauben, gnädiges Fräulein, werde ich

Sie herunterführen," bemerkte das Mädchen, indem es nach dem Licht griff.

Alice dankte und beide stiegen nun die Treppe hinab. Alice durchschritt rasch ein paar Zimmer und stand dann vor der Familie Polderkamp.

„Seien Sie uns willkommen, mein Fräulein," sagte die Gräfin, indem sie dem jungen Mädchen entgegentrat und ihm die Hand reichte. „Seien Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Heinersdorf," sagte auch der Graf. „Ich hoffe, daß Sie sich bei uns recht wohl fühlen werden. Kommt her, Erna und Eleonore! Das sind Ihre — aber was lacht Ihr denn, Ihr albernen Dinger, werdet Ihr Euch wohl anständiger aufführen."

Die kleinen Mädchen traten an Alice heran und reichten ihr die Hand, prusteten aber vor unterdrücktem Lachen.

„Erna, Eleonore!" rief die Gräfin. Alice erröthete über und über. Die beiden Mädchen aber warfen sich auf den Vater, drückten ihre Gesichter an seine Arme und lachten laut auf. „Papa," rief die ältere endlich, „Du hast uns gesagt, Fräulein Heinersdorf sei alt und lahm und häßlich und nun ist sie noch jünger und schöner als Mama."

„Und sie hinkt auch gar nicht, Papa," stimmte die andere zu.

Die Gräfin lächelte, der Graf aber ließ sein lautes, herzliches Lachen hören. „Pardon, mein Fräulein," rief er, „was werden Sie von mir denken. Ich habe mir allerdings erlaubt, meinen neugierigen Töchtern ein ähnliches Bild von Ihnen zu entwerfen. Nicht wahr, Sie nehmen mir den allerdings etwas derben Scherz nicht übel?"

„Gewiß nicht, Herr Graf," erwiderte Alice.

Bei Tisch saß Alice zwischen den beiden kleinen Mädchen, mit denen sie rasch Freundschaft schloß. Die Hausfrau verhielt sich sehr schweigsam, der Graf aber war in der besten Laune, neckte anfangs nur seine Töchter, dann auch seine Frau, endlich auch Alice, tanzte nach Tisch mit jeder Tochter einen Walzer, zu dem Alice die Begleitung spielen mußte, und brachte schließlich sogar unter unendlichem Jubel der Kinder die beliebte Laterna Magica herbei.

Der Jubel war eben auf dem Höhepunkt, als Amalie plötzlich ins Zimmer trat. „O weh!" riefen die Kinder.

„Was meinen Sie, Amalie, legen Sie nicht heute Fräulein Heinersdorf zu Ehren ein Viertelstündchen zu?“ fragte der Graf.

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr Graf,“ versetzte Amalie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Das heißt also nein? Nun, dann ist nichts zu machen. Sagt „Gute Nacht“ Kinder und geht schlafen. Sie müssen nämlich wissen, mein Fräulein,“ fügte der Graf erläuternd hinzu, „daß unsere gute Amalie früher die Amme meiner Frau war und jetzt die Wärterin von uns allen ist. Sie müssen ihre Gunst zu erringen suchen, denn sie kann, wie Sie sehen, mitunter streng sein. Nicht wahr, Amalie, Sie werden das Fräulein auch unter Ihre Flügel nehmen?“

Amalie blickte Alice so feindlich an, daß diese erschrak. „Was habe ich mit dem Fräulein zu thun,“ erwiderte sie, „ich gehe meine Wege, das Fräulein geht ihre Wege, das gibt keinen Kreuzweg.“

„Das war nun wieder einmal amalienhaft grob,“ rief der Graf. „Sie sind der reine Waldmensch, Amalie.“

„Ich bin ja auch nicht adelig, sondern von einfacher Leute Schlage,“ war die Antwort.

„Das stimmt, meine Gute. Gute Nacht, mein Kind. Gute Nacht, Erna.“

Als auch die Erwachsenen aufgebrochen waren und die Gräfin sich von Amalie das Haar kämmen ließ, fragte sie: „Warum warst Du denn so grob, Amalie?“

„Was war ich grob? Was habe ich mit dem Fräulein zu schaffen? Ich werde den Komteßchen keine Stunden geben. Ich schlafe mit ihnen zusammen, ich kleide sie an, ich gehe mit ihnen in den Garten. Was geht mich das Fräulein an?“

„Wie gefällt Dir das Fräulein?“ fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Gar nicht!“

„Wie, gar nicht?“

„So, gar nicht. Wer wird nur eine so junge und schöne Gouvernante ins Haus nehmen?“

Die Gräfin erröthete und wandte sich unwillig ab. „Sei nicht albern,“ sagte sie.

Amalie kämmte schweigend darauf los. Man hörte nichts als das leise Rauschen, das die über die Haarwellen dahinfahrende Bürste hervorrief. Endlich legte Amalie die Bürste fort und begann das Haar in breite Flechten zu ordnen.

„Schmollst Du, Amalie?"

„Ich bin ja albern."

Die Gräfin wandte sich um. „Was wolltest Du denn aber vorhin sagen?"

„Ich wollte sagen, daß wer einen jungen Mann hat, keine junge hübsche Gouvernante ins Haus nehmen soll."

Die Gräfin legte langsam ihre Ringe ab und ließ einen Diamantring im Licht der Kerzen funkeln.

„Und adelig ist sie noch dazu," fuhr Amalie fort. „Wozu wird so eine Gouvernante? Wenn sie eine Predigerstochter wäre oder eine Doktorstochter, so wäre es in der Ordnung, aber wer hat je gehört, daß ein adeliges Fräulein Gouvernante wird."

Die Gräfin blickte noch immer aufmerksam auf das Feuer am Ringe, den sie hin- und herbewegte. „Findest Du sie denn so schön?" fragte sie.

„Ich finde sie nicht schön — nein — wahrhaftig nicht, aber die Herren werden sie schön finden."

Die Gräfin erhob sich so jäh, daß die Zofe kaum Zeit hatte, die eben beendete Flechte fahren zu lassen. „Es ist gut, Du kannst gehen," sagte sie.

Amalie küßte ihrer Herrin die Hand und ging.

Die Gräfin legte den Ring fort, stützte ihren Kopf auf die Hand und versank in tiefes Sinnen. Sollte Amalie Recht haben? Frau Ina wußte, wie blind sie ihr ergeben war und sie hatte nur zu oft Gelegenheit gehabt, gewahr zu werden, wie der scharfe Verstand dieser einfachen Frau Dinge, Personen und Verhältnisse richtig beurtheilte, die weit über ihren geistigen Horizont hinaus zu gehen schienen. War das nicht eine Warnung vom Himmel? Die Gräfin hatte es nie ohne Eifersucht ansehen können, wenn die Herzen aller Menschen ihrem glänzenden Gemahl so rasch und voll entgegenschlugen, aber sie hatte sich immer sagen müssen, daß er ihr nie auch nur den geringsten Anlaß

zur Eifersucht gegeben hatte. Sie hatte diese daher immer niederwerfen und sich ganz freudigem Stolz hingeben können. Nein, er den alle, zumal alle Frauen liebten, liebte nur sie. Es verging kein Abend, an dem sie nicht Gott ausdrücklich dafür dankte, aber doch hatte sie ein Gefühl eifersüchtiger Furcht nie ganz los werden können. Es war thöricht dieses Gefühl, sehr thöricht, aber es lag einmal in ihrer Natur. Oder lag die Wurzel des Uebels nicht am Ende in seiner Natur?

Die Gräfin erhob sich und ging auf dem weichen Teppich, der den Fußboden des Zimmers bedeckte, langsam auf und nieder. „Nein, er ist seinem Temperament nach konservativ. Wen er einmal liebt, es sei Mensch, Thier oder Geräth, an dem hängt er sein Leben lang. Und gar in diesem Falle liegt doch wirklich kein Grund zur Eifersucht vor. Sollte ein so junges dummes Ding, sollte solch ein Kind mir gefährlich werden können?"

Auf dem Sims des Kamins stand eine Meißner Vase, auf der eine reizende Schäferin mit einem entzückenden Grübchen in der Wange dargestellt war. Die Gräfin blieb vor der Vase stehen. „Und doch — die Kinder sagten vorhin, sie sei schöner als ich. Das ist nicht war, sie ist gar nicht schön, aber sie ist liebreizend. Amalie mag Recht haben. Du da gefällst ja auch den Herren besonders."

Die Gräfin fuhr zusammen, denn der Graf legte plötzlich seine Arme um ihren Leib. „Wo bleibst Du so lange?" fragte er. „Komm," erwiderte sie.

Der Graf war in der besten Laune. „Das ist einmal ein reizendes Geschöpfchen," sagte er. „Das muß ich sagen."

„Wer?"

„Wie, wer? Fräulein Heinersdorf natürlich. Ein allerliebstes Mädchen. Hast Du bemerkt, was sie für zuckersüße Grübchen hat, wenn sie lacht? Die soll mir hier fleißig lachen, dafür will ich schon sorgen. Du hast doch ihr Zimmer traulich eingerichtet?"

„Ich weiß nicht, was Du traulich nennst. Es sieht oben aus wie eben in einem Gouvernantenzimmer."

„Aber, beste Ina, was Du immer mit der Gouvernante vorfährst. Sei doch nicht so pedantisch, liebes Herz. Fräulein Heiners-

dorf wird ja allerdings auch die Gouvernante unserer Kinder sein, vor allen Dingen sich aber doch als ein liebenswürdiger Hausgenosse herausstellen. Ich will morgen selbst hinauf und nachsehen, ob wir dort nicht noch irgend einen kleinen Schmuck anbringen können."

„Vortrefflich, lieber Georg, aber zunächst wollen wir — denke ich — schlafen."

Sie schwiegen eine Weile, dann fragte der Graf: „Schläfst Du schon?"

„Nein. Was wünschest Du?"

„Ich wollte Dich fragen, wo die englischen Stahlstiche geblieben sind, die früher im grauen Zimmer hingen. Wir könnten sie jetzt ganz gut hinaufgeben."

„Ich werde sie Dir morgen aufsuchen lassen."

„Tausend Dank, mein Herz. Du sollst einmal sehen, wie die Kleine sich freuen wird. Wir hängen sie ihr hin, während sie ausgegangen ist. Das wird einmal Grübchen geben. Gute Nacht, Ina."

„Gute Nacht, Georg."

Auch Alice war noch nicht gleich zu Bett gegangen, sondern schrieb erst noch an ihre Freundin. Sie schilderte derselben ihr Erlebniß mit Herrn Sirius und fuhr dann fort: „Mir war, wie gesagt, das Herz sehr, sehr schwer, aber die Fahrt durch die herrliche Abendluft richtete mich wieder auf. Dazu kam, daß man mir ein sehr hübsches Wägelchen mit einem prachtvollen Braunen davor entgegengeschickt hatte, so daß ich dahin fuhr wie eine Prinzessin. Auch der Kutscher gefiel mir — er machte den Eindruck eines guten Menschen und ich freue mich, daß seine Tochter mich bedienen wird." Es folgte nun eine Beschreibung des Empfanges und hieß dann weiter: „Der Graf gefällt mir sehr, und ich bin überzeugt, daß er so gut ist, wie alle Leute behaupten. Ich habe jedenfalls noch nie eine so prächtige Erscheinung gesehen, wie diesen Mann und es ist mir ganz verständlich, daß Jedermann an ihm hängt. Die Gräfin dagegen gefällt mir gar nicht. Du wirst fragen, warum nicht? Ich kann Dir diese Frage allerdings noch nicht beantworten, aber mein Gefühl spricht gegen sie. Und doch ist sie von ungewöhnlicher Schönheit und überdies sehr gütig gegen mich. Ich glaube aber nicht, daß

wir uns je einleben werden. Um so besser gefallen mir meine Schülerinnen, ganz entzückende kleine Mädchen. Sie gleichen der Mutter, aber sie haben die herrlichen offenblickenden Augen des Vaters und wie es scheint, auch seinen offenen freundlichen Sinn.

„Die Einrichtung und auch der ganze Zuschnitt des Hauses scheinen mir, soviel ich bis jetzt sehen konnte, unbeschreiblich elegant und großartig zu sein. Ich sage Dir, Onkel Alexanders Haus ist gegen Rotenhof wie ein Wirthshaus eingerichtet und das will doch etwas sagen. Ueberall Teppiche über das ganze Zimmer, Portièren, Blumenarrangements, Marmorgruppen, Büchertische. Ich glaube, die Bilder an den Wänden sind wirkliche Gemälde, wie sie in Bildergalerien hängen. Dabei ist alles so einheitlich, so weit und doch so traulich — ich sage Dir — entzückend. Ich glaube, daß es im ganzen Lande nicht noch so ein Haus gibt. Offenbar hat der Graf das alles so eingerichtet und angeordnet.

„So lebe ich denn, wie Du siehst, in eitel Pracht und Reichthum, und die Sklavenkette, die ich trage, ist von Gold. Ach, Adelheid, sie ist aber doch eine Sklavenkette und jetzt, da sie mir um den Leib geschmiedet ist, jetzt kann ich es Dir ja sagen, Du getreue Seele, es wurde mir unendlich schwer, sie mir umlegen zu lassen. Eine Heinersdorf — eine Gouvernante! Was würde mein Großvater dazu gesagt haben, mein stolzer Großvater, und was alle die übrigen, aus deren Blut ich entstamme? Aber ich that es ja nicht um meinetwillen. Ich werde Papa helfen können, ich werde dazu beitragen können, daß er sich weniger einzuschränken braucht. Ach, seine Rente ist ja so klein, daß selbst die paar hundert Rubel, die ich ihm werde schicken können und der Umstand, daß ich an seinem Tische nicht mehr mit esse und daher nur eine Portion geholt zu werden braucht, seine Lage nicht unerheblich erleichtern werden. Wenn ich außer dem Gelde, das mir meine Stickereien einbringen, noch fünfzig Rubel für mich verbrauche, — billiger kann ich mich unmöglich einrichten, denn meine Toilette muß doch einigermaßen dem Anstrich des ganzen Hauses entsprechen und um meine Wäsche ist es so schlecht bestellt, daß ich durchaus etwas für sie thun muß, schon der Wäscherin wegen, — so werde ich Papa jährlich 250 Rubel schicken können.

„Und nun gute Nacht, Du Treue, Gute. Ich bin todtmüde und muß morgen früh aus dem Bette. Lebewohl, Dich küßt Deine

Alice.

P. S. Mir ist doch sehr, sehr bange. Ich bete zu Gott, daß er mich stärken und gnädig behüten möge. Thue Du es auch.

Deine A."

Alice erhob sich, ließ die Rouleaux und die Vorhänge herab, steckte die letzteren noch mit Stecknadeln zu und breitete ein Tuch über ihr Bett, denn sie schlief gern warm. Dann kleidete sie sich aus und suchte ihr Lager auf.

Fünftes Kapitel.

Als der Graf am folgenden Morgen in gewohnter Weise seinen Geschäften nachging, bemerkte er mit Verwunderung, daß das Gefühl körperlichen Druckes auf dem Herzen, das ihn am vorhergehenden Tage so sehr beunruhigt hatte, verschwunden war. Ein so jäher Wechsel in seinen Empfindungen beschämte ihn, und er dachte nun absichtlich an die verlorene Geliebte; aber seltsam, das Gefühl vom gestrigen Tage wollte nicht wiederkommen. Seine innere Stellung zu dem Vorgang hatte sich verändert. Es erschien ihm jetzt doch gut, daß er damals mit Lätitia gebrochen hatte. Sie hätte sich in ärmliche Verhältnisse nie finden können, und ihr künftiger Gatte sollte ja ein liebenswürdiger Mann sein. Polderkamp konnte auch heute nicht ohne Schmerz daran denken, daß es ihm nicht beschieden gewesen war, mit der Jugendgeliebten durchs Leben zu wandern; aber er dachte an sie mit sanfter Trauer, wie wir einer lieben Todten gedenken, die uns durch ein grausames Geschick entrissen wurde. Des Grafen erstes Gefühl über diese Empfindung war, wie gesagt, Verwunderung; aber diese wich bald einer fast freudigen Erhebung, konnte er doch nun wieder wie bisher in warmer Zuneigung seines Weibes gedenken. Er dachte an die zehn schönen Jahre, die er, von ihr

beglückt, an ihrer Seite durchlebt hatte; er dachte daran, daß er die Stellung, die er einnahm, den weiten Wirkungskreis, den er hatte, die Gastfreundschaft, die er üben konnte, ihr verdankte; er dachte an ihre, wie er glaubte, zwar leidenschaftslose und ruhige, aber auch stets gleichmäßige und nachsichtige Liebe zu ihm, den edlen Ton, den sie seinem Hause verlieh, den klugen verständigen Rath, den sie ertheilte.

Dem Grafen wurde es warm ums Herz, und es erfaßte ihn eine plötzliche Sehnsucht nach seinem Weibe. Er kehrte auf dem halben Wege zum Vorwerk Berghof um und ritt zum Schlosse zurück, obgleich er sonst noch ein paar Stunden länger auszubleiben pflegte. Die Morgenkühle war noch nicht ganz gewichen, und ein frischer Wind ließ den noch grünen Roggen zur Seite des Weges in bläulichen Wogen schwanken. Dazu schien die Sonne so hell und die Vöglein sangen laut in den leise rauschenden Zweigen der Trauerbirken.

„Wo ist die gnädige Frau, Amalie?" fragte der Graf im Vorsaal.

„Die gnädige Frau läßt im Leutezimmer alte Bilder abstäuben," war die Antwort.

„Was für alte Bilder?"

„Die Bilder, die früher im grauen Zimmer hingen."

„Ah, die für Fräulein Heinersdorf! Schön."

Der Graf eilte weiter, Amalie aber blieb stehen und blickte ihm finster nach. „Also dazu waren die Bilder bestimmt?" murmelte sie. „Arme gnädige Frau!"

„Schon zurück?" fragte die Gräfin ihren Gemahl, als sie ihn eintreten sah. „Die Bilder sind übrigens schon fertig," fügte sie hinzu.

„Welche Bilder?"

„Die Stahlstiche aus dem grauen Zimmer."

„Ach ja, Amalie sprach mir von ihnen. Nun, damit hätte es nicht solche Eile gehabt. Aber komm, ich habe Dir etwas zu sagen."

Sie stiegen nun die Treppe hinan. „Was willst Du?" fragte die Gräfin oben.

„Komm hierher," erwiderte der Graf, indem er auf ein kleines Sopha wies, „und setze Dich auf meinen Schoß. So, und nun sieh mich nicht so verwundert an. Ich bin einzig und allein deshalb früher nach Hause gekommen, um Dir zu sagen, daß ich Dich über alle Maßen lieb habe."

Ueber das Gesicht der Gräfin flog es wie Sonnenschein. So hatten sie beide, sie und Amalie, gestern Abend doch nur Gespenster gesehen. Sie war innerlich voll Jubel, aber sie bewahrte äußerlich wie immer ihre gleichmäßige gemessene Haltung.

„Das war hübsch von Dir, daß Du kamst, Georg," sagte sie, indem sie ihn auf die Stirne küßte. „Komm immer zu mir, wenn Dich Dein Herz dazu treibt."

„Dann würde es schlecht um die Wirthschaft stehen, meine Liebe," war die Antwort.

Zum Frühstück erschienen Alice und die Kinder. Die letzteren waren von ihrer neuen Lehrerin offenbar höchlichst erbaut und schwatzten ohne Ende. Der neue Liebling mußte doch zunächst wenigstens durch das Wort mit allem Interessanten, das es in Rotenhof gab, bekannt gemacht werden. „Und dann," fuhr Eleonore fort, „hat Amalie in ihrem Zimmer eine Tafel. Auf der stehen die Namen aller Dienstboten, die je bei Papa und Mama gedient haben, aller Diener, aller Kutscher, aller Mädchen, alle, alle. Sie sind auch schon eingetragen."

„Ja, und Amalie hat hinter Ihrem Namen noch drei Kreuzchen gemacht," fügte Erna hinzu, „aber sie sagt uns nicht, was das zu bedeuten habe."

Alice erröthete über und über, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Ihr habt Euch falsch ausgedrückt, Kinder," bemerkte der Graf. „Amaliens Tafel enthält nicht nur die Namen der Dienstboten, sondern die aller Hausbewohner. Das ist ein Unterschied."

„Wir stehen aber nicht darauf, Papa!"

„Nun, Ihr seid eben noch allzu kleine Leute, um als Hausbewohner gelten zu können."

„Ja, das ist wahr. Was bedeuten denn aber die drei Kreuze?"

„Diese verdanken ihre Entstehung einem Aberglauben. Das Volk glaubt, daß, wer den Namen eines neuen Hausgenossen zum ersten Mal schreibt, ihm drei Kreuze beigeben müsse. Dann haben die Hexen keine Macht über ihn."

„Es giebt aber doch keine Hexen?"

„Nein, darum bezeichnete ich eben diese Sitte als Aberglauben."

Nach dem Frühstück begaben sich Alice und die Kinder in den Garten. „Das war eine komische Scene," sagte die Gräfin, als die Thüre sich hinter ihnen schloß.

„Ich fand sie weniger komisch als überaus peinlich," erwiderte der Graf, indem er an der Klingelschnur zog, ungewöhnlich scharf. „Friedrich, sage Amalie, sie solle auf mein Zimmer kommen."

„Aber, liebster Georg," rief die Gräfin, sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte, „laß doch Amalie aus dem Spiel! Du weißt ja, daß mit ihr nichts anzufangen ist."

„Das weiß ich — bitte, laß mich — das weiß ich sehr wohl; aber die Tyrannei, die diese Person hier im Hause ausübt, wird nachgerade unerträglich. Laß mich — ich werde ihr ja nichts thun, ich will ihr nur den Standpunkt klar machen."

„Aber, bester Georg, Du weißt doch sehr wohl, daß das bei ihr ein vergebliches Bemühen ist."

„Ich will es doch einmal auf eine Probe ankommen lassen."

„Ich bitte Dich, thue es nicht. Wir müssen sie nun einmal nehmen, wie sie ist. Wir können sie ja doch nicht fortschicken. Es wird wieder dieselbe Geschichte wie mit dem letzten Koch. Damals war sie auch im Unrecht, und doch mußten wir den Koch gehen lassen, und sie blieb."

Der Graf wollte aufbrausen, hielt aber mühsam an sich und erwiederte, wenn auch mit zornbebender Stimme, so doch einigermaßen ruhig: „Ich verstehe Dich nicht, Ina! Steht denn auch in Deinen Augen eine Baronesse von Heinersdorf, nur weil sie das Unglück hat, Gouvernante sein zu müssen, mit einem Koch auf gleicher Stufe?"

„Nein, aber es handelt sich ja in diesem Falle auch nicht um die Baronesse Heinersdorf, sondern um die Gouvernante gleichen Namens. Du sagtest ja selbst —"

„Aber mein Gott," brauste der Graf auf, „Du wirst doch nicht behaupten wollen, ich hätte gesagt, diese freche Canaille dürfe —"

Die Gräfin trat zurück. „Entschuldige," sagte sie kalt, „ich bedauere meine Einmischung. Bitte — geh — ich halte dich nicht länger zurück."

Der Graf griff rasch nach der Hand seiner Gemahlin und führte sie an die Lippen. „Verzeih, beste Ina," bat er. „Du weißt ja, ich bin so heftig. Aber dieser Ausbruch kam insofern zur rechten Zeit, als ich jetzt Amalie gegenüber gewiß nicht in Harnisch gerathen werde. Ich glaube Dir das versprechen zu können."

„Warum willst Du dann überhaupt mit ihr sprechen? Es kann dabei doch nichts Gutes herauskommen."

„Laß es mich wenigstens versuchen."

„Wie Du willst."

„Und Du bist mir nicht mehr böse, mein Herz?"

„Nein, Georg."

Als der Graf sein Zimmer erreicht hatte, fand er Amalie schon vor. Sie blickte ihn finster und, wie es ihm schien, drohend an.

„Sie haben auf Ihrem Zimmer eine Tafel, auf der Sie die Namen aller Dienstboten des Hauses verzeichnet haben?" begann der Graf, indem er sich setzte.

„Ja."

„Sie haben auf dieser Tafel auch den Namen des Fräulein Heinersdorf verzeichnet?"

„Ja."

„Warum thaten Sie das?"

„Weil ihre Name dahin gehört."

„Wissen Sie, daß das Fräulein eben so adlig ist wie die gnädige Frau oder ich?"

„Ja."

„Nun, dann werden Sie wohl auch wissen, daß das Fräulein nicht unter die Dienstboten gehört."

„Ach so, sie ist nicht Gouvernante, sondern eine Dame?"

Die Zornesader des Grafen schwoll mächtig an und seine Hände, die auf den Stuhllehnen ruhten, zitterten; aber er hielt an sich.

„Von was für einer „sie" sprechen Sie, Amalie?"

„Von der Heinersdorf."

„Sie dürfen nicht so von der Dame sprechen, Amalie; das schickt sich nicht. Sie müßen sagen: Fräulein Heinersdorf."

Keine Antwort.

„Sie haben sich auch erlaubt, den Namen des gnädigen Fräulein mit drei Kreuzen zu versehen?"

„Ja."

„Warum thaten Sie das?"

Keine Antwort.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Amalie, das Sie sich merken müssen. Ich wünsche nicht, daß dergleichen noch einmal vorkommt. Verstehen Sie?"

Amalie war kreidebleich geworden, nur auf der Stirn stand ein dunkler Fleck.

„Herr Graf," erwiderte sie mit bebender Stimme, „ich bin keine Lettin, ich bin eine deutsche Frau, eine deutsche Bürgersfrau. Ich kann in meinem Zimmer thun, was ich will, und schreiben, was ich will."

„Gewiß können Sie das; aber Sie dürfen die Tafel dann nicht offen aushängen lassen."

„Ich rufe die Comteßchen nicht in mein Zimmer. Wenn die Comteßchen in mein Zimmer kommen, so ist das nicht meine Sache. Ich werde meiner gnädigen Frau Kinder nicht fortschicken. Nein, gnädiger Herr, ich bin keine Lettin, ich bin eine deutsche Frau; so wie Sie darf kein Mensch zu mir sprechen. Ich habe mir nichts zu merken. Ich werde die Person nicht gnädiges Fräulein nennen, und wenn sie zehnmal adlig ist, ich werde ihr nicht die Hand küssen. Wenn meine gnädige Frau Amalie nicht mehr haben will, so kann sie Amalie fortjagen wie einen Hund — das kann sie — aber merken werde ich mir nichts, gnädiger Herr, und in meinem Zimmer werde ich schreiben, was ich will, gnädiger Herr Graf, und da haben Sie mir nicht zu sagen, daß ich mir was „merken" soll. Meine gnädige Frau kann alles, sie kann mir auch sagen, was ich auf meinem Zimmer schreiben soll, und was ich mir merken soll; aber der gnädige Herr darf nicht so zu mir reden, denn ich bin eine deutsche Frau und keine Lettin,

und das leid' ich nicht — und das leid' ich nicht — und das leid' ich nicht!"

Der Graf blickte die leidenschaftlich Erregte mit zornfunkelnden Augen an. Er hätte sie am liebsten durchgeprügelt und zur Thüre hinausgeworfen; aber er wußte, daß weder seine Frau noch seine Schwiegermutter ihm das jemals vergeben hätten. Einen Augenblick kämpfte er mit sich, dann siegte die Vernunft über die Leidenschaft. „Sie können gehen," sagte er.

Amalie wandte sich um und verließ das Zimmer.

„Es ist empörend," dachte der Graf, „diese freche Person lehnt sich offen gegen mich auf. Man kann sie weder durch Freundlichkeit noch durch Strenge zähmen. Andererseits haben die Frauen nicht ganz Unrecht, denn sie ist treu wie Gold, und sie würde sich für Ina in Stücke hauen lassen. Ich muß künftig immer nur durch diese auf sie wirken lassen, der gehorcht sie wenigstens einigermaßen. Ich bin ihr gegenüber wehrlos — ich kann diese treue Bulldogge doch nicht aus dem Hause jagen."

Amalie begab sich stracks zu ihrer Herrin. „Gnädige Frau," sagte sie, „wollen Sie, daß ich fortgehe?"

„Nein, Amalie, das will ich nicht. Du brauchst aber auch nicht so empfindlich zu sein, wenn Dir der Herr einmal den Kopf wäscht."

„Ich bin nicht empfindlich, aber so behandeln lasse ich mich nicht! Ich bin keine Lettin, ich bin eine deutsche Frau. Ich werde sie nicht „gnädiges Fräulein" nennen und werde ihr nicht die Hand küssen. Nein, das werde ich nicht. Und ich werde mir nichts „merken", gar nichts."

„Hat denn der gnädige Herr verlangt, daß Du dem Fräulein die Hand küssen sollst?"

„Das weiß ich nicht, ob er es verlangt hat; aber ich werde es nicht thun. Und wenn der gnädige Herr mich deshalb fortjagt wie einen Hund, so werde ich vor der Thüre liegen bleiben und warten, bis Sie nachkommen; denn das wird ja doch nicht mehr lange auf sich warten lassen, und Sie werden auch gehen."

„Amalie!"

Amalie fiel vor der Gräfin nieder und umfaßte ihre Kniee.

„Ja," schluchzte sie, „und ich will von meiner gnädigen Frau nicht fortgehen und gerade jetzt nicht, wo sie mich nöthig haben wird — und ich habe immer gewußt, daß es einmal so kommen würde — und die Frau Baronin hat es auch gewußt und hat auch nicht „ja" sagen wollen — aber ich bitte Sie, jagen Sie mich jetzt nicht fort — denn ich weiß, es wird nicht gut — und es wird nicht gut — und es wird nicht gut!"

Die Gräfin war auf das höchste erregt. Sie hatte Amalie noch nie in einem solchen Zustande gesehen, und die wilde Energie in der Rede der aufgeregten Frau erschreckte sie. Das, was diese sprach, was sie fürchtete, war ja thöricht; aber es war ja doch so gut gemeint und es kam aus dem treuesten Herzen, das je rücksichtslos für einen anderen Menschen geschlagen hatte. Oder war es gar am Ende doch nicht thöricht? Fühlte nicht etwa der Instinkt der Liebe eine Gefahr heraus, wo auch das schärfste Auge noch keine gewahr werden konnte?

Die Gräfin suchte die Aufgeregte so gut sie konnte zu beruhigen; aber sie selbst bedurfte der Beruhigung fast eben so sehr als diese, obgleich sie es sich nicht merken ließ. Die Abneigung aber gegen die Gouvernante wurzelte fester und fester in ihrem zähen Empfinden. Sie glaubte ihr nur zu zürnen, weil ihre Anwesenheit von vornherein Unfrieden ins Haus brachte; aber sie täuschte sich. Ein anderes, weit mächtigeres Gefühl als vorübergehender Zorn nahm langsam aber unaufhaltbar Besitz von ihrem Fühlen und Denken.

Ein Diener überbrachte der Gräfin eine Karte; Herr von Grünhof wünschte ihr seine Aufwartung zu machen. Der Baron hatte bisher noch nicht in Rotenhof verkehrt, es aber jetzt für angemessen erachtet, daselbst einen Besuch zu machen. Er kam dem Ehepaar überaus gelegen; man suchte daher seinen Besuch zu verlängern und forderte ihn auf, zu bleiben. Kurz bevor man sich in das Speisezimmer begab, erschien auch Alice, und ihre Erscheinung machte auf den jungen Mann sichtlich einen tiefen Eindruck. Er wandte sich während der Mahlzeit mehrmals an sie, und sie antwortete anfangs ein wenig schüchtern, dann aber wurde sie warm und gerieth bald mit den beiden Herren in eine lebhafte Debatte über einen so eben erschienenen

Roman. Darüber wurde auch des Grafen natürliche Heiterkeit mit der letzten Erinnerung an die Scene mit Amalie fertig, und er ging bald eben so energisch als erfolgreich darauf aus, die entzückenden Grübchen auf Alicens Wangen und ihr Lachen hervorzurufen. Die Gräfin ihrerseits, deren Temperament nicht so flüchtiger Natur war wie das ihres Mannes, und in der der Eindruck der Scene mit Amalie noch lebhaft nachzitterte, wurde mittlerweile immer schweigsamer. „Wie unpassend," dachte sie, „daß dieses junge Mädchen gleich am ersten Tage das große Wort führt! Und wenn es noch klug wäre, was sie da spricht; aber es ist ein ganz gewöhnliches sentimentales Backfischgeschwätz." Sie wollte sich anfangs an der Debatte betheiligen; aber sie fand, daß es sich einer solchen Gegnerin gegenüber nicht der Mühe lohne. Die Herren sprachen ja auch nur um der Grübchen willen.

So saß Frau Ina denn still und einsilbig da und überlegte, wie sie „die junge Person" auf das Unschickliche in ihrem Benehmen aufmerksam machen und sie in die Schranken ihrer Stellung zurückverweisen könne.

Der Nachmittagskaffee wurde, wenn die Familie allein war oder doch nur wenig Besuch hatte, auf einer kleinen mit tropischen Blattpflanzen geschmückten Veranda eingenommen, die im Winter gleichsam als Privatwintergarten diente. Jetzt im Sommer war die Glaswand fortgenommen, so daß die frische Luft freien Zutritt hatte.

Ein Diener brachte ein Servirbrett, auf dem sich eine Thee- und eine Kaffeekanne mit dem entsprechenden Geschirr befanden, stellte es vor dem Platz der Gräfin auf den Tisch und zog sich zurück. Dasselbe that sein Gefährte, nachdem er die Cigarren und eine Kerze gebracht hatte.

Die drei standen an der in den Garten hinabführenden Steintreppe und disputirten noch immer fort. „Aber Sie werden mir doch zugeben, mein Fräulein, daß man eheliche Untreue nicht ganz aus den Romanen verbannen darf," rief der Graf. „Sie kommt doch auch im Leben vor, und sie ist unter Umständen doch auch sehr verzeihlich."

„Fräulein Heinersdorf, trinken Sie Thee oder Kaffee?" fragte die Gräfin von ihrem Platz aus.

„Wie Sie wollen, gnädige Frau. Es ist mir ganz einerlei."

„Mir auch," erwiderte Frau Ina.

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, war so scharf und schneidig, daß die Gräfin selbst darüber erschrak und erröthete, so daß es aussah, als ob sie mühsam ihren Zorn beherrschte. Alice wurde blutroth, und die Thränen traten ihr in die Augen; der Baron blickte voll Erstaunen auf die Gräfin, von der er einen solchen Ausfall nimmermehr erwartet hatte, und der Graf biß sich vor Aerger auf die Lippen. Er faßte sich übrigens rasch und rief lächelnd: „Nun, meine Damen, das Getränk wird unter allen Umständen ein gleichgiltiges. Ja — was ich sagen wollte — in vorliegendem Fall zum Beispiel muß man doch jedenfalls zugeben, daß der Professor durch die Taktlosigkeit seiner Frau auf das höchste degoutirt werden mußte."

Der Graf sprach diese Worte ohne alle Hintergedanken, nur um etwas zu sagen und das Gespräch nicht ins Stocken gerathen zu lassen; Frau Ina glaubte aber, daß er ihr damit habe andeuten wollen, daß sie so eben taktlos gehandelt habe. Sie war innerlich empört, blieb aber scheinbar ruhig, und nur ein leichtes Zittern ihrer Stimme verrieth ihre Aufregung, als sie fragte: „Nicht wahr, Herr von Grünhof, Ihre Tante, die Berghöffsche Frau, war den Winter über in Dresden?"

Alice ging unterdessen die Stufen hinab in den Garten. Sie war tief verletzt. Womit hatte sie eine solche Behandlung verdient? Sie suchte sich eine versteckte Laube auf und weinte dort bittere Thränen. Hatte sie nicht doch etwas übernommen, was über ihre Kräfte ging? Wenn diese Demüthigungen sich wiederholten, konnte sie sie ertragen? War es nicht besser, fortzugehen — gleichviel wohin — nach Rußland — nach Sibirien meinetwegen — wo niemand sie kannte — als sich hier von ihren eigenen Standesgenossen mißhandeln zu lassen? „Warum beleidigt mich die Gräfin? Warum sieht sie auf mich herab? Weil sie reich ist, während ich arm bin. Aber auf der anderen Seite — soll ich den Fuß vom kaum betretenen Pfade schon zurückziehen? Heißt es nicht gerade jetzt: halte aus, erringe Dir Deine Stellung, erkämpfe sie Dir? Ich bin und bleibe doch eine Heinersdorf, ich führe doch einen uralten, nie befleckten Namen. Und

dann bin ich ja auch nicht ohne Hilfe. Der Graf wird schlimmsten Falls schon zu meinen Gunsten eintreten."

Als Alice an den Grafen dachte, wurde es ihr warm ums Herz. Wie war sie ihm dankbar, wie bewunderte sie seine Herzensgüte, seine Gewandtheit! Ja, das war ein Mann!

Als der Baron Grünhof aufbrach und sich von der Hausfrau verabschiedete, fügte er hinzu: „Bitte, mich Fräulein Heinersdorf zu empfehlen!" Die Gräfin empfand auch das als eine Malice; dem Wunden erscheint ein Charpiefaden als eine Last.

Der Graf begleitete seinen Gast bis an den Wagen und kehrte dann zu seiner Frau zurück. „Warum bist Du so unfreundlich gegen das junge Mädchen?" fragte er.

„Daß ich nicht wüßte! Was meinst Du damit?"

„Ich meine, daß die Bemerkung, die Du ihr gegenüber machtest, nicht so höflich war, wie Du Dich sonst auszudrücken pflegst."

„Ja, lieber Georg, ich habe Dir, wie Du Dich erinnern wirst, gleich anfangs gesagt, daß wir für eine junge Dame keinen Platz im Hause haben. Wir brauchen eine Gouvernante."

„Gewiß, mein Herz; aber das scheinen mir doch keine unvereinbaren Gegensätze zu sein."

„Ich fürchte fast. Ich fange an zu glauben, daß Fräulein Heinersdorf nicht die Persönlichkeit ist, die wir brauchen. Ich fürchte, daß wir eine schlechte Wahl getroffen haben."

„Aber warum — um alles in der Welt — warum fürchtest Du denn das?"

„Weil sie ihre Stellung offenbar nicht richtig versteht; weil sie es selbst darauf anlegt, von mir zurechtgewiesen zu werden. Aber lassen wir dieses Thema."

„Ich denke doch nicht. Ich muß Dir sagen, daß —"

„Ich bitte Dich, wollen wir nicht mehr davon sprechen?"

„Aber weshalb denn nicht? Ich glaube gerade — "

Die Gräfin erhob sich und verließ die Veranda. Der Graf blickte ihr sprachlos vor Erstaunen nach. Seine Frau war wie verwandelt, er hatte sie nie so unfreundlich gesehen. Was hatte sie nur?

Frau Ina eilte unterdessen rasch durch ein paar Zimmer und

blieb dann stehen. Sie legte unwillkürlich die Hand auf das Herz und holte tief Athem. Was war das gewesen? Ein Zwist mit ihrem Manne? Und sie hatte ihn gewissermaßen herbeigeführt? Sie wandte sich um und wollte zu ihm eilen; aber sie blieb doch stehen. Er konnte ja auch zu ihr kommen. Aber wenn er nicht kam? Sie horchte nach der Veranda hin; aber es blieb alles still. Wenn er am Ende zur Heinersdorf gegangen war?

Die Gräfin dachte nicht weiter, sie durchschritt rasch den Vorsaal, flog die Treppe hinan und eilte in ein Zimmer, von dessen Fenster aus man auf die Veranda blicken konnte. Mit athemloser Spannung blickte sie hinab. Der Graf stand noch immer auf dem Platze, an welchem sie ihn verlassen hatte. Er hatte den Kopf wie in tiefem Nachsinnen gebeugt und klopfte mit der Rechten mechanisch auf die Stuhllehne.

Dann wandte er sich um, stieg langsam die in den Garten führende Treppe hinab und schlug die Richtung ein, die vorhin Alice genommen hatte.

Die Gräfin taumelte zurück und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Dann fuhr sie sich mit der Rechten über die Stirn — einmal — noch einmal — und ging wieder hinab zu ihrem Platz auf der Veranda.

Der Graf ging unterdessen langsam in den Garten. Er suchte wirklich Alice. „Ich muß Ina mit Unwohlsein entschuldigen," dachte er, „sie muß ja auch wirklich krank sein. Ich habe sie nie so reizbar gesehen. Ich will doch morgen mit dem Doktor sprechen."

Die kleinen Mädchen kamen ihm entgegen und eilten auf ihn zu. „Wo ist Fräulein Heinersdorf?" fragte er.

„Ist sie im Garten? O dann wollen wir sie schon finden. Vorwärts, Erna, wer sie findet, ist Königin!"

Sie liefen davon. Nach einiger Zeit hörte der Graf sie rufen und ging langsam auf die Gruppe zu. Sein scharfer Blick sagte ihm sogleich, daß das junge Mädchen geweint hatte, und er war voll Mitleid. Er schickte die Töchter unter einem Vorwande voraus und sprach dann davon, daß ihm der Zustand seiner Frau viel Sorgen mache. Sie habe sich offenbar zu sehr angestrengt und sei in Folge dessen

nervös und reizbar geworden. „Wir werden meine liebe Frau in der nächsten Zeit wie eine Kranke behandeln und sehr schonen müssen," schloß er und ging dann zu einem anderen Gesprächsthema über.

Alice war ihm aus tiefster Seele dankbar.

Sechstes Kapitel.

Die Morgensonne ist die größte Feindin der Leidenschaft. Wie ihre hellen warmen Strahlen den Grafen vor zwei Tagen beruhigt hatten, so ließen sie heute auch die Gräfin ihre Lage in einem ruhigeren Lichte betrachten. Sie hatte nach dem Kaffee ihr Lieblingsplätzchen aufgesucht, einen kleinen freien Platz mitten zwischen den Blumenbeeten des Gartens, auf dem ein Tischchen und zwei Stühle standen, und nähte fleißig an einer Stickerei. Der Morgen war köstlich, die Sonne schien hell und warm, die Blumen dufteten, rings um sie her war alles offen und frei, wie sie es liebte. Schmetterlinge gaukelten von Beet zu Beet, im Schatten der Hecken perlten noch Thautropfen und vieltausendstimmiger Vogelgesang erfüllte Park und Garten.

Die Gräfin hatte Gespenster gesehen, ohne Zweifel. Ein Grund zu ernstlicher Besorgniß lag durchaus nicht vor. Die neue Gouvernante war ihr unsympathisch — nun, das sind Gouvernanten oft. Das junge Mädchen war mitunter etwas vorlaut, man konnte ihr das abgewöhnen. Das Schlimmste war, daß die Gräfin sich gestern eine Blöße gegeben hatte, allein sie konnte das künftig vermeiden. Die Fremde durfte jedenfalls nicht zwischen sie und ihren Mann treten. Sie gefiel Georg — wohlan, sie mußte geschont werden. Er war ja unsäglich gutmüthig, weich und mitleidig — wenn er ein aus dem Nest gefallenes Vöglein fand, traten ihm Thränen in die Augen — es war nur natürlich, daß er für die Verletzte Partei ergriffen hatte, zumal die Verletzte halb und halb eine Waise und zumal sie arm war. Die Zurückweisung war derb ausgefallen, sehr derb, aber Georg war nach weicher Menschen Art heftig und aufbrausend. War die Gouvernante nur tüchtig als solche, so ließ sich schon mit der

Zeit ein erträgliches Verhältniß herstellen. Aber war sie eine tüchtige Gouvernante? Das, was sie gestern während der Debatte vorgebracht hatte, war so unreif, so unklar gewesen.

Die Gräfin warf einen Blick auf ihre Uhr und erhob sich. Sie ging gemessenen Schrittes ins Haus und begab sich ins Schulzimmer.

„Sie haben wohl nichts dagegen, Fräulein Heinersdorf," sagte sie eintretend, „daß ich mir erlaube, Ihrem Unterrichte für ein Stündchen beizuwohnen. Ich muß mich doch überzeugen, ob meine kleinen Wildfänge Ihnen nicht allzu viel zu schaffen machen."

Alice war beim Eintritt der Gräfin über und über roth geworden. „Sie sind sehr freundlich, gnädige Frau," stammelte sie verwirrt.

Die Gräfin rückte sich einen Stuhl ans Fenster und setzte sich so, daß sie ihr Gesicht Alice zuwendete, sah sie aber nicht an, sondern war eifrig mit ihrer Stickerei beschäftigt.

„Wünschen Sie vielleicht, daß ich ein kleines Examen anstelle?" fragte Alice.

„O bitte, durchaus nicht. Lassen Sie sich durch mich in keiner Weise stören. Ignoriren Sie meine Gegenwart vollständig."

Die kleinen Mädchen sahen erst Fräulein Heinersdorf und dann einander an und lachten — halb verlegen und halb erfreut, jedenfalls aber zerstreut. Auch Alice war zerstreut. „Sie kommt, um zu finden, daß ich eine schlechte Lehrerin sei," dachte sie.

Die Voraussetzung eines fesselnden Unterrichts ist ein gewisses magnetisches Fluidum, das Lehrer und Schüler verbindet, das aber latent bleibt, wenn der Lehrer nicht bei der Sache ist. Letzteres war aber jetzt eben der Fall. Alice ertheilte einen Rechnenstunde, aber sie war, so viel Mühe sie sich auch gab, zerstreut. Sie dachte, während sie ihren Schülerinnen das Dividiren mit benannten Zahlen beizubringen suchte, darüber nach, ob sie die Dame am Fenster mit den schön geschwungenen Augenbrauen, den langen seidenen Wimpern und den griechischen Gesichtszügen wohl je lieb gewinnen könnte, und verwickelte sich darüber so in die Ballen, Rieß, Buch und Bogen ihres Exempels, daß die Wimpern sich hoben und die blauen Augen sie so verwundert ansahen, daß sie darüber erschrak und nur noch mehr verwirrt wurde.

„Ach, ich war zerstreut — nein — so ist es nicht, wir wollen noch einmal anfangen, Kinder. Also gebt Acht!"

Die kleinen Mädchen wandten sich für einen Augenblick nach der Mutter um, lächelten und blickten dann wieder mehr neugierig als aufmerksam auf die Tafel. Die Gräfin sah längst wieder auf ihre Stickerei und Alice begann von neuem. Es gelang ihr aber wieder nicht, ihre Aufmerksamkeit auf Rieß, Buch und Bogen zu konzentriren, sie dachte vielmehr nur: „Ach Gott, für wie dumm muß die Gräfin mich halten!" Auch der zweite Versuch mißlang. Alice hatte sich nie so unglücklich gefühlt wie in diesem Augenblick. Die Verzweiflung gab ihr denn auch endlich die Klarheit ihres Geistes zurück, aber jetzt waren die Kinder zerstreut und gaben die einfältigsten Antworten.

Endlich, endlich schlug die Uhr zehn. Die Gräfin erhob sich, küßte ihre Töchter auf die Stirn und verneigte sich gegen Alice. Diese, im innersten erregt, roth, erhitzt wie sie war, fühlte, daß sie irgend etwas sagen mußte, aber was?

„Gnädige Frau," stammelte sie mit einer Stimme, in der künftige Thränen durchzitterten, „Sie dürfen —"

„O bitte, mein Fräulein," fiel ihr die Gräfin mit einem Blick auf die Kinder ins Wort, „Sie hatten sich geirrt. Das kommt natürlich vor. Sie rechneten das Buch zu zwanzig Bogen, während es vierundzwanzig hat. Ich wollte nicht stören, sonst hätte ich Sie auf Ihr Versehen aufmerksam gemacht. Auf Wiedersehen!"

Da Frau Ina viel größer war als Alice, so hatte diese zu ihr aufsehen müssen. Jetzt wandte die Gräfin ihr den Rücken zu und Alicens Hilfe suchender Blick fiel nur noch auf die langen Falten und die weite Schleppe ihres weißen Morgenkleides.

„Sie ist durchaus unfähig," dachte die Gräfin, während sie die Treppe hinabstieg. „Meine Befürchtungen erfüllen sich, statt einer Gouvernante haben wir ein Stück adeligen Proletariats ins Haus bekommen. Sie war zerstreut — schön — aber könnte ich wohl je so zerstreut sein, daß ich nicht mehr wüßte, wie viel Bogen ein Buch hat und dann, warum wurde sie durch meine Gegenwart zerstreut?"

„Der Herr Doktor ist auf der Veranda," meldete der Diener im Vorsaal.

„Guten Morgen, Doktor," rief die Gräfin, als sie die Veranda betrat, und streckte dem Angeredeten beide Hände entgegen. „Wie geht es daheim?"

Der Doktor, ein großer Mann mit grauem Haupthaar und Vollbart und einem von Wind und Wetter roth gefärbten Gesicht, ergriff die Hände der Gräfin und führte sie an die Lippen. „Danke bestens, Inachen," — so nannte er die Gräfin auf ihren Wunsch, wenn sie allein waren — „die Alten sind ganz wohlauf. Na, wie sollten sie auch nicht, Paul kommt Ende nächster Woche."

„Kommt er, Doktor? Kommt er wirklich? Das ist herrlich. Sehen Sie, Doktor, Sie bringen mir immer etwas Liebes, darum liebe ich Sie auch so."

„Wirklich? Thue ich das. Na ja, früher, als man noch mit Zuckerkringeln wirken konnte und Chokoladeplätzchen, da war ich bei meinem Inachen ein lieber Gast — aber jetzt auch noch?"

„Jetzt auch noch, Doktor. Aber kommen Sie — Sie wissen, ich muß Luft und Licht haben. Sie lieben ja auch die Sonne. Geben Sie mir Ihren Arm — so, kommen Sie!"

Sie stiegen nun die Treppe hinab und suchten den Platz wieder auf, den die Gräfin vorhin verlassen hatte.

Die Augen des Arztes ruhten mit zärtlichem Ausdruck auf der Gräfin. Er hatte viele Kinder und er liebte sie sehr, aber er liebte doch keines mehr als sein Inachen.

„Sie sehen übel aus," sagte er. „Wo fehlt es?"

„Es ist nichts, Doktor. Wer sieht nicht einmal etwas angegriffen aus!"

„Nein, nein, Sie haben Ringe unter den Augen — Sie sehen wirklich angegriffen aus."

„Ich versichere Ihnen, Doktor, ich bin ganz gesund. Waren Sie schon im Hospital?"

„Ich? Im Hospital? Nein, was soll ich da. Da ist ja — Gott sei Dank, kein Mensch darin. In der Knechtsstube war ich — wissen Sie — der Kinder des Brandwine wegen — aber das hat nichts auf sich."

„Nun, das ist erfreulich. Also eine gesunde Zeit."

„Na ja, hier. Aber drüben im Pargelschen — das halbe Gebiet krank. Ich sage Ihnen, Inachen, die Leute rissen sich um mich."

„Waren Sie so weit gefahren?"

„Ja, was blieb mir übrig? Sie haben dort keinen Arzt. Da war eine arme Frau — ein Knechtsweib — konnte nicht gebären. Arme Leute — vier Kinder waren schon da — das fünfte ging zu Grunde — daß Gott erbarm!"

„Kommen Sie wieder hin, Doktor?"

„Na ja, weiß schon, danke herzlich, werde es besorgen lassen. Zehn Rubel werden zunächst genug sein, behalten Sie die fünf nur, Inachen, hole sie mir schon ab, ein andermal. Oder warten Sie — geben Sie sie doch lieber her — so — danke herzlich, legen Sie noch fünf zu, dann langt es für den Hirsch im Smiltenkruge. Armer Kerl — hat die Schwindsucht, kann nichts verdienen, daß Gott erbarm! Was die Slaumke anbetrifft — wissen Sie, die Mutter von der hübschen Kalle — die kriegt nichts. Sie hat es nicht nöthig, bekommt von der jüdischen Gemeinde zwei Rubel monatlich. Nein, die will nur für die Tochter ein Krongeld zusammensparen, hat aber noch keine Eile damit."

Die Gräfin drohte dem Doktor mit dem Finger.

„Na ja, was wollen Sie — für ein hübsches Mädchen behält auch ein alter Kerl noch ein Auge. Apropos, ein alter Kerl bin ich, das habe ich neulich gesehen — ich sage Ihnen, Inachen, ich wäre vorgestern, als ich nach Pargel fuhr, um ein Haar ertrunken."

„Aber, Doktor!"

„Nein, wahrhaftig. Na bleiben Sie nur sitzen, Inachen, aber ich wäre wahrhaftig um ein Haar Chatzke gewesen. Wissen Sie, es war schon dunkel, und ich verfehlte die Furth durch die Erke — und mit einem Male fällt der Braune herein — was soll ich Ihnen sagen, Inachen — nur die Ohren standen heraus."

„Nun? Nun?"

„Na ja, was ist da zu Nu—en? Ich heraus und an den Gaul heran. Aber ich sage Ihnen, es wurde mir höllisch schwer, die Mähre an die Zügel zu fassen, ich sage Ihnen, Inachen, höllisch schwer. Na ja, man wird alt, Inachen, man wird alt. Aber sprechen wir von

etwas anderem — vom Alter spricht man nämlich nicht gern, Inachen — nein, wahrhaftig nicht. Wie gefällt Ihnen denn die neue Gouvernante? Soll ja ein bildhübsches Mädel sein."

„Wie so, wer sagt das?"

„Na ja, der Herr von Grünhof, wissen Sie, Inachen, der bei der Accise — junger blonder Mensch — Mordschmarre über die ganze linke Wange. Na ja, was rede ich, er kam ja von Ihnen. Begegnete ihm gestern Abend. War ganz aus Rand und Band. Soll ja reizende Grübchen haben. Wie? Hören Sie, Inachen — die Edeltanne da gedeiht aber wirklich ganz famos."

„Ja, sie gedeiht."

„Na ja, schön. Ihr müßt sie aber nicht maltraitiren, weil sie adelig ist."

„Was fällt Ihnen ein, Doktor!"

„Na ja, wir sprechen ja unter uns. Sie haben auch ein bischen adeligen Tick — ein klein bischen, Inachen, aber doch ein bischen."

„Nun, dann müßte ich ja gerade glücklich sein, sogar eine adelige Gouvernante zu haben."

„Na ja, das scheint so, ist aber nicht so. Man denkt, sie wird immer Kuchen haben wollen und gönnt ihr darüber das liebe Brot nicht. Na ja, mein Inachen wird ihr gutes Herz schon mitsprechen lassen. Armes junges Ding! Muß auch kein Vergnügen sein, den alten Heinersdorf zum Vater zu haben."

„Wie so, Doktor, wie so?"

„Na, der Alte ist keinen Schuß Pulver werth. Die ganze Rasse hat eigentlich nie was getaugt — verfluchtes Volk, die Engländer, sagt der alte Graf Rechberg, sprechen meinen ehrlichen Namen Heinersdorf aus. Na ja, aber lassen Sie es das Dingchen nicht entgelten. — Wie geht es dem Grafen? Uebernimmt also doch Hallermünde? Na ja, freut mich. Er ist der Mann dazu — werden einmal dreimal so reich sein, als Sie jetzt schon sind, Inachen. Na ja, kann meinen Armen schon recht sein. Grüß Sie Gott, Inachen."

„Aber bleiben Sie doch zum Frühstück, Doktor. Georg wird gleich nach Hause kommen. Sie können ja dann auch die Grübchen von Fräulein Heinersdorf bewundern."

„Ha, ha, ha! Na ja, das fehlte noch. Bin heute in Sorgen. Wird eine schandbar heiße Fahrt werden, aber was thun? Dazu ist man da. Adieu, Inachen, und grüßen Sie den Grafen. Na ja, und sticken Sie nicht so viel. Taugt nichts — taugt gar nichts. Na ja — Adieu, Inachen."

Der Doktor saß schon in seinem Wägelchen, und der Stallknecht vorn am Kopf des Pferdes ließ schon die Zügel fahren, als der Doktor dem Diener zurief: „Rufen Sie doch einmal die Amalie."

Der Diener eilte ins Haus, und Amalie erschien. Alice hätte schwerlich geglaubt, daß Amalie je so freundlich aussehen könne wie jetzt.

„Guten Tag, Amalie," sagte der Doktor in lettischer Sprache „Geben Sie Acht, daß die Gräfin nicht zu viel stickt."

„Ja wohl, Herr Doktor," erwiderte Amalie ebenfalls lettisch. Die Gräfin und der Doktor waren die einzigen Menschen, mit denen Amalie lettisch sprach — in beiden Fällen redete eben ihr Herz.

Der Doktor trieb sein Pferd an. In der Allee begegnete ihm der Graf.

„Ich danke Ihnen, Doktor, daß Sie gleich gekommen sind. Sie haben doch meiner Frau nichts von meinem Brief erzählt?"

„Nein, nichts. Na ja, mit dem Unwohlsein ist es übrigens nicht so schlimm, wie ich fürchtete — kleine Indisposition, das gibt sich. Na ja, wie geht der neue Hengst?"

„Danke, Doktor, leicht. Also Sie meinen, es habe nichts auf sich? Ina ist aber in den letzten Tagen ganz verändert, so reizbar."

„Na ja, die Frauen sind alle reizbar — man muß sie eben nicht reizen. Adieu, Herr Graf!"

Der Besuch des alten Freundes hatte die Gräfin noch mehr beruhigt. „Also die Heinersdorfs hatten ein so schlechtes Renommée! Und speziell Alicens Vater taugte nicht viel. Ganz richtig, der Graf hatte sich ja kürzlich ihrem Vater gegenüber ähnlich ausgesprochen. Und dann — der Vater hatte Recht, wenn er betonte, daß man von seinen Lieben nichts Schlechtes glauben dürfe. Der Graf — nein, ihr Eifersuchtsanfall war doch noch thörichter gewesen, als sie geglaubt hatte. Ina Campbell eifersüchtig auf Alice Heinersdorf, das war lächerlich und weiter nichts!"

Frau Ina ging durch das Souterrain ins Haus, um dem Koch noch einen Auftrag zu ertheilen. Als sie das Speisezimmer der Dienstboten durchschritt, fiel ihr Blick auf die noch an der Wand lehnenden Stahlstiche. Der Graf hatte recht, man mußte bemüht sein, dem armen Mädchen, das unter seinen Verhältnissen doch gewiß sehr litt, eine Freude zu machen. So wenig sie auch als Gouvernante taugte, so konnte man sie immerhin nicht vor Ablauf eines halben Jahres entlassen, und bis dahin konnte man dazu beitragen, ihr das schwere Leben zu erleichtern. Die Gräfin gab den Befehl, die Bilder hinaufzubringen und zunächst in einem leerstehenden Gastzimmer abzustellen. Sie wollte selbst ihren Gemahl an sein Vorhaben erinnern

Der Graf kehrte verstimmt nach Hause zurück. Er war, als die neue Gemeindeordnung eingeführt worden war, einstimmig zum Gemeindeältesten der Gemeinde Rotenhof erwählt worden und hatte die Wahl angenommen, aber er hatte sich bald überzeugt, daß sein neues Amt keine Sinecure war. Auch beim redlichsten Willen, auch beim geschicktesten Vorgehen gelang es nur schwer oder auch wohl gar nicht, die natürliche Kurzsichtigkeit und den Eigennutz der Bauern zu überwinden. Heute hatte es sich darum gehandelt, einen endgültigen Entschluß über den Bau eines Armenhauses zu fassen. Die Armen der Gemeinde waren bisher bei den einzelnen Bauern in Pension gegeben worden und waren dabei eben so schlecht gefahren, wie die Gemeinde selbst. Jetzt sollten sie nun in einem eigenen Armenhause verpflegt werden, aber vergeblich hatte der Graf alle seine Beredsamkeit erschöpft, um zu beweisen, daß ein solches sich nicht nur besser überwachen ließe, sondern daß diese Anordnung sich auch als bedeutend billiger erweisen würde. Die wohlhabenden Wirthe und selbst die besser gestellten Knechte hatten gedacht, wir kommen doch nicht ins Armenhaus und hatten den Antrag abgelehnt. Der Graf hatte seine Frau aufgesucht und ging nun langsam mit ihr auf und ab.

„Es ist zum Verzweifeln," fuhr er fort. „Ich erbot mich, den Grund und Boden unentgeltlich herzugeben, die Ziegel, die Balken, den Kalk — nichts half. Dabei waren sie alle die Freundlichkeit in Person. Und doch kenne ich sie — wäre ich nicht Gemeindeältester, säße ich ihnen nicht immer auf dem Nacken — Gnade Gott den

Armen! Sie hätten es noch schlimmer als jetzt, müßten vielleicht gar wie früher in jeder Woche in ein anderes Gesinde! Ich sage Dir, Ina, wenn ich an alle diese armen schwachen Kerlchen und Weiblein denke und an diese hartherzigen, gesunden starken Männer — wahrhaftig es ist, um unter die konservativen Heulbrüder zu gehen und im Namen von Deutschthum und Lutherthum die selige Brotpeitsche zu reklamiren."

„Aber könntest Du ihnen nicht das Haus fix und fertig herstellen?" fragte Frau Ina. „Würde das so sehr viel mehr kosten?"

„Gewiß könnte ich das, aber ich will es nicht. Sie müssen doch lernen, selbst an die Ihrigen zu denken. Ich will Ihnen ja helfen, aber schenken ist nicht helfen. Es ist zum todtärgern. Aber ich lasse nicht nach, ich will doch einmal sehen, ob ich nicht hartnäckiger bin als sie. Eine Bande! Aber sprechen wir von etwas anderem!"

Sie durchschritten gerade ein kleines trauliches Plauderstübchen und des Grafen Blick fiel auf einen schönen Stahlstich über dem Sopha. „Apropos," sagte er, „sind die Bilder für das Zimmer unserer kleinen Hausgenossin aufgesucht?"

Die Gräfin hatte selbst ihren Gemahl an die Bilder erinnern wollen, aber jetzt, da er sich nach ihnen erkundigte, ging seine Frage ihr wie ein Stich durchs Herz. Also, er hatte mitten unter seinen Geschäften doch noch Zeit gefunden, an die „kleine Hausgenossin" zu denken!

„Ich habe die Bilder abstäuben und vorläufig ins dritte Gastzimmer stellen lassen."

„Vortrefflich, das wird ja ganz prächtig. Wie kriegen wir sie nur für eine halbe Stunde aus ihrem Zimmer? Man muß die kleinen Mädchen ins Geheimniß ziehen."

„Es ist angerichtet!" meldete der Diener.

Als man gefrühstückt hatte, rief der Graf die Töchter bei Seite. „Geht Ihr jetzt spazieren?"

„Ja wohl, Papa! Willst Du mitkommen?"

„Nein. Ich habe aber eine Ueberraschung für Fräulein Heinersdorf im Sinn. Ihr müßt daher dafür sorgen, daß sie nicht vor einer halben Stunde zurückkehrt. Versteht Ihr?"

„Was ist es? Lieber guter Herzenspapa, was ist es?"

„Sage es uns, Papa, wir werden ganz gewiß schweigen!"

„Seid nicht so neugierig. Nach einer halben Stunde werdet Ihr wissen, worum es sich handelt."

„Der Graf kehrte in das Speisezimmer zurück und damit hatten die Quälereien seitens der Töchter ein Ende.

Sie nickten aber nun erst der Mutter und dann einander zu, bis Alice aufbrach.

Frau Ina hatte unterdessen darüber nachgedacht, ob sie nicht mit Rücksicht auf die Eindrücke, die sie in der Rechenstunde empfangen hatte, die „Ueberraschung" verhindern solle. Nach solchen Ueberraschungen mußte die doch unvermeidliche Kündigung noch peinlicher sein. Sollte sie andererseits ihrem ohnehin so vielgeplagten Manne diese harmlose Zerstreuung mißgönnen? Die Gräfin blieb sitzen.

Sobald der Graf vom Fenster aus gesehen hatte, daß Alice und die Kinder im Garten waren, befahl er dem Diener, die Bilder in das Zimmer der Gouvernante zu bringen. Er selbst holte sich ein Kästchen mit Nägeln und einen Hammer und kehrte dann zu seiner Frau zurück. „Komm!" sagte er.

„Ich danke," erwiderte die Gräfin, „Du bringst es jawohl auch allein fertig."

Frau Ina fühlte selbst, daß ihre Antwort unfreundlich war, aber sie konnte nicht anders. Ihr innerstes Wesen sträubte sich dagegen sich an dieser Ueberraschung zu betheiligen.

Der Graf blickte seine Frau verwundert an und ging dann schweigend hinaus. Die halbe Freude war ihm verdorben.

„Ina ist doch mitunter recht theilnahmlos," dachte er.

Als er das Zimmer der Gouvernante betrat, fand er übrigens die Freudigkeit an seinem Vorhaben zum Theil wieder. Es war da alles so zierlich und traulich und recht nach Frauenart mit den kleinsten Mitteln Hübsches erreicht. Die Blumen standen zwar nur in Gläsern, aber die Gläser befanden sich an der rechten Stelle, auf dem Schreibtische waren einige, an sich freilich sehr unbedeutende Kleinigkeiten anmuthig vertheilt, hier stand ein Körbchen, dort ein Kästchen. Der Graf dachte darüber nach, welches Bild er ihr wohl über den Schreib-

tisch hängen könnte, aber keines der vorhandenen eignete sich für diesen Zweck. „Was könnte ich ihr hierher hängen? Halt, ich habe es. Sie wird ohne Zweifel für ihn schwärmen, alle schwärmen ja für ihn. Christoph, eile einmal hinunter und bringe mir schnell das Bild, das in meinem Vorzimmer über dem Eckſopha hängt!"

Das Bild wurde gebracht und fand eben so wie die anderen seinen Platz. Der Graf betrachtete sein Werk mit zufriedenen Blicken; das Zimmer hatte wirklich sehr gewonnen. Er sah nach der Uhr — es war die höchste Zeit. Als er aus dem Zimmer schlüpfte, hörte er die Kinder schon auf dem Vorsaal lachen.

Alice stieg die Treppe zwar langsam, aber doch überaus neugierig hinan. Die Kinder hatten ihr gegenüber natürlich nicht reinen Mund gehalten — was für eine Ueberraschung konnte aber der Graf ihr bereiten?

Als sie das Zimmer betrat, stieß sie unwillkürlich einen Ruf freudigen Erstaunens aus. Ueber ihrem Schreibtisch hing das Bild ihres Lieblings, hing Bismarcks Bild. Wie zartfühlend war das wieder! Wie hatte er aber nur in Erfahrung gebracht, daß sie für Bismarck schwärmte? Nun, sie mußte das doch einmal geäußert haben. Aber damit nicht genug, da hingen noch andere Bilder. Das Zimmer war noch einmal so traulich!

„Sehen Sie, Fräulein Heinersdorf," sagte die kleine Erna mit Stolz, „so ist Papa. Wenn er jemandem eine Freude machen kann, so geht er meinetwegen zu Fuß nach Riga."

Alice lächelte. „Ja, Ihr habt einen sehr guten freundlichen Papa," sagte sie, „Ihr müßt ihn auch recht lieb haben!"

„Spaß! Und ob wir ihn lieb haben!" war die Antwort.

Alice erröthete plötzlich über und über. Bei dem Gedanken, daß der Graf in ihrem Zimmer gewesen war, überfiel sie ein Gefühl seltsamer Blödigkeit; hatte er auch nur alles in Ordnung gefunden? Aber so viel sie auch umherspähte — alles stand, wo es stehen mußte.

Der Graf war unterdessen ungesehen hinabgelangt und begab sich zu seiner Frau. „Inachen," sagte er, da oben sieht es ja aus wie im Zimmer einer Zofe. Du könntest der jungen Dame doch auch einen Teppich unter den Schreibtisch und einen vor das Sopha legen lassen."

„Es wird geschehen, Georg."

„Schön, mein Liebchen. Auf Wiedersehen!"

Der Graf begab sich in sein Arbeitszimmer und war sofort in Verhandlungen aller möglichen Art vertieft.

Als er zu Tisch kam, trat ihm Alice entgegen, reichte ihm die Hand und dankte ihm für seine Aufmerksamkeit. Sie sah allerliebst aus, wie sie so vor ihm stand und über und über erröthend ihren Dank stammelte. Der Graf bemerkte, daß er nie ein zarteres Blau an der Schläfe einer Dame gesehen hatte, und die Grübchen waren heute noch lieblicher als gewöhnlich.

„Ihr Herr Gemahl hat mich in so freundlicher Weise überrascht, gnädige Frau, indem er mir meinen Liebling über den Schreibtisch hing."

„Wen meinen Sie, mein Fräulein? Wer ist Ihr Liebling?"

„Der Graf Bismarck."

Die Gräfin warf einen raschen Blick auf ihren Gemahl. „Nun, es freut mich, daß mein Mann Ihren Geschmack getroffen hat," sagte sie; ihre Worte klangen aber wie: „Ja, was geht das mich an!"

Der Umstand, daß er wieder einmal einen rechten Griff gethan hatte, stimmte den Grafen heiter. Er erzählte, daß er gleich nach dem Essen nach Papenstadt — so hieß die nahegelegene Kreisstadt — fahren müsse, um dort am Abend einen Vortrag im landwirthschaftlichen Verein zu halten. Da seine Frau sich durchaus schweigend verhielt, so wandte er seine Worte unwillkürlich an Alice, der der Verein ja ohnehin etwas Neues war.

„Und worüber werden Sie sprechen?" fragte Alice.

„Ueber das Gipsen von Klee. Sie müssen nämlich wissen, daß meine Zuhörer zum größeren Theile Bauern sind. Wir haben diesen Verein ins Leben gerufen, um an unserem Theile zur Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse unter dem Landvolke beizutragen."

„Das ist sehr gemeinnützig, Herr Graf."

„Finden Sie? Wenn es damit nur besser aus der Stelle ginge. Bisher halten wir Gutsbesitzer den Vortrag und debattiren dann darüber; natürlich nur, um die Leute dazu zu veranlassen, daß sie mitsprechen, daß sie wenigstens fragen; aber bisher ist das alles ver-

lorene Liebesmühe. Wir reden uns heiser, und sie lächeln, lächeln — Sie wissen ja, unsere Bauern lächeln immer, wenn ein Edelmann dabei ist — aber sie schweigen. Ich habe neulich schon absichtlich den größten Blödsinn gesprochen, nur um sie in Harnisch zu bringen; aber alles vergebens. So fabriciren wir dann um die Wette — wir Blech, die Bauern Gold."

Als die Mahlzeit aufgehoben worden war, fragte der Graf Alice, ob sie reite. Als sie die Frage verneinte, drang er in sie, sie möge es doch erlernen. „Ich habe einen alten Schimmel," sagte er lachend, „der für solche Zwecke wie geschaffen ist."

Die Aussicht, reiten zu können, war für Alice sehr verlockend; sie hatte sich das Reiten immer so herrlich gedacht; aber ihr fuhr der Gedanke durch den Kopf, daß sie dazu eines Reitkleides bedürfe, und sie wollte doch sparsam sein.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte sie, „aber ich fürchte, was Häuschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr."

„Nun, mit dem Hans hat es, denke ich, noch gute Weile," erwiderte der Graf lächelnd, „überlegen Sie sich die Sache."

Der Wagen hielt vor der Thür.

„Du siehst übel aus, Ina," sagte der Graf, indem er sich verabschiedete.

„Ich danke Dir, es hat nichts auf sich. Ich habe ein wenig Kopfweh und will mich daher etwas zurückziehen."

Siebentes Kapitel.

Der Graf kehrte am Abend nicht zurück. Statt seiner kam ein Briefchen, in dem er seiner Frau mittheilte, daß er in Angelegenheiten Hallermündes zur Stadt müsse. Ob er noch nicht bestimmen könne, wie lange er dort festgehalten werden würde, so möge der Kammerdiener nachkommen.

Der Brief konnte noch in der Nacht an seine Adresse gelangen, denn Frau Ina schlief noch nicht. Sie fieberte und war überhaupt

sehr unwohl. Als am anderen Morgen der Arzt kam, machte er ein bedenkliches Gesicht. „Inachen," sagte er, „damit ist nicht zu spaßen. Na ja, wir wollen hoffen, daß es sich nur um einen vorübergehenden Anfall handelt; Sie müssen aber jedenfalls sehr vorsichtig sein — sehr. Liegt keine Erkältung vor? Haben Sie nicht auf einem Stein gesessen? Oder auf der feuchten Erde? Irgend so etwas muß dem Leiden zu Grunde liegen. Aber so seid Ihr junges Volk. Na ja, da heißt es immer: Ach was, das schadet nichts — schadet aber doch, und dann sagt man: Ich habe es mir an dem und dem Tage des Juni oder Juli oder was weiß ich, geholt. Na ja — nur gleich hübsch im Bett bleiben und sich von Amalie pflegen lassen. Die süße Kleine — Donnerwetter, Inachen, ist das ein reizendes Dingchen Ihre Gouvernante! Bin ihr eben begegnet — also sich von dem kleinen Fratzchen was vorlesen lassen. Nichts Aufregendes — verstehen Sie — irgend eine Abhandlung über Aegypten aus der „Revue des deux mondes" oder ein Feuilleton aus der „National-Zeitung" oder eine recht breite englische Romanbettelsuppe — einerlei — muß nur recht langweilig sein. Meine, das kleine Persönchen wird es länger aushalten als Sie — sieht mir ganz darnach aus die kleine Person — hat Feuer — und Sie schlafen darüber ein. Na ja, Sie verlieren ohnehin nichts, Inachen. Draußen regnet es Bindfäden. Nachher kommt dann die Mama —"

Die Gräfin unterbrach ihn. „Wenn Sie mir nicht versprechen, weder Georg noch Mama zu alamiren, so stehe ich sofort auf," sagte sie.

„Na ja, dann werde ich wohl schweigen müssen, bis morgen wenigstens. Wird übrigens nicht sobald gut werden, wie Sie meinen, Inachen. An den Grafen würde ich ohnehin nicht geschrieben haben. Dazu liegt absolut keine Veranlassung vor, Inachen, aber warum ich es der Mama nicht sagen soll, weiß ich nicht."

„Bester Doktor, schweigen Sie heute noch. Ich möchte Mama nicht beunruhigen und dann — wenn ich Schmerzen habe, bin ich am liebsten allein."

„Na ja, aber Amalie bleibt doch bei Ihnen?"

„Das versteht sich von selbst. Sie ist im Nebenzimmer."

Der Doktor öffnete die Thüre, und Amalie trat ein.

„Schöne Geschichte," sagte der Doktor, „da haben wir es. Können Sie nicht besser auf die gnädige Frau aufpassen, Amalie?"

„Was kann ich da aufpassen," erwiderte Amalie ganz ernsthaft. „So lange die gnädige Frau im Schlosse ist, werde ich schon aufpassen und hier hat sich die gnädige Frau auch nicht erkältet; aber wenn die gnädige Frau mit dem gnädigen Herrn ausreitet und sich gleichviel wo hinsetzt, dann kann ich nichts dabei thun. Die gnädige Frau ist ja wie ein großes Kind."

Die Gräfin lächelte. „Komm hierher, Amalie," sagte sie, „wenn Du so weit von mir bist, sprichst Du dummes Zeug."

„Na ja, Inachen, sie hat schon recht. Na, also ordentlich aufpassen, Amalie, na ja, das brauche ich übrigens nicht erst zu sagen. Also heute schweige ich noch. Adieu!"

„Gehen Sie hinauf," sagte der Doktor draußen zum Diener, „und bitten Sie Fräulein Heinersdorf in meinem Namen, sich für einen Augenblick herunter zu bemühen. Fräulein Heinersdorf," sagte er dann, als Alice erschienen war, „erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Dr. Berg aus Campbellshof — langjähriger Hausfreund. Die Gräfin hat sich stark erkältet und wird wahrscheinlich mehrere Tage lang das Bett hüten müssen. Nun hat die Dame mich gebeten, ihrer Mutter nichts von ihrem Unwohlsein zu sagen, und der Graf ist nicht zu Hause. Na ja, da erlaube ich mir, an Sie die Bitte zu richten, die Gräfin zu zerstreuen. Lesen Sie ihr ein wenig vor — na ja, aber es darf nichts Interessantes sein, oder plaudern Sie ein wenig mit ihr — na ja — aber nicht zu lebhaft."

Alice war sehr erschreckt. „Es ist doch nichts Ernstliches?" fragte sie besorgt.

„Nein, nein," erwiderte der Doktor. „Es kann sehr wohl sein, daß wir es nur mit einem vorübergehenden Anfall zu thun haben. Jedenfalls ist für den Augenblick keine Gefahr."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich rufen ließen," sagte Alice. „Ich werde mich bemühen, so viel in meinen schwachen Kräften steht, die Frau Gräfin zu unterhalten."

Der Doktor blickte lächelnd auf sie herab. „Entschuldigen Sie,"

sagte er, „aber ich bin ein alter Hausfreund. Na ja, wie gefällt es Ihnen in Rotenhof?“

Alice erröthete über und über. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Sehr gut!“

„Na, das freut mich. Donnerwetter, wem sollte es auch bei — bei — bei der Gräfin Polderkamp nicht gefallen? Na ja, den möchte ich sehen! Adieu, mein Fräulein!“

Der Doktor streckte seine Rechte hin, und Alice reichte ihm ihre Hand. Der Doktor war ein älterer Mann und ein glücklicher Familienvater — aber als er jetzt Alicens kleines weiches Händchen in der seinen fühlte, war ihm zu Muthe wie einem Jüngling im gleichen Fall.

„Merkwürdig,“ dachte er, während er durch den Garten den Wirthschaftsgebäuden zuschritt und sich mit der Linken langsam über die innere Fläche der Rechten fuhr, „sieht ganz aus wie eine Polin. Da hat man solche süße puscheliche Frauenzimmerchen. Du lieber Gott! und das will eine Gouvernante sein!“

Alice hatte sich unterdessen zur Gräfin begeben. Als sie das Boudoir betrat, blieb sie unwillkürlich einen Augenblick stehen. Wie reizend war es hier, wie elegant und doch wie traulich. „Glückliche Frau,“ seufzte Alice und klopfte dann leise an die Thür des Schlafzimmers. Amalie öffnete und fuhr, als sie Alice gewahr wurde, zurück. Sie schloß die Thüre sofort wieder so weit, daß sie nur ihren Kopf durch die Spalte bringen konnte und fragte leise: „Was wünschen Sie?“

Alice stieg das Blut zu Kopf. „Ich wünsche die Frau Gräfin zu sprechen,“ erwiderte sie.

Amalie zog sich zurück, schloß die Thüre und wendete sich zur Gräfin. „Sie wünscht Sie zu sprechen, gnädige Frau. Ich werde sie fortschicken.“

Die Gräfin nickte. „Sage ihr, ich ließe bedauern, sie nicht empfangen zu können, aber ich fühlte mich leider zu unwohl.“

Amalie ging wieder hinaus, zog die Thüre so sorgfältig hinter sich zu, als ob Alice die Absicht gehabt hätte, bei der Gräfin einzubrechen und sagte rauh: „Nein!“

„Wie — nein?“ fragte Alice zornig. „Wie unterstehen Sie sich, in solchem Tone mit mir zu sprechen?“

„Ich „unterstehe“ mich gar nichts,“ war die Antwort, „ich sage Ihnen nur, daß die gnädige Frau Sie nicht sprechen will.“

Alice wandte sich entrüstet um und ging. Sollte sie sich vor dem Schlafzimmer der Gräfin in einen Zank mit der Zofe derselben einlassen? Alice zweifelte nicht daran, daß Frau Ina ihre Abweisung in andere Worte gekleidet hatte, aber sie glaubte annehmen zu dürfen, daß diese Worte nicht eben in sehr zarter Weise gewählt worden waren, da Amalie sich sonst nicht erlaubt hätte, so frech aufzutreten. Tief verletzt, kehrte sie auf ihr Zimmer zurück. Ja, es war hart, arm zu sein, unsäglich hart. Und doch — wenn sie darüber nachdachte — die Gräfin war doch eigentlich die erste Person, welche sie ihre Armuth so schwer empfinden ließ. Zu Hause hatte sie dieselbe zwar oft genug schmerzlich empfunden, aber man hatte sie dieselbe nie empfinden lassen. Auch in den Häusern der reichsten Edelleute war man ihr als einer Baronesse Heinersdorf eben so freundlich entgegen gekommen, als wenn ihr Vater Majoratsherr der reichsten Herrschaft gewesen wäre.

Alice hatte Zeit, über diese Frage nachzudenken, denn der Tag wollte kein Ende nehmen. Draußen herrschte trotz des Regens eine dicke schwüle Luft, und drinnen war alles so todtenstill. „Wenn Papa nicht zu Hause ist,“ sagte Erna gähnend, „ist es immer so langweilig!“

„Ja, wenn Papa nicht da ist, ist auch gar nichts los,“ sekundirte die Schwester.

Alice fand, daß die kleinen Mädchen nicht unrecht hatten. Unwillkürlich wendeten sich ihre Gedanken immer und immer wieder dem Grafen zu. Sie war als Schülerin bei ihren Schulgenossinnen sehr beliebt gewesen und hatte in deren Familien so manchen schönen und liebenswürdigen jungen Mann kennen gelernt, aber keiner von ihnen hatte je einen tieferen Eindruck auf sie gemacht. Sie trug, seit sie allmählich zur Jungfrau herangereift war, ein Ideal im Herzen, an dem sie unwillkürlich jeden Mann maß. Dieses Geschöpf ihrer Phantasie war ein sehr vornehmer, sehr reicher Edelmann, der aber

auf seine Abstammung und seinen Reichthum ganz und gar keinen Werth legte, sondern die Stellung, die er einnahm, nur seinen persönlichen Eigenschaften verdanken wollte und verdankte. Er war ein großer Landwirth, zugleich aber auch ein großer Industrieller. Er war sehr gemeinnützig, sehr freigebig, sehr muthig, dabei vor allem überaus zartfühlend. Mit einem Wort: er war ein voller Mann, mit dem Zartgefühl einer edlen Frau und dem reichen empfänglichen Herzen eines Kindes. Aeußerlich war er sehr groß, sehr schlank, hatte edle, etwas bleiche Züge, schwarzes Haar, schwarze Augen, einen schwarzen Schnurrbart und ein schwarzes Bartflöckchen unter der Unterlippe.

Wie oft hatte Alice, wenn sie in den langen Dämmerstunden müßig auf ihrem Stübchen saß, sich bis ins Kleinste ausgemalt, wie sie wohl einmal die Bekanntschaft dieses Mannes machen könnte, wie er sie liebgewinnen und endlich sie und ihren Vater in sein Schloß führen würde.

Das war ein Traum gewesen, über den Alice jetzt lächelte, aber an ihrem Ideal konnte sie doch festhalten. Entsprach denn der Graf nicht allen Forderungen, die sie an dasselbe stellte? Er sah freilich sehr anders aus, aber doch nur noch schöner. „Ach wenn ich doch auch einmal einem solchen Grafen begegnete," seufzte sie, während sie nach Tisch langsam durch die lange Zimmerreihe promenirte. Sie nahm an, daß der Graf einen unverheiratheten Bruder hatte, der ganz so war wie er selbst und vertrieb sich nun die Zeit damit, sich auszumalen, wie dieser sie nun als sein Weib heimführte auf ein Schloß, das ganz so aussah und ganz so eingerichtet war wie Schloß Rotenhof. Sie legte sich dann zurecht, wie sie dieses und jenes an der Einrichtung ändern würde.

Sie vertiefte sich so in ihre Träumereien, daß sie über ihnen die Wirklichkeit ganz vergaß und sich einbildete, sie gehe mit ihrem Gemahl, der seinen rechten Arm um ihre Taille gelegt hatte, auf und nieder. Sie bemühte sich eben, ihm zu beweisen, daß es nicht hübsch sei, wenn die Vorhänge wie im braunen Zimmer von oben nach unten gestreift seien. „Siehst Du," begann sie laut und schrak darüber aus ihrem Traume auf. „Was sagten Sie?" fragte Erna, die den Arm

auf ihrer Schwester Schulter gelehnt, am Fenster saß und mit dieser zusammen „Herzblättchens Zeitvertreib“ studirte.

„Nichts, nichts,“ erwiderte Alice verwirrt und erröthete über und über. „Wie war ich thöricht!“ dachte sie. Sie rief die Kinder von ihrer Lektüre ab und begab sich mit ihnen auf die Veranda Der Regen fiel noch immer in Strömen, die Luft war schwül, und in den Schrubbs im Garten klagten die Nachtigallen.

Alice wurde von einer seltsamen unerklärlichen Angst ergriffen. Es war ihr, als drohe ihr eine große Gefahr, die sich langsam aber unaufhaltbar näherte. Ihr Herz klopfte laut, sie fühlte das Blut in ihren Schläfen pulsiren, und vor ihren Augen flimmerten und wogten grüne Massen.

„Das kommt vom Träumen,“ dachte sie und forderte die kleinen Mädchen auf, mit ihr Federball zu schlagen. Darüber wurde sie denn das Angstgefühl los und mußte selbst über den Streich lachen, den die Einsamkeit und die von Elektricität erfüllte Luft ihr gespielt hatten.

Am folgenden Morgen kamen die Campbells, um nach Frau Ina zu sehen. Die Baronin machte der Tochter, nachdem sie sich mit ihr begrüßt und sich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, Vorwürfe, weil sie den Arzt dazu bewogen, der Baronin gegenüber von ihrer Erkrankung zu schweigen, schalt Amalie tüchtig aus, weil diese ihr nicht von sich aus Nachricht gegeben hatte und nahm dann auf einem an Inas Couchette herangerückten Sessel in ihrer Lieblingsauslage Platz, das heißt, sie lehnte sich weit zurück und legte beide Arme lang auf die Armlehnen des Sessels. Der Baron setzte sich auf das Fußende der Couchette und betrachtete seinen Liebling mit sorgenvollem Gesicht.

Man sprach von diesem und jenem, dann fragte die Baronin: „Nun und wie gefällt Dir denn die neue Gouvernante? Der Doktor ist ja ganz entzückt von ihr.“

„Garnicht, Mama.“

„Das ist wenig, mein Töchterchen!“ lachte der alte Baron.

„Wirklich? Garnicht?“ fragte die Baronin, den Kopf schüttelnd. „Und warum denn nicht?“

„Erstens ist sie noch ein vollkommenes Kind. Nun, Ihr werdet sie ja selbst sehen, macht Euch aber nur gleich auf einen Backfisch im langen Kleide gefaßt. Zweitens ist sie sehr unwissend. Ich wohnte gestern einer Rechenstunde bei, und es erwies sich, daß diese seltsame Gouvernante nicht einmal mit benannten Zahlen zu dividiren verstand. Buchstäblich. — Drittens —"

„Aber, beste Ina," unterbrach sie der Baron, „das kann doch nur scheinbar gewesen sein. Du hast das junge Mädchen durch deine Gegenwart blöde gemacht und sie ist zerstreut geworden."

„Nun, sie ist, wie Ihr gleich hören werdet, nichts weniger als blöde. Drittens also —"

„Pardon, daß ich Dich unterbreche, Ina — behalte Dein Wort — aber sie hat doch ihr Gouvernantenexamen gemacht?"

„Wie sie das fertig gebracht hat, weiß ich nicht, Mama; aber was ich Euch erzähle, ist eine Thatsache."

Der Baron schüttelte den Kopf, die Baronin blickte starr vor sich nieder und sagte: „Seltsam!"

„Ihr meint, sie sei durch meine Anwesenheit zerstreut worden," fuhr Frau Ina fort, „und das ist natürlich, da Ihr sie noch nicht kennt. Sie ist aber in Wahrheit viel zu wenig blöde. Neulich war der Accise-Grünhof hier — er machte uns einen Besuch — und sie führte bei Tische das große Wort, als ob sie die Hausfrau wäre. Dazu kommt, daß sie für Herren, wie es scheint, einen Haken hat Grünhof war sichtlich entzückt, der Doktor ebenfalls. Wir können uns also darauf gefaßt machen, daß unser Haus demnächst um der Gouvernante willen der Sammelpunkt für die Herrenwelt des ganzen Kreises werden wird."

Das Gesicht der Baronin wurde immer nachdenklicher. „Das ist freilich schlimm," sagte sie „und es wird dadurch nicht besser, daß ich es, wie Du Dich erinnern wirst, voraus gesehen und voraus gesagt habe. Es taugt eben nichts, eine Standesgenossin zur Gouvernante zu machen. Wäre sie bürgerlich, so könntest Du ihr einfach sagen: Sie gefallen mir nicht, mein Fräulein, setzen Sie gefälligst Ihren Wanderstab weiter; jetzt aber muß irgend eine anständige Form gefunden werden. Es wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als

daß Ihr die Mädchen für ein Semester in Pension gebt oder eine größere Reise macht."

„Wenn Fräulein Heinersdorf Dich indirekt dazu bewegen sollte, daß Du Dich endlich dazu entschließest, Dich für ein paar Monate von Georg zu trennen und uns nach Italien zu begleiten, so würde ich jedenfalls ihr Andenken segnen," lachte der Baron im tiefsten Baß.

Zu Mittag speisten die Campbells mit den Kindern, um Fräulein Heinersdorf persönlich kennen zu lernen. Als sie das Schlafzimmer verlassen hatten, bemerkte der Baron: „Inachen muß auch fiebern. Bemerktest Du, wie hastig sie sprach, ganz gegen ihre Gewohnheit, und wie ihre Augen leuchteten?"

„Ina fiebert allerdings," erwiderte die Baronin, „aber nur wenig."

Alice gefiel den beiden Alten. Die Campbells gefielen ihr, und sie gefiel den Campbells. Diese fühlten ihr nach verschiedenen Richtungen hin, wie man sagt, auf den Zahn, anfangs schüchtern, nachher recht kräftig, aber sie bestand die Prüfung in Ehren. Der Baronin gefiel ihr bescheidenes Auftreten, der kunstfreundliche Baron wurde schon durch ihr Aeußeres bestochen. Als sie zu Frau Ina zurückkehrten, sagte die Baronin:

„Ich weiß nicht, was Du willst. Mir hat das junge Mädchen außerordentlich gefallen."

„Mir auch," fügte der Baron hinzu, „und was das Rechnen mit benannten Zahlen anbetrifft, so stehe ich Dir dafür, daß eben nur Zerstreutheit vorlag. Das kleine Persönchen hat sehr hübsche Kenntnisse, wenn sie auch noch nicht ganz verdaut sind."

Die Worte der Eltern gingen Ina wie Dolchstiche durchs Herz. Also selbst sie nahmen gegen ihre eigene Tochter Partei für die Fremde! Sie ließ sich übrigens nichts merken und brachte das Gespräch auf ein anderes Thema.

Als die Mutter für die Nacht dableiben wollte, widersetzte sie sich diesem Vorhaben auf jede Weise und bewog dieselbe schließlich wirklich dazu, nach Hause zu fahren. Sie hatte nur den einen Wunsch: allein zu sein, wie sie gestern allein gewesen war. Und so saß sie denn bald wieder allein und spann sich dichter und dichter

ein in das Netz, gewoben von Liebe und Eifersucht, das ihr den gesunden Sinn mehr und mehr einschnürte. Nichts störte sie in diesem traurigen Beginnen. Im Zimmer war es so still, daß Amaliens Stricknadeln ein vernehmbares Geräusch machten, draußen strömte der Regen und rollte dazwischen der Donner stärker und stärker, und die Dunkelheit sank so rasch herab, daß Amalie, die schweigend am Fenster saß, ihren Strickstrumpf bei Seite legte und hinausblickte. Blitz folgte auf Blitz, das Rollen des Donners nahm kein Ende. Amalie schellte und ließ die kleinen Mädchen rufen, die sich ängstlich neben der Mutter hinkauerten. „Gottlob, die Eltern müssen schon zu Hause sein," dachte Ina. „Wie schön, daß Georg nicht zu Hause ist. Wenn er jetzt draußen wäre!"

Ein weißer Blitz fuhr im Zickzack nieder, und der Donner erschütterte das Schloß in seinen Grundfesten. Die Fenster klirrten, als ob in nächster Nähe eine Explosion stattgefunden hätte.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" sagte Amalie laut, stand auf und zündete die Kerzen auf der Toilette an.

Der Gräfin fuhr ein seltsamer Gedanke durch den Kopf, ein wunderbarer unsinniger Gedanke, aber in gewissen Lebenslagen kommen uns solche Gedanken. Sie wollte eine Frage stellen an das Schicksal. Der Graf war jetzt in der Stadt, also fünfzehn Meilen von Rotenhof, und es war ziemlich gewiß, daß er erst am folgenden Tage zurückkehren würde. Trat er nun doch jetzt gleich, noch während des Gewitters in ihr Zimmer, so sollte das ein Zeichen sein, daß er sie nicht mehr liebte, daß er die Gouvernante liebgewinnen würde.

Die Gräfin fuhr sich mit der Rechten über die Stirn, wie um den unsinnigen Gedanken zu verscheuchen, aber in demselben Augenblick schrieen die Kinder laut auf: „Papa, Papa!"

Die Gräfin machte eine Bewegung nach vorn, streckte die Arme weit aus und sank dann ohnmächtig zurück.

Der Graf war auf das höchste erschreckt. Die Diener hatten ihn zwar davon unterrichtet, daß seine Gemahlin krank sei, sie hatten aber gleich hinzugefügt, daß es sich nach dem Ausspruche des Arztes nur um ein vorübergehendes Unwohlsein handele. Er und Amalie

bemühten sich nun, die Gräfin wieder zum Bewußtsein zu bringen, und es gelang ihnen bald. Als Frau Ina die Augen aufschlug, schlang sie ihre Arme um den Hals ihres Mannes, drückte ihren Kopf an seine Brust und brach in Thränen aus. Georg winkte Amalie, und sie verließ zugleich mit den kleinen Mädchen das Zimmer.

Georg blieb bewegungslos auf dem Rande der Couchette sitzen und strich nur zuweilen beruhigend mit der Rechten über das reiche Haar seiner Frau. Es war ganz still im Zimmer, man hörte nur das dumpfe Rollen des immer schwächer werdenden Donners und das Rauschen und Plätschern des Regens, der noch immer in Strömen fiel. Frau Ina bewegte von Zeit zu Zeit den Kopf wie eine Kranke, die ein nagender peinigender Schmerz nicht Ruhe halten läßt. „Georg," flüsterte sie leidenschaftlich, „Georg, liebst Du mich?" Hätte Frau Ina diese Frage vor acht Tagen gethan, so hätte ihr Mann nach bestem Wissen und Gewissen „Ja!" sagen können; denn damals hielt er noch die Freundschaft und Dankbarkeit, die er für sein Weib empfand, für Liebe. Er sagte auch jetzt: „Gewiß, Ina, ich liebe Dich, so sehr nur ein Mann sein Weib lieben kann!" Aber eine Blutwelle schoß ihm dabei heiß zu Kopf, denn er sprach die Unwahrheit, und er wußte, daß er die Unwahrheit sprach.

Frau Ina raffte sich auf. „Vergib, mein Liebling," sagte sie, indem sie ihr von Thränen überströmtes Gesicht zu ihm erhob, „vergib; ich bin krank und die schwüle Luft hat meine Nerven angegriffen."

Als sie ihm in die Augen sah, in die hellen leuchtenden Augen, die sie so liebte, da kam ihr der Gedanke, ihm jetzt offen zu sagen, wie es um ihr Herz stand; aber sie verwarf ihn wieder. Liebte er sie wirklich, wie er sagte, so war keine Gefahr, und wenn er sie nicht liebte, nicht mehr liebte — was lag dann daran, den Bruch hinauszuschieben.

So dachte sie, während sie mit einem Blicke voll heißer Liebe auf Georg sah und in ängstlicher Spannung den Ausdruck seines Gesichtes, seines Auges beobachtete. Sie fand in ihnen die alte warme Liebe. „Nein, ich liebe Dich nicht mit der Liebe, die Du in mir glaubst," dachte der Graf, „und ich habe Dich nie mit ihr geliebt; aber was thut das? Achte ich Dich nicht hoch, liebe ich Dich nicht als mein

kluges, sanftes, herrliches Weib, als meiner Kinder Mutter? Und werde ich Dich nicht immer so lieben? Nein, ich durfte doch aussprechen, was ich vorhin sagte."

Die beiden saßen so eng umschlungen wie sonst und küßten sich wie sonst, und doch war alles anders geworden, und sie fühlten es beide, obgleich sie es nicht aussprachen.

Der Graf, der keine Ahnung von den Empfindungen hatte, die Frau Ina erfüllten, suchte seine Frau zu zerstreuen. Er erzählte ihr ausführlich von seinen Geschäften, von den gesellschaftlichen Begegnungen, die er gehabt, und von den kleinen Skandalen, die gerade die Klatschmäuler der Stadt in Bewegung setzten. Die Gräfin ging auch darauf ein, fragte nach diesem und jenem und schien sich sichtlich wohler zu fühlen. Sie legte sich wieder auf die Couchette und ließ sich durch Amalie eine Tasse Thee bringen. Der Graf verließ sie auf einen Augenblick und kehrte dann in Begleitung eines Dieners, der eine Anzahl Schachteln und Schächtelchen trug und sie im Boudoir der Gräfin Amalie zum Weitertransport übergab, zurück. Der Graf kam nie aus der Stadt nach Hause, ohne für jeden Hausgenossen etwas mitzubringen, und er pflegte aus dem Mitgebrachten immer erst eine kleine Ausstellung für seine Frau herzurichten. „Das ist für Dich," sagte er, indem er eine prachtvolle Robe aus der Schachtel hob und sie der Gräfin hinhielt. Es war hellblau und weiß gestreifte Seide, der Rock breit, der Ueberwurf schmal gestreift, letzterer mit Rosetten aufgenommen, wie es damals eben Mode wurde.

Dazu kamen noch ein paar reizende hellgraue, nach russischer Art reich mit Silber gestickte Pantöffelchen. Die kleinen Mädchen erhielten allerlei für ihre Puppen, die Gouvernante ein paar hübsche kleine Berliner Vasen, Amalie einen Plaid, die Dienerschaft Kleider, Westen, Halstücher.

Die Gräfin dankte ihrem Gemahl mit einem Kuß und war mit allem wohl zufrieden. Eine Schachtel war noch nicht ausgepackt.

„Nun noch eine Bitte, Inachen. Du warst ja, glaube ich, dabei, als wir mit der Kleinen vom Reiten sprachen. Ich glaube, sie wollte nicht recht daran, weil sie kein Reitkleid hatte. Da habe ich ihr nun eins für Dich mitgebracht. Das mußt Du ihr schenken."

Der Graf war, während er diese Worte sprach, damit beschäftigt, die Schnur, mit welcher die Schachtel umwickelt war, zu lösen; er bemerkte es daher nicht, daß seine Frau erbleichte und unwillkürlich die Hand aufs Herz legte. Die Gräfin wollte in diesem Augenblicke nicht zu Amalie hinüberblicken, aber sie konnte nicht anders, und Amaliens Gesicht war so finster, als wäre die Katastrophe, die sie kommen sah, schon vor der Thür. Die Gräfin wandte sich nach der Wand hin und seufzte schwer.

Der Graf fuhr auf. „Hast Du Schmerzen, Ina?" fragte er, indem er an die Couchette herantrat.

„Die gnädige Frau hat starke Schmerzen," erwiderte Amalie für ihre Herrin.

„Sollen wir Dich allein lassen, Ina?"

Die Gräfin nickte. Der Graf beugte sich zu ihr herab, küßte sie auf die Stirn und ging dann leise aus dem Zimmer.

Im Saal fand er die Kinder und die Gouvernante. Die Freude darüber, ihn wiederzusehen, sprach so deutlich aus allen dreien, daß er sich auf das angenehmste davon berührt fühlte. Er selbst war nie krank und fast immer heiter; Krankheit und Thränen waren ihm daher im höchsten Grade zuwider. So war er froh, wieder in lachende Augen sehen zu können, und war bald in der besten Laune. Er schickte endlich einen Diener ab, um die bei Frau Ina zurückgebliebenen Geschenke zu holen. Als Amalie diese zusammenraffte, griff sie auch nach dem Reitkleid.

„Was willst Du damit?" fragte die Gräfin.

„Das kann der Herr ihr selbst abgeben."

Die Gräfin fuhr von der Couchette auf. „Was unterstehst Du Dich!" rief sie mit leuchtenden Augen. „Lege die Schachtel sofort wieder hin."

Amalie gehorchte schweigend.

Im Saale herrschte große Freude. Die Kinder tanzten jubelnd umher, und auch Alice zeigte deutlich, daß sie auf das angenehmste überrascht worden war.

Achtes Kapitel.

Der Graf ritt am folgenden Morgen sofort nach Campbellshof, um den Arzt über den Zustand der Gräfin zu befragen. Dieser gab nur schlechten Trost: es sei leider nicht unmöglich, ja nicht einmal ganz unwahrscheinlich, daß bei der Gräfin ein zwar ungefährliches, aber langwieriges und schmerzliches Uebel in der Entwickelung sei. Die Patientin müsse jedenfalls nach jeder Richtung hin sorgsam geschont und vor jeder Anstrengung oder Aufregung behütet werden. „Na ja, letztere ist freilich in diesem Falle nicht zu befürchten," fügte der Doktor lachend hinzu. „Ich wüßte wahrhaftig nicht, worüber Ihre Frau Gemahlin sich aufregen sollte." Der Graf dankte dem Doktor, bat ihn um Entschuldigung, daß er ihn hatte wecken lassen, und ritt davon. Bald nahmen ihn die Tagesgeschäfte so in Anspruch, daß er darüber die traurigen Aussichten für den Gesundheitszustand seiner Frau vergaß. Auch zu Hause hatte er nicht die Zeit, mit der Familie zu frühstücken, und mußte sich schließlich in aller Hast umkleiden, um nur rechtzeitig an der Mittagstafel erscheinen zu können. Er war müde und hatte in hohem Maße das Bedürfniß, sich zu zerstreuen.

Als er den Speisesaal betrat, trat Alice auf ihn zu. „Ich muß Ihnen, Herr Graf," sagte sie, „für die freundliche Vermittelung des hübschen Geschenkes danken, durch welches Ihre Frau Gemahlin mich in so liebenswürdiger Weise überrascht hat."

Der Graf blickte mit großem Wohlgefallen auf ihr durch eine gewisse Schüchternheit noch verschöntes Gesichtchen herab. „O bitte, mein Fräulein," erwiderte er, „ich verdiene Ihren Dank nicht. Das Kleid kommt ja nicht von mir, sondern von meiner Frau, und ich werde überdies für meine geringe Mühe schon dadurch belohnt werden, daß ich künftig meine Spazierritte in Ihrer Gesellschaft werde machen können. Du wirst ja leider in diesem Sommer jedenfalls auf das Reiten verzichten müssen, Ina."

„Allerdings. Fräulein Heinersdorf hat übrigens keine Ursache, damit unzufrieden zu sein, da auf diese Weise meine Stute frei wird."

„O bitte, gnädige Frau! Ich würde es nie wagen, Ihre Stute zu besteigen. Es war, denke ich, die Rede von einem ehrwürdigen alten Herrn, einem Schimmel, wenn ich nicht irre."

„Ein solcher ist allerdings vorhanden; aber nehmen Sie das Anerbieten meiner Frau nur an, der alte Herr wird Ihnen hoffentlich bald gar zu sanft erscheinen. Aber wir werden ja sehen. — Friedrich, sage dem Reitknecht, er möge für das gnädige Fräulein den Schimmel und für mich den Wallach satteln. Er soll auch die Reitleine anlegen. — Ich bin überzeugt, mein Fräulein, daß Sie bald Lust am Reiten finden werden."

Sobald die Tafel aufgehoben war, zog sich Alice zurück, um das Reitkleid anzulegen. Der Graf umfaßte seine Frau, küßte sie und fragte zärtlich: „Wie geht es, Ina?"

„Ich danke Dir, ich fühle mich wohler," war die Antwort.

Als die Pferde vorgeführt worden waren, ging die Gräfin, obgleich sie heftige Schmerzen hatte, mit den Kindern hinab in den Hof und sah zu, wie diese die Pferde mit Brot fütterten, das sie ihnen auf der flachen Hand reichten. Der Graf hatte den Schimmel in der ersten Zeit ihrer Ehe geritten, und er erinnerte die Gräfin an manchen köstlichen Abend. „Es möge kommen, wie es wolle," dachte sie, „die Erinnerung an mein früheres Glück kann mir wenigstens niemand rauben." Als aber jetzt Alice erschien, frisch und reizend wie eine Rosenknospe, als die Kinder, hingerissen von dem Liebreiz, der auf ihr lag, auf sie zueilten, sie umfaßten und ausriefen: „Nein, wie reizend sind Sie, Fräulein," als selbst der Stallknecht sie anglotzte wie ein höheres Wesen — da lohte in Frau Ina die Eifersucht so jäh und wild auf, daß sie sich umwandte und rasch ins Haus schritt.

Der Graf begegnete ihr im Vorsaal. „Wohin?" fragte er, „Du mußt doch mit ansehen, wie die Kleine ihren ersten Reitversuch macht."

Die Gräfin eilte schweigend an ihm vorüber. Der Graf blickte ihr einen Augenblick verwundert nach und folgte ihr dann. „Beste Ina," sagte er, „fühlst Du Dich wieder unwohler?" Die Gräfin sank in einen Sessel, beugte ihren Kopf herab auf den Tisch und brach in Thränen aus.

Der Graf biß sich auf die Lippen, aber er beherrschte sich: Ina

war krank. „Ich will Fräulein Heinersdorf sagen, daß Du Dich nicht wohl fühlst, und will bei Dir bleiben," sagte er freundlich und wandte sich zum Gehen.

„Ich bitte Dich, thue es nicht. Ich flehe Dich an — reitet!"

Der Graf ergriff ihre Hand. „Laß mich bei Dir bleiben," bat er.

„Nein, nein, nein! Auf keinen Fall! Ich bitte Dich, reitet nur aus."

Der Graf wandte sich rasch um und ging. Diese Nervosität, dieses ganz unmotivirte Pathos war unerträglich.

Als er den Hof betrat, glättete sich seine Stirn. „Was für ein reizendes Mädchen," dachte er. Als er Alice in den Sattel geholfen und sie gelehrt hatte, wie ihr Händchen die Zügel halten müsse — es ließ sich dabei nicht vermeiden, daß er das Händchen auch berührte — war jeder Mißmuth von ihm gewichen.

„Jetzt reiten wir anfangs ein wenig Schritt," sagte er, als sie sich in Bewegung gesetzt hatten, und amüsirte sich über den Ausdruck kindlichen Vertrauens und harmloser Wißbegierde, mit dem Alice zu ihm aufblickte, „nachher reiten wir dann nur kurzen Galopp. Das ist für den Anfänger die bequemste Gangart."

So geschah es. Sobald sie den Park hinter sich hatten, gingen die Pferde in Galopp über. Alice wunderte sich selbst darüber, daß sie so muthig war; aber sie hatte das Gefühl, daß ihr in der Gesellschaft des Grafen unmöglich etwas zustoßen könne.

Der Graf seinerseits blickte mit Behagen auf das junge Mädchen. „Die wird mit der Zeit eine tüchtige Reiterin werden," dachte er und freute sich schon darauf, wieder einmal in Gesellschaft einer Frau einen tüchtigen Ritt thun zu können.

„So," sagte der Graf, als sie den Wald erreicht hatten, lächelnd, „erschrecken Sie nicht, ich werde meinen Arm um Ihre Taille legen, damit Sie nicht herabfallen; wir wollen doch wieder etwas Schritt reiten."

Er zwang sein Pferd an das ihre heran, umfaßte sie und zügelte die Thiere. Als er sie so umfaßt hielt, lächelte er, während die Berührung durch seinen Arm in Alice ein wunderbares Gefühl wachrief, über das sie selbst erstaunte. Ihre Bewegung entging dem Grafen

nicht, und er amüsirte sich darüber wie ein Mann, der als Knabe eifrig den Krammetsvögeln nachgestellt hat und nun im späteren Alter, da ihn die Drosseln nichts mehr angehen, eine solche in die Schlinge gehen sieht. „Es ist gut, daß wir uns erst jetzt begegnet sind," dachte er, „vor einem Dutzend Jahren wäre ich kein Kumpan für Dich gewesen."

Der Abend war wundervoll. Die Birken dufteten, die Vögel sangen, ein leiser Wind trieb den beiden die milde weiche Frühlingsluft ins Gesicht.

„Sie sind wohl ganz in der Stadt erwachsen?" fragte der Graf.

„Ja. Ich bin aber eine leidenschaftliche Freundin der Natur."

„Wie gewöhnlich die Städterinnen. Lassen Sie den Zügel nur loser — so — aber Sie haben doch auch schon auf dem Lande gelebt?"

„Ja, ich habe meine Ferien bei dem Grandenschen verlebt. Der Grandensche ist ein Bruder meiner verstorbenen Mutter."

„Granden ist ein hübsches Gut? Nicht wahr?"

„Es ist hübsch gelegen, aber das Wohnhaus ist recht alt und verfallen, und für den Garten kann mein Onkel nicht viel thun. Mein Onkel ist nicht reich — er hat, als mein armer Vater Berghof verkaufen mußte, viel verloren."

Alice sah sehr traurig aus, als sie diese Worte sprach. Beides, ihre Trauer und ihr Vertrauen zu ihm, rührte den Grafen. Er wußte, daß der alte Heinersdorf das Vermögen seiner Frau und das ihrer sämmtlichen Verwandten in kürzester Frist auf die schnödeste Weise verschlampt und verspielt hatte, wie er denn auch jetzt noch jeden Kopeken, den er sich irgendwie und irgendwoher verschaffen konnte, in Speise und Trank umsetzte, die er heimlich, aber doch nicht ganz allein genoß, und darum rührte ihn der „arme Vater" nur um so mehr.

„Sie haben wohl eine recht schwere Jugend verlebt?" fragte der Graf weiter.

„Ja und nein. Zu Hause war es oft recht einsam, und wir mußten uns ja sehr einschränken — Papas Rente ist nur klein und das Leben in der Stadt ist jetzt sehr theuer — aber ich habe doch auch viele Freundinnen gehabt, und mein guter Papa hat alles gethan, um mir eine frohe Jugend zu schaffen. Und dann —" hier sah Alice

den Grafen voll an — Armuth schändet nicht, und unser Wappenschild ist rein und unbefleckt."

„Du liebe Seele," dachte der Graf, „wenn Du wüßtest, daß Deines Papas „Rente" in dem Gelde besteht, das er sich zu Johannis als „Bruder" zusammenbettelt; daß alles, was er für Dich gethan hat, darin bestand, daß er Deinen Verwandten erlaubte, für Dich zu sorgen; daß niemand Dein Wappenschild annähme, auch die nicht einmal, die überhaupt gar keins haben!" Als der Graf ferner daran dachte, daß sie das doch einmal erfahren könnte, fühlte er, wie sich sein Herz mitleidig zusammenzog.

Diese Gedanken gingen dem Grafen durch den Kopf; er sagte aber nur: „Gewiß, mein Fräulein."

„Diejenigen, die nicht adlig sind," fuhr Alice fort, „behaupten wohl, der Adel sei zu nichts da, als um seine Träger hochmüthig zu machen. Sie irren aber. Das Bewußtsein, aus einer Familie entsprossen zu sein, deren Glieder durch so viele Jahrhunderte immer ehrenhaft handelten, gewährt eine kräftige Stütze. Ich kann mir nicht denken, daß zum Beispiel jemand, der Heinersdorf heißt, je unedel handeln könnte. Ich denke mir, daß schon unser Name hinreicht, um jede Versuchung von uns fern zu halten."

Dem Grafen war die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, unendlich peinlich. „Sie haben ganz recht, liebes Fräulein," sagte er rasch, „aber man muß den Werth der Famlientradition auch nicht überschätzen. Die Hauptsachen sind denn doch die persönlichen Eigenschaften des einzelnen. Wenn es Ihnen übrigens recht ist, so kehren wir jetzt um."

Auf dem Rückwege fragte der Graf nach Alices Schulfreundinnen, nach den Famlien, in denen sie verkehrt, endlich auch nach den jungen Leuten, mit denen sie getanzt hatte. „Ich muß doch herausbekommen," dachte er, „ob die Kleine schon verliebt ist." Seine freundliche Art bewirkte, daß Alice das Herz aufging. Sie erzählte lebhaft und gestikulirte dabei so sehr, daß sie fast vom Pferde gefallen wäre. Es war ihr eine Wohlthat, endlich wieder einmal so recht von der Leber weg plaudern zu können und sie fühlte sich dem Grafen gegenüber schon ganz vertraut. „Nein," dachte der Graf, „sie hat noch nie

geliebt; glücklich der Mann, für den einmal dieses Herz in Liebe erglühen wird."

Als sie im Schloßhofe vom Pferde stiegen, hatten beide das Gefühl, einen schönen Abend verlebt zu haben. Wir müssen recht oft spazieren reiten," sagte der Graf.

„An mir soll es nicht fehlen," lachte Alice.

Der Graf begab sich zu seiner Frau. Ihm war frisch und fröhlich zu Muthe, aber diese Stimmung verließ ihn, nachdem er eine Weile bei ihr zugebracht hatte. Frau Ina hatte vom Weinen geröthete Augen und verhielt sich, wie er fand, sehr theilnahmlos. Er sprach von diesem und jenem, aber sie ging auf kein Gespräch recht ein. Es war das ja natürlich, denn sie war krank, aber es war nicht gerade sehr unterhaltend. Der Graf verstummte endlich auch, und beide saßen schweigend neben einander. Der Graf war sehr müde, und im Zimmer war es sehr still, so sann er denn erst darüber nach, wovon er wohl seine Frau unterhalten könnte, dachte dann an das Gespräch mit Alice und an den alten Heinersdorf, und träumte endlich, daß er mit Alice nach Nowaja Derewnä (ein Ort bei Petersburg) ritt. Sie saß auf einem wunderschönen schneeweißen Zelter, und alle Spaziergänger blieben stehen und blickten ihr nach.

Plötzlich fuhr er zusammen und erwachte. Die Gräfin lag noch immer auf der Couchette und hatte die Augen geschlossen. Sie hatte, Gottlob, offenbar gar nicht bemerkt, daß er eingeschlafen war. Er erhob sich leise und ging auf den Zehen der Thüre zu. Dort wandte er sich noch einmal um und blickte zurück. Die Gräfin bewegte kein Glied.

Er ging hinaus.

Und doch hatte Frau Ina alles gesehen, ach, und wie gesehen! Georg schlief in ihrer Gesellschaft ein!

Der Graf war am folgenden Tage in Hallermünde und kehrte erst kurz vor Tisch nach Hause zurück. Er hatte dort endlich den längst erwarteten Boniteur vorgefunden und ihn — da der folgende Tag ein Sonntag war — mit nach Rotenhof genommen.

Herr Schwäberle war ein kleines altes Männchen mit kurzgeschnittenem grauem Haupthaar, das er von Zeit zu Zeit durch eine jähe Handbewegung aufwärts strich, einer ungeheuren Habichtsnase

und kleinen Aeuglein, die unter buschigen Augenbrauen gar klug und aufmerksam in die Welt blickten. Man schätzte den alten Mann, der schon lange im Lande war, eben so sehr um seiner Kenntnisse als um seines liebenswürdigen bescheidenen Wesens willen allgemein, und er konnte sicher sein, auf jedem Edelhof, den er betrat, stets willkommen geheißen zu werden.

Als die beiden durch den Hof fuhren, gewahrte der Graf, daß auf demselben ein Campbellshöfsches Reitpferd hin und her geführt wurde. „Ist der alte Herr gekommen?" rief er dem Reitknecht zu.

„Nein, der junge Herr," war die Antwort.

„Ah, Paul." Nun, der kam diesmal zur rechten Zeit. Der Graf wußte, wie sehr seine Frau an ihrem Bruder hing.

Als der Gast in sein Zimmer geführt worden war, eilte der Graf, die Geschwister aufzusuchen. Er war noch durch ein Zimmer von dem traulichen Raume getrennt, in welchem Frau Ina in gesunden Tagen einzelne liebe Gäste zu empfangen pflegte, als er eine sehr wohlklingende sonore Stimme mit ausgesprochenstem russischem Accent rufen hörte: „Was soll ich Dir sagen? Ich sage Dir, es war herrlich, wundervoll!"

Der Graf blieb unwillkürlich einen Augenblick stehen und lauschte lächelnd.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dem Baron bin, der mir den Urlaub verschaffte und wie ich voll Dankbarkeit gegen den Höchsten — natürlich — der mir Gesundheit verlieh und Kraft und Jugend — Jugend, Ina — Duschinka — diese herrliche Jugend — und wie ich Papa vergöttere, daß er mir das Geld gab und wie ich Mama anbete — ja wahrhaftig — tschestnoje blagorodnoje Slowo (auf adeliges Ehrenwort) anbete, daß sie auf mich verzichtete."

„Guten Tag, Paul!" sagte der Graf und trat ins Zimmer.

„Guten Morgen, Georg, mein lieber, lieber Georg!" Der Baron fiel dem Grafen um den Hals und küßte ihn erst auf die Wange und dann die üblichen drei Mal auf den Mund.

Der Baron war ein sehr schöner junger Mann, sehr lang, sehr schlank, sehr blond, mit ungemein edel geschnittenen Gesichtszügen. Er trug die Interimsuniform seines Regiments.

„Nun, wie verlief die Reise?"

„Was soll ich Dir sagen? Wenn ich sage unbeschreiblich herrlich, so ist das viel zu wenig."

„Das freut mich aufrichtig, aber bitte, nimm doch wieder Platz."

Der Baron nahm seinen Platz neben Frau Ina wieder ein, umschlang sie und küßte sie mehrere Mal. „Ich kann Dir nicht sagen, Duschinka, wie sehr ich mich darauf gefreut habe, Dich wieder zu sehen. Nein, wie wundervoll traulich ist es bei Euch — und Dich auch, mein Lieber. Bitte um etwas Feuer."

Der Baron hatte aus der hinteren Tasche seiner Uniform ein kleines silbernes Cigarrenetui hervorgeholt, setzte eine Cigarette in Brand und rauchte in jener schnellen hastigen Weise, wie man nur innerhalb der Grenzen des russischen Reiches raucht.

„Ich versichere Euch, es war wirklich süperbe. Wien — gut — ich bin verliebt in Wien. Ihr wißt, ich liebe Piter (Petersburg) über alles — und Paris — aber ich bin verliebt in Wien. Diese Fiacres, diese Kunstschätze, diese Kirchen! Und dann die Berge! Ich bitte Euch — die Alpen! Das ist — was soll ich sagen? Das ist gefrorener Granit! Zum Beispiel das Salzkammergut! Ischl — erbarmt Euch — oder Hallstadt — das ist nun schon gewiß ein Reiz!"

„Ja, es ist hübsch da. Warst Du auch auf dem Schafberge?"

„Wie denn — wie denn — Duschinka. Ich ritt in Gesellschaft von einem österreichischen Kameraden hinauf, dem Fürsten Felix Wolkenstein. Die österreichischen Kameraden waren sehr liebenswürdig — wenn man Offizier ist, findet man überall Bekanntschaft. Ich traf ihn ganz zufällig in St. Gilgen. Ich sehe, ich sehe — ein junger Mann mit Schnurrbärtchen und so eine gerade Haltung und ich denke — wo habe ich ihn schon gesehen? Da kommt er auf mich zu — wahrhaftig — ganz von selbst und fragt: Ich habe die Ehre, mit dem Baron Campbell zu sprechen? — und gibt mir seine Karte. Nun, natürlich, der bin ich. Also ich lese die Karte: Fürst Felix Wolkenstein. Also ich: ich bin sehr erfreut, mon prince, durch den Zufall."

„Hattet Ihr einen schönen Sonnenaufgang?"

„Herrlich, himmlisch! Was soll ich Dir sagen? Ganz wie auf einem Bilde von — na, wie heißt er gleich — von — Calame. Ich

bitte Euch — es war zum Beten! Ich zündete mir eine Cigarrette an — bitte um etwas Feuer — und dachte: wie groß ist der Höchste! Man hätte einen Nihilisten dort hinstellen müssen auf den Schafberg! Oder eine Nihilistin. Was die Canaille wohl gesagt hätte? Was meinst Du, Inachen, mein Seelchen?"

„Ich meine, daß Du Dich eines recht kräftigen Ausdrucks bedientest."

Der Baron lachte mit seinem sonoren wohlklingenden Lachen. „Was willst Du?" Wir Reiteroffiziere — hier ließ der Baron die Sporen klingen — nehmen es damit nicht so genau. Nicht wahr, Georg?"

„Hm — ja!"

„Ach es ist doch herrlich" — hier umfaßte der Baron mit beiden Armen die neben ihm Sitzenden und preßte die sich ein wenig Sträubenden an sich — „so jung zu sein und so kräftig zu sein und ein Reiteroffizier zu sein! Ach, ich bin so froh darüber, so froh!"

Der Diener meldete, daß angerichtet sei, und man ging zu Tisch. Während man sich in das Speisezimmer begab, preßte und küßte der Baron seine Schwester noch in einer Weise, daß ihr alle Glieder wehe thaten.

Der Baron wurde nun Alice vorgestellt und mit Herrn Schwäberle bekannt gemacht. Beide bekamen eine formelle Verbeugung.

In Rotenhof warteten die Diener nicht auf. Sie brachten, wenn nicht gerade zahlreicher Besuch da war, die Speisen nur herein, stellten sie vor die Hausfrau auf den Tisch und entfernten sich dann, um nicht durch ihre Gegenwart die Unterhaltung zu geniren.

„Entschuldigen Sie, daß ich nicht weiter reiche," sagte der Baron zu dem neben ihn sitzenden Herrn Schwäberle, indem er den Teller, den ihm seine Schwester reichte, vor sich hinstellte, „allein es wäre unhöflich gegen die Hausfrau."

Herr Schwäberle beantwortete diese Belehrung mit einem freundlichen Grinsen.

„Fräulein Heinersdorf," wandte der Baron sich nun an Alice, die er bisher in sehr ungenirter Weise durch sein Lorgnon angestarrt hatte, „es gibt auch eine altadelige Familie Ihres Namens."

„Das Fräulein gehört dieser Familie an, lieber Paul," sagte der Graf lächelnd.

Alice erröthete über und über. „Allerdings!" antwortete sie scharf.

Dieser fuhr zurück. „Ah so! Merci — Pardon, mein Fräulein!"

„Wann sagtest Du, kommen Papa und Mama?" fragte die Gräfin.

„Papa und Mama, wann sie kommen? Gleich nach Tisch. Weißt Du — ich bin kaum eine Stunde bei ihnen gewesen. Es war eine wunderbar herrliche Stunde, aber ich ließ gleich satteln, ich hatte solche Sehnsucht nach Dir. Was soll ich sagen — bis zum ‚ich kann nicht mehr'."

„Kamst Du über Berlin zurück?"

„Ich — nein, wahrhaftig nicht. Ich bitte Dich, was soll ich in Berlin? Berlin ist wie Moskau, das sind große Dörfer. Erbarmt Euch, was soll ich in Berlin?"

„Nun, darüber könnte Dich Dein Nachbar aufklären. Herr Schwäberle ist ein Berliner."

Der Baron fuhr wieder zurück und betrachtete jetzt seinen Nachbar eben so erstaunt, wie vorhin Alice. In beiden Fällen geberdete er sich wie ein Naturforscher, der ganz unerwartet auf eine neue und interessante Spezies gestoßen ist.

„Ah, Sie sind ein Berliner? Pardon, mein Herr, aber ich liebe Berlin nicht. Ich liebe Petersburg, ich liebe Paris, ich liebe Wien — aber ich liebe Berlin nicht. Wissen Sie, Berlin ist nicht mein Genre. Nein, auf Ehrenwort nicht. Aber Sie — Sie sind ein Berliner und Sie können jetzt auf dem Lande leben?"

„O, gewiß. Und ich fühle mich noch dazu sehr wohl dabei."

„Nicht möglich! Ich begreife Euch nicht, Ihr Herren. Ich versichere Euch, ich verstehe Euch nicht, Ina, Georg. Daß der arme Landedelmann auf dem Lande lebt — gut — ich begreife das — mon dieu, c'est son métier! — aber Ihr! Erbarmt Euch! Du Ina, ich will nichts sagen, Du bist bei Hofe gewesen in Stuttgart, nun das ist nichts, das ganze Königreich Würtemberg ist, glaube ich, nur ein Zehntel so groß wie das Gouvernement Kursk, aber Du,

Georg! Mein Gott, das muß ja ganz fürchterlich sein hier unter dem Landadel."

„Nun, Brüderchen, es ist nicht so schlimm. Verlaß Dich darauf, wir Landedelleute sind gar nicht solche Buschklepper, wie Du zu glauben scheinst."

„Ich bitte, ich bitte, ich nehme Euch aus, versteht sich, aber diese engen Begriffe, diese Vorurtheile! Zum Beispiel, ich fuhr in der Nacht mit einem Baron Wächter zusammen. Ein ganz vernünftiger Mann, ja sogar ein ganz kluger Mann. Kennt Petersburg, Paris, Wien — London sogar. Er kommt aus Dresden. Ich frage ihn, was er dort gemacht hat. Er hat seine Söhne dorthin gebracht. Ich bitte Euch, was hat ein Russe seine Söhne ins Ausland zu bringen? Da ist das Pagenkorps, da ist die Rechtsschule, wozu hat er sie nach Dresden zu bringen?"

„Er wird ihnen wohl eine deutsche Erziehung haben geben wollen."

„Das ist es eben. Das ist eben das Vorurtheil. Und er war sonst ein ganz verständiger Mann."

Es war die Zeit der schärfsten politischen und nationalen Gegensätze. Der Adel des Landes hatte sich mit steigendem Widerwillen durch die Regierung und eine einsichtsvolle Partei von Reform zu Reform drängen lassen und wollte nun durchaus nicht weiter; die rückläufige Bewegung der griechisch-orthodoxen Letten, die leidige Zeitungspolemik, die Bockschen Broschüren und die Adresse der livländischen Ritterschaft waren vorhergegangen. Alice hatte den Baron mit steigendem Unwillen betrachtet. Sie hatte gehofft, der Graf oder selbst die Gräfin würden gegen ihn auftreten, aber der erstere schwieg, weil er im concreten Falle wie sein Schwager dachte und die letztere, weil sie dem Bruder nicht gleich am ersten Tage widersprechen wollte.

Da lief Alice die Galle über. „Vielleicht hat der Herr deutschen Jünglingen auch eine deutsche Erziehung geben wollen, um zu verhüten, daß sie einst fahnenflüchtig werden," sagte sie.

Der Baron fuhr zurück, setzte sich sein Lorgnon wieder auf und zeigte Alice ein Gesicht, auf dem deutlich „Du Unverschämte" zu lesen stand. Er dachte das auch, begnügte sich aber mit einer Verbeugung und einem höhnischen: „Ich danke für die Belehrung."

Auf der Stirn der Gräfin zeigte sich ein leichtes Roth. „Fräulein Heinersdorf, bitte, binden Sie doch Erna die Serviette um," sagte sie.

Alice waren die Thränen nah, aber sie war doch mit sich zufrieden. Der Graf kam ihr zu Hilfe. „Da hast Du es," sagte er zu seinem Schwager. „Wer läßt Dich auch die leidige Politik in die Familie hineintragen. Erzähle uns lieber von Deinem Wien."

Der Baron ging auf den Vorschlag ein, er nahm sich aber vor, der „impertinenten kleinen Person" noch einmal den Standpunkt klar zu machen. Diese Rachepläne verhinderten ihn indessen nicht, wieder ganz der begeisterte deutsche Jüngling zu werden. Als, noch während man bei Tisch saß, eine wandernde Truppe Prager Musikanten vor dem Fenster eine Polka anstimmte, tanzte er sogar mit Erna und Eleonore und verfiel dadurch auf den Gedanken, seine Schwester darum zu bitten, daß sie für übermorgen ihm zu Ehren einen kleinen Ball arrangiren möge. Frau Ina wollte anfangs nicht recht daran, fügte sich aber endlich, die Prager wurden engagirt und in aller Eile und unter vielem Scherzen und Lachen eine Liste der Einzuladenden entworfen. Die alten Campbells fanden bereits ein fait accompli vor.

Als die Campbells am Abend aufbrachen, trat Baron Paul auf Herrn Schwäberle, der sich bis dahin in seiner bescheidenen Weise mit diesem oder jenem über landwirthschaftliche Dinge unterhalten hatte, zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Wenn ich Ihnen in Petersburg irgendwie gefällig sein kann, so wenden Sie sich nur an mich."

Der Alte blickte ihn verwundert an. „Ich danke Ihnen, Herr Baron, ich wüßte aber freilich nicht, in welcher Angelegenheit ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen könnte," erwiderte er.

Neuntes Kapitel.

Der Sonntagmorgen war köstlich, und der Graf schlug vor, zur Kirche zu fahren. Es war kein religiöses Bedürfniß, das ihn dazu veranlaßte, denn diese Seite seines Gemüthslebens war durch seine Erziehung und seine Lebensschicksale wenig entwickelt worden; er setzte

vielmehr voraus, in der Kirche einen benachbarten Gutsbesitzer zu finden, mit dem er wegen des Ankaufs von ein paar Pferden Rücksprache nehmen wollte. Die Gräfin erklärte, wegen der Vorbereitungen für das morgende Fest zurückbleiben zu müssen; die Kinder aber und Alice begrüßten den Vorschlag mit Jubel, erstere, weil sie sich auf die Fahrt freuten, letztere, weil sie das Bedürfniß hatte, wieder einmal einem Gottesdienst beizuwohnen. Aber sie hatte auch schon an der Fahrt ihre Freude. Der Graf kutschirte selbst und ließ die vier feurigen, zu zweien vor einander gespannten Rappen tüchtig ausgreifen, ein kühler Wind strich erfrischend über die Felder und Wiesen, und aus dem Walde drang der kräftige Harzgeruch der Kiefern herüber. Dazu lehnte es sich so behaglich in den blauseidenen Kissen der zurückgeschlagenen Kutsche, und die freudestrahlenden Augen der kleinen Mädchen ließen den Morgen noch froher erscheinen.

Der Graf wandte sich nach dem Wagen um. „Wie bist Du doch so schön, Du weite, weite Welt!“ rief er.

Alice nickte, der Graf ließ die lange Peitsche lustig knallen.

„Fräulein Heinersdorf, sind Sie ängstlich?“

„Nein, Herr Graf.“

„Darf ich etwas Zigeuner spielen?“

Alice war sehr ängstlich, aber sie hätte das um alles in der Welt nicht verrathen. Sie nickte, die kleinen Mädchen klatschten erst in die Hände und hielten sich dann fest an die Wagenlehnen. Der Graf sah sich noch einmal um und pfiff dann. Die Pferde griffen aus und jagten in rasendem Galopp den Weg entlang, der über ein leise gewelltes Terrain führte. Der Graf blickte von Zeit zu Zeit lächelnd nach Alice zurück, aber sie sah ihn muthig an. Sie war zu ihrer eigenen Verwunderung wirklich nicht ängstlich, es erschien ihr ganz unmöglich, daß, wenn der Graf die Zügel führte, ein Unglück geschah.

Als die Kirche in Sicht war, zügelte der Graf die Pferde und ließ sie zur Erholung in leichtem Trab gehen. Alice gefiel ihm mehr und mehr. „Ein allerliebstes Mädchen!“ dachte er.

Es war ihm fast ein Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit wie ein Knabe auszutollen, und er hatte es oft genug peinlich empfunden,

daß seine Frau für dergleichen Extravaganzen keinerlei Verständniß hatte. Sie hätte eine solche „Zigeunerfahrt" nie geduldet; da war es ihm denn doppelt lieb, für solche Fälle eine Gefährtin zu haben.

Die Predigt war nicht weit her. Der Pastor, ein noch junger, sehr schöner Mann, sprach frei — worauf er sehr stolz war — bewegte sich aber lediglich im hergebrachten Geleise und wälzte mit großem Eifer — er schlug von Zeit zu Zeit sogar mit der Faust auf die Kanzel — die üblichen Phrasen immer wieder hin und her. Von Selbsterfahrenem, von eigenen Gedanken trat nichts zu Tage, was insofern nicht Wunder nehmen konnte, als der Pastor sein Amt wesentlich von der wirthschaftlichen Seite auffaßte. Er war eine Reihe von Jahren Hauslehrer in adeligen Häusern gewesen und hatte die Manieren und Passionen des Adels angenommen, war ein leidenschaftlicher Jäger, ein muthiger Reiter und ein tüchtiger Landwirth geworden. Er wurde übrigens der formalen Seite seines Amts vollständig gerecht und erregte nach keiner Seite hin ein Aergerniß; die Bauern waren vielmehr mit ihm sehr zufrieden, sie behaupteten, er habe „eine Stimme wie ein Stier" — was in ihrem Munde ein hohes Lob war — „und sei ein guter Wirth".

Als der Graf sich nach Schluß des Gottesdienstes unter den aus der Kirche Tretenden nach dem gesuchten Nachbar umsah — Alice wurde unterdessen von einigen Damen aus der Nachbarschaft freundlich angeredet — schlug ihm jemand kräftig auf die Schulter. Er wandte sich um und erkannte seinen Onkel, einen hageren alten Herrn mit einem langen schneeweißen Schnurrbart, der als verabschiedeter Gardemajor auf einem benachbarten kleinen, aber vortrefflich bewirthschafteten Gute saß.

„Guten Morgen, Oheim," sagte er und schüttelte dem alten Herrn die Hand, „ich hoffe, Du ißt mit uns einen Teller Suppe."

„Soll mir recht sein, Georg; aber sag doch, wer ist denn die kleine Polin, die mit Deinen Kindern hereinkam? Das ist ja ein reizendes Frauenzimmerchen! Wie kommt Ihr zu ihr?"

„Es ist unsere Gouvernante, ein Fräulein Heinersdorf."

Der Baron schüttelte nachdenklich den Kopf: „Ein allerliebstes Kindchen, Georg, ein allerliebstes Kindchen."

„Nun, Du kannst Dich ja heute den ganzen Tag über an seinem Anblick erfreuen. Pardon — einen Augenblick."

Der Graf trat auf den aus der Kirche tretenden Pastor zu. „Kommen Sie mit, Pastor, speisen Sie bei uns," sagte er. „Ihre Frau Gemahlin ist ja nun wohl schon über die gefährlichen Wochen hinweg."

„Danke, Herr Graf, gern. Aber sagen Sie doch um des Himmels willen, wer ist die junge Dame, die mit Ihren kleinen Mädchen in die Kirche trat? Das ist ja ein reizendes junges Mädchen!"

„Unsere Gouvernante, ein Fräulein Heinersdorf. — Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen meinen Onkel, Herrn von Dittershagen, vorstelle. Unser lieber Freund, Herr Pastor Jong!"

Alice verbeugte sich und gerieth, während sie vor dem Wagen stand, mit den beiden Herren in ein Gespräch. Als der Graf den Nachbaren gesprochen hatte und zum Wagen zurückkehrte, fand er, daß die Gruppe sich noch um einige Herren vermehrt hatte. „Wo Honig ist, fliegen die Bienen aus und ein," dachte er.

„Sie sind eine Heinersdorf, mein Fräulein," begann der Pastor auf der Rückfahrt, „da bin ich erfreut, mich Ihnen als einen Vetter im so und so vielten Grade vorstellen zu können."

Alice blickte ihn verwundert an. „Inwiefern?" fragte sie.

„Meine Ururgroßmutter war eine Heinersdorf," fuhr der Pastor fort, „Maria Agathe Anna Heinersdorf aus dem Hause Sixeln."

Der Baron, der neben Alice saß — der Pastor saß ihr gegenüber zwischen den kleinen Mädchen — warf dem Grafen einen schalkhaften Blick zu. Dieser ließ nämlich, um sich am Gespräch betheiligen zu können, den Kutscher fahren und hatte sich halb umgewendet.

„Unser gemeinsamer Ururgroßvater besaß nämlich Sixeln und Irbitten. Er war mit einer Barbara Blücher aus dem Hause Tschikstein vermählt."

„Weißt Du, Georg, daß Du auch mit Fräulein Heinersdorf verwandt bist?" fragte der Baron.

„Nein, aber ich freue mich, daß Deine Worte mir eine Aussicht auf ein solches Verhältniß zu eröffnen scheinen."

„Gewiß, wenn der Verwandtschaftsgrad sich auch nicht ganz leicht

in Worten ausdrücken läßt. Jürgen Polderkamp nämlich, der von 1315—46 mein Kowrischken besaß, war mit einer Meyken Heinersdorf vermählt."

Der Graf zog den Hut. „Ich grüße Sie, Cousine!" sagte er lachend.

Die neu entdeckten Verwandtschaftsgrade — es erwies sich, daß auch der Baron unter seinen weiblichen Ahnen eine Heinersdorf zählte — gaben nun zu zahlreichen Scherzen Veranlassung. Diese setzten sich auch noch bei Tisch fort, die Kinder griffen sie auf und Alice wurde nun von allen „liebe Cousine" oder „Fräulein Cousine" genannt. Nur die Gräfin betheiligte sich mit keinem Wort an diesem Scherz und bewirkte dadurch, daß Alice, welche ihr Schweigen weit früher bemerkte als die Herren, denselben äußerst peinlich empfand.

Der Pastor war aber nicht leicht von einem Thema abzubringen, bei dem Ahnen ins Spiel kamen. „Sie müssen nämlich wissen, mein Fräulein," sagte er, „daß meine Familie ursprünglich auch von Adel ist und zwar von uraltem Adel, wenn auch der Nachweis darüber sich nicht mehr führen läßt. Mein Vater hatte aber noch einen Brief aus dem vierzehnten Jahrhundert, einen Brief von einem meiner Ahnen. Ich habe die Urkunde selbst gesehen, sie ist aber, als das Pastorat meines Vaters in Feuer aufging, verbrannt. Diese Urkunde war von einem de Jonge op dem Hamme ausgestellt und zeigte dasselbe Siegel, wie es die Op dem Hamme, die ohne Zweifel nur ein anderer Zweig unserer Familie sind, noch heute führen. Mein Vater besaß ferner ein Dutzend Löffel, die mit demselben Wappen gezeichnet waren."

Die beiden anderen Herren tauschten wieder einen verständnißvollen Blick aus und bemühten sich dann, den Pastor von seinem Lieblingsthema abzubringen. „Sie waren während der Woche in Riga, Herr Pastor, gibt es nichts Neues?"

„Das weiß ich wirklich nicht, Herr von Dittershagen; ich kann das Krämernest in den Tod nicht leiden und bin froh, wenn ich wieder fort kann."

„Nun, nun, Herr Pastor, da leben doch auch ganz brave Leute."

„Mag sein, Herr von Dittershagen, mag sein; aber ich liebe diese aufgeblasenen Pfefferſäcke nicht."

„Aber, Pastor, es muß doch auch Kaufleute geben."

„Gewiß, Herr Graf, was muß es nicht alles für Leute geben! Man muß nur nicht verlangen, daß unsereiner besondere Sympathien für sie hat. In meinen Augen bleibt Schacher — Schacher, ob es sich nun um Millionen handelt oder um zwanzig Kopeken. Ein edel gearteter Mann wird sich nie dabei wohl fühlen, sein ganzes Leben hindurch nichts zu thun, als zu erwerben."

Darüber entspann sich nun eine lebhafte Debatte. Die beiden Herren und Herr Schwäberle vertheidigten Handel und Industrie; der Pastor aber blieb dabei, daß es von einer niedrigen Gesinnung zeuge, nichts anderes zu thun, als zu erwerben.

Als die Gräfin die Tafel aufhob, empfahl sich der Pastor und fuhr nach Hause. „Er wolle seine Frau doch noch nicht so lange allein lassen," sagte er. Herr Schwäberle unternahm einen Spaziergang und Alice zog sich auf ihr Zimmer zurück, um den schönen Tag in der Stille in sich ausklingen zu lassen. Ihr war so unendlich wohl, sie fühlte sich in so freudig erregter Stimmung — sie wußte selbst nicht warum.

Unten saßen die drei auf der kleinen Veranda zusammen.

„So sind diese Literaten," sagte der Baron und wickelte sich nach seiner Gewohnheit die Enden seines langen Schnurrbarts um den Zeigefinger, „so sind sie. Wenn es sich um die Erwerbung von Rechten handelt, dann sind sie die Bürgerlichen, und doch verachten sie, was den eigentlichen Bürger macht — Handel und Gewerbe — so sehr wie nur der verſimpeltste Landjunker, und bietet sich ihnen auch nur ein Fetzen von einem Rittermantel, so greifen sie gewiß mit beiden Händen zu, sie, die doch gelegentlich so auf die hohle Trommel ihres Bürgerthums zu pochen wissen."

„Was ist denn eigentlich an dieser Urkunde und den Löffeln daran?" fragte die Gräfin.

„Das will ich Ihnen sagen, Cousine," erwiderte der Baron. „Ich habe diese ganze Jongsche Adelslegende vor meinen Augen entstehen sehen. Der Vater des Pastors, mein Schulkamerad, war noch

ein einfacher Jong. Er hatte von früh auf viel Interesse für Geschichte und interessirte sich daher auch für die Vergangenheit seiner Familie, was ja auch ganz in der Ordnung ist. In dieser, einer guten alten Pastorenfamilie, befand sich unter anderen Familienstücken auch ein Dutzend Löffel mit dem Wappen der Op dem Hamme. Wie die dahin gekommen waren, weiß ich nicht; wahrscheinlich hat sie irgend ein Op dem Hamme irgend einem Jong zum Geschenk gemacht. Nun spielte der Zufall meinem Jong eine Urkunde — einen Brief, glaube ich — in die Hand, der unterzeichnet war: Klaus, de Jonge op dem Hamme. Der Schreiber hatte wohl so gezeichnet, weil es damals noch einen älteren Klaus op dem Hamme gab. Diese Urkunde und die Löffel genügten nun, um die Familie de Jonge op dem Hamme ins Leben zu rufen. Alles Auslachen half nichts, und jetzt hat der junge Pastor schon eine Familientradition für sich. Die Urkunde und die Löffel sind verbrannt; aber ein Petschaft, das angeblich aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, in Wahrheit aber, wie ich bestimmt weiß, Anno 1837 nach einem der Löffel von Isaaksohn in Mitau geschnitten wurde, hat sich erhalten und wird forterben."

„Wie hat denn aber eine Heinersdorf einen Jong geheirathet?"

„Beste Cousine, die Heinersdorf werden wohl damals schon eben so heruntergekommen gewesen sein wie jetzt; das junge Mädchen wird schon passirt und in Folge dessen froh gewesen sein, wenigstens einen angesehenen Pastor heirathen zu können."

Das Gespräch wandte sich jetzt landwirthschaftlichen Fragen zu. Die Gräfin saß still dabei und sann über einen wichtigen Entschluß nach. Sie nahm sich vor, sobald das Fest vorüber war, mit ihrem Manne ein ernstes und entscheidendes Wort zu sprechen und ihm mitzutheilen, daß sie der Heinersdorf kündigen würde. Hätte es sich nur um sie gehandelt, um ihre eifersüchtigen Ahnungen, so wäre sie zu stolz gewesen, um äußerlich auch nur eine Miene zu verziehen; die Heinersdorf war ja aber auch als Gouvernante völlig untüchtig, und sie mußte daher um ihrer Kinder willen handeln. Jeder Tag aber, der ohne Entscheidung vorüberging, machte — das erkannte die Gräfin nur zu klar — die Lösung des Verhältnisses schwieriger und

peinlicher. Sie mußte handeln und zwar rasch — das war ihre Pflicht als Mutter, und neben dieser hatten alle anderen Rücksichten zu schweigen.

* * *

Die Einladung zu einem „gemüthlichen Abend mit Tanz" hatte den Adel der Nachbarschaft in einem Umkreise von fünf Meilen alarmirt. Eine Gesellschaft in Rotenhof war Jedermann willkommen, denn es gab einmal keine liebenswürdigeren Wirthe als die Rotenhöfschen, und es gab zweitens in der ganzen Oberhauptmannschaft kein Haus, in dem auf so großem Fuße gelebt wurde. Eingefleischte Landeskinder, die an den sparsamen Gewohnheiten der Väter festhielten, schüttelten zwar zu letzterem Umstande den Kopf, waren aber doch geneigt, ihn mit dem großen Reichthum der Gräfin — der von einer Großtante mit Uebergehung ihrer Eltern ein sehr bedeutendes Vermögen testamentarisch hinterlassen war — und mit ihrer Eigenschaft als Fremde — stammte sie doch von jenseits des Stromes — zu entschuldigen. „Was wollt Ihr," pflegte der Herr von Dittershagen zu sagen, „bei uns sehen die Edelhöfe einfach, die Bauernhöfe aber stattlich aus, während bei jenen drüben der Edelmann im Schloß und der Bauer in der Hütte lebt. Jeder hat seine Art Stolz, und der unsrige scheint mir nicht der schlechtere zu sein."

Am Nachmittag hielt ein Wagen nach dem anderen auf dem Hof, Gefährte jeder Art, von der direkt aus Paris oder Berlin importirten Kutsche bis zum sogenannten Jagdwagen herab. Auch die Insassen waren sehr verschieden. Neben dem geschniegelten und gebügelten Gecken, der wenn auch nicht die Pariser Salons, so doch die Pariser Kaffees aus eigener Anschauung kannte, und dem gebildeten Großgrundbesitzer erschien der derbe Landjunker, das Gesicht voller Heidelberger oder Jenaer Narben, oder auch der Landwirth und Kraftmensch, der grundsätzlich noch ungebildeter that, als er schon war, weil er so doch wenigstens eine gewisse Rolle spielen konnte. Neben der vollendeten Frau von Welt, die irgendwo in Deutschland „bei Hofe" vorgestellt worden war, und der ästhetisch gebildeten jungen Dame trat die derbe ländliche Hausfrau ein, „die sich den Kukuk daraus machte, was man von ihr sagte," und das liebliche Landmädchen voll

natürlicher unbewußter Anmuth. Da paradirten Frack und Ballrobe neben dem bescheidenen hellgrauen Sommerröckchen und dem luftigen Mousselinkleidchen. Im allgemeinen gehörten die ersteren auf das andere Ufer, die letzteren auf dieses. Im übrigen wogte alles frei und unbefangen durcheinander. Einen Unterschied des Besitzes erkannte diese Gesellschaft nicht an, nur einen Unterschied der Geburt, und in dieser Beziehung war man unter sich.

Alice war anfangs ihrer Toilette wegen in großer Sorge gewesen; aber sie entdeckte bald, daß einige der jüngeren Mädchen in dieser Beziehung eben so bescheiden ausgestattet waren wie sie, und schwamm nun lustig im Strome.

Paul Campbell war in Galauniform erschienen und erregte allgemeines Aufsehen. Die Männer verhielten sich zwar zurückhaltend; weibliche Gemüther sind aber trotz aller nationalen Antipathien dem Reiz, den eine schmucke Uniform ausübt, immerhin zugänglich, zumal wenn diese von einem so schönen Jüngling getragen wird, wie Paul Campbell einer war. Der Baron war mit seinen Erfolgen sehr zufrieden und wurde daher immer liebenswürdiger, was sich bei ihm in der Form eines erstaunlich kindlichen Wesens äußerte. Nur eine Dame hatte keinen Blick für ihn, aber auch nicht einen einzigen, und diese Dame war — die Gouvernante seiner Schwester, jene Kleine, die ihm neulich so impertinent begegnet war. Diese Wahrnehmung verdroß den Baron, denn wenn man Erfolge hat, will man sie gern vollständig haben, und die Schuldige war überdies so liebreizend, daß sie mehr als jede andere Dame umschwärmt wurde. Der Baron nahm sich daher vor, dem jungen Mädchen irgendwie sein Mißfallen zu erkennen zu geben.

Man war allgemein der Ansicht, daß — wenn man die Hausfrau, die nicht mittanzte, ausnahm — der Preis höchster Schönheit einer jungen Wittwe, einer Gräfin Märzenroth zukam, einer majestätischen Erscheinung, die von Kraft und Gesundheit strotzte. Die Dame hatte während ihrer Ehe in den vornehmen Kreisen Petersburgs gelebt, hatte die Manieren der großen Welt und den Anstand einer Fürstin. Sie galt für unermeßlich reich und für sehr liebenswürdig. In eingeweihten Kreisen glaubte man annehmen zu dürfen, daß man in ihr die künftige Baronin Campbell zu sehen habe.

Als die Musik eine Aufforderung zur Française spielte, ging der Baron auf die Gräfin zu, um sie zu engagiren, gewahrte aber zu seinem Verdruß, daß ein anderer Herr bereits an sie herangetreten war und blieb daher stehen. Er ließ seine Blicke prüfend über die jungen Mädchen schweifen und kam merkwürdigerweise und zu seinem eigenen Erstaunen auf den Gedanken, glühende Kohlen auf Alicens Haupt zu sammeln und mit ihr zu tanzen. „Ich muß diese kleine kühle Nixe doch warm machen," dachte er.

Alice war noch nicht engagirt. Da sich die jungen Leute so viel um sie bewegten, so hatte ein jeder geglaubt, sie habe ihren Tanz doch schon vergeben und so geschah es, daß, als der Baron sie jetzt mit einem malitiösen Lächeln auf den Lippen um einen Tanz bat, sie, so leid es ihr auch that, doch nicht nein zu sagen wagte. „Was will er nur?" dachte sie unwillig.

Der Baron trat zurück und mischte sich wieder unter die hin- und herwogenden Herren. „Herr Baron," rief der Herr von der Mark, der die Rolle eines maître de plaisir übernommen hatte, indem er rasch an dem Baron vorüberschritt, „sind sie noch frei?"

„Warum fragen Sie darnach?"

„Die Gräfin Märzenroth hat noch keinen Cavalier," war die Antwort. „Wir glaubten alle, sie sei schon engagirt, und jetzt hat Jedermann seine Dame. Was fange ich nur an?"

„Bitte, ich bin noch frei," sagte der Baron, schritt auf die Gräfin zu und bat sie um den Tanz. Die Gräfin sagte zu.

Mittlerweile begannen die Paare ihre Plätze einzunehmen, und eine rasch gewonnene Freundin nach der anderen wurde von Alicens Seite weggeholt. „Wo bleibt nur der herrliche Jüngling?" dachte sie und blickte nach der andern Seite des Saales, wo der Baron neben der Gräfin stand. Aber was war das? Da nahm er ja mit der Gräfin einen Platz ein, und zwar so, daß er Alice gerade gegenüber stand und sein Vis-à-vis dicht vor ihr Platz nahm. Das war offenbar eine absichtliche Demüthigung.

Alice stieg das Blut heiß zum Kopf. „Der Freche!" dachte sie, „wenn ich ein Mann wäre!" Sie erhob sich rasch und suchte unbemerkt aus dem Saal zu kommen. Als sie die Thüre erreicht hatte,

stand die Gräfin in derselben und blickte sie lächelnd an. Die Gräfin lächelte, weil sie glaubte, irgend ein unbedeutender Zwist habe Alice in solche Aufregung versetzt — der Graf hatte sich den ganzen Abend über gar nicht um Alice gekümmert, und die Gräfin empfand daher ihr gegenüber augenblicklich verhältnißmäßig ruhig — Alice aber glaubte, daß es sich um ein Komplot von Bruder und Schwester handele und eilte tödtlich beleidigt auf ihr Zimmer. Hier schloß sie sich ein und weinte bitterlich, während die aus den offenen Fenstern des Saales hervordringenden Töne der Tanzmusik lustig zu ihr emporklangen.

Der Graf vermißte sie zuerst. Er hatte sich nicht um sie gekümmert, weil er bemerkt hatte, wie großen Beifall sie fand und hatte sich daher ganz seinen Pflichten als Wirth gewidmet. Er tanzte mit einem älteren Mädchen, mit einem unendlich langen verwaschenen Gesicht und langen fahlgelben Locken, weil er glaubte, dasselbe würde möglicherweise keinen Tänzer finden. Als er sich nun vergeblich nach Alice umsah, ahnte er, daß sie von irgend welcher Seite her beleidigt worden sei. Er benutzte daher eine Pause zwischen den Touren, entschuldigte sich bei seiner Tänzerin und eilte auf seine Frau zu, die neben der Ausgangsthüre Platz genommen hatte. „Wo ist Fräulein Heinersdorf?" fragte er.

„Ah!" dachte die Gräfin, „also doch. Und der Zwist hat wohl gar zwischen den beiden stattgefunden!" Ihr stand das Herz still vor innerer Aufregung, sie blieb aber scheinbar ganz ruhig, blickte gleichmüthig vor sich hin, als ob ihr Gemahl aus Luft wäre und sie durch ihn hindurch sähe und erwiderte kalt: „Wie soll ich das wissen, Georg. Ich bin ja nicht die Gouvernante unserer Gouvernante."

Der Graf blickte seine Frau zornig an — seit zehn Jahren zum ersten Male — und eilte dann rasch an ihr vorüber. Er erreichte die Vorhalle, sprang die Treppe hinauf und klopfte an Alicens Thür.

Keine Antwort.

Der Graf klopfte noch einmal, klopfte zum dritten Mal — keine Antwort. „Pardon, mein Fräulein," sagte er laut, „darf ich Sie für einen Augenblick sprechen?" Es erfolgte wiederum keine Antwort. Alice hatte ihren Kopf in das Kissen des Sophas vergraben und

schluchzte still in dasselbe hinein. Sie war dem Grafen unendlich dankbar für sein Kommen, sie hatte es auch mit Bestimmtheit erwartet, aber sie hätte ihm um keinen Preis öffnen mögen. Sollte sie sein eigenes Weib bei ihm verklagen? Nein, sie wollte noch morgen der Gräfin das Verhältniß aufsagen, wollte fortgehen, fortgehen auch von ihm; aber er sollte durch sie keine unangenehme Stunde haben.

Der Graf wartete noch ein paar Augenblicke, versuchte die Thür zu öffnen, und stieg, als er sah, daß dieselbe verschlossen war, die Treppe wieder hinab. Unten begegnete ihm Lottchen. „Wo ist das gnädige Fräulein?“ fragte er.

„Das gnädige Fräulein muß auf seinem Zimmer sein,“ war die Antwort; „ich sah es vor zehn Minuten hinein gehen.“

Als der Graf an seiner Frau vorüber ging, fragte diese spöttisch: „Nun, bist Du über das Schicksal Deines Lieblings beruhigt?“

Die Gräfin fühlte sehr wohl, wie unschön, wie unedel diese Worte waren, aber sie konnte nicht anders, sie erstickte sonst.

Der Graf blickte seine Frau finster an, ging aber, ohne zu antworten, weiter. „Wurde je ein unschuldiges liebenswürdiges Geschöpf mit unverdienterer Abneigung behandelt!“ dachte er.

„Wo ist Fräulein Heinersdorf?“ fragte man jetzt von verschiedenen Seiten. Der Graf entschuldigte Alice mit einem plötzlichen Unwohlsein.

Das Fest nahm seinen Fortgang und verlief nach Aussage aller Betheiligten glänzend. Der Wirth und die Wirthin waren liebenswürdig wie immer, aber man fand, daß sie heute ein wenig schweigsamer waren als sonst. Der Graf mußte stets daran denken, was wohl Alice begegnet sein könne und die Gräfin — die Gräfin war sehr unglücklich.

Alice hatte die ganze Nacht hindurch darüber nachgedacht, was sie zu thun habe. Sollte sie ihre Stellung sofort aufgeben? Das hieß sich trennen von den ihr schon lieb gewordenen Kindern, das hieß auf die Möglichkeit verzichten, ihren Vater unterstützen zu können. Auf der andern Seite war ihr durch den Bruder der Hausfrau und, wie sie fest glaubte, indirekt durch diese selbst eine unerhörte Beleidigung zugefügt worden. Handelte sie nicht auch im Sinne ihres Vaters, ihres so stolzen Vaters, wenn sie — eine Heinersdorf —

sich solche Dinge nicht gefallen ließ? Und wer waren denn diese Campbells, die so gegen eine Heinersdorf zu verfahren wagten? Hergelaufene Schotten, die seit kaum zweihundert Jahren im Lande waren.

Ach, hätte sie nur den Grafen um Rath fragen können! Und doch, es wäre unnütz gewesen, ihn zu fragen, er konnte ja nur sagen: „Wirf den Leuten den Mammon, um den sie Dich gekauft zu haben wähnen, vor die Füße und geh davon!"

Alice nahm die Photographie ihres Vaters von der Wand und betrachtete sie traurig, während heiße Thränen über ihre Wangen herabliefen. Für sie war dieses magere geierartige Gesicht mit dem hungrigen Ausdruck das Antlitz des liebsten Menschen, den sie — wie sie glaubte — in der Welt hatte. „Mein armes Väterchen," schluchzte sie, „so ist es nichts mit den zweihundert Rubeln, so muß ich wieder zurück zu Dir und Dein spärliches Mahl noch verkürzen. Und doch — ich handele in Deinem Sinn, ich handele, wie eine Heinersdorf einzig und allein handeln darf."

Als der Jubel unten allmählich verrauscht war und dann die Strahlen der aufgehenden Sonne die Gipfel der Bäume mit rothem Licht übergossen, wurde es still in ihrer Seele. Alice trat an das Fenster und blickte hinüber nach dem Strom, der klar und ungetrübt dahinfloß. So klar und ungetrübt war auch das Wappen der Heinersdorf. Alice machte sich daran, ihre bescheidene Habe zu packen.

Die Gräfin saß allein beim Kaffee, als Alice eintrat. Sie blickte verwundert auf die verweinten Augen und das verstörte Aussehen des jungen Mädchens, schwieg aber und sah sie erwartungsvoll an. Alice trat dicht an sie heran, ergriff mit der Rechten die hohe Lehne eines Stuhles, wie um sich daran zu halten, und sagte mit einer Stimme, die ihr selbst wie die eines anderen klang, die aber laut und deutlich war:

„Ich komme zu Ihnen, gnädige Frau, um mich von Ihnen zu verabschieden. Ich bin gestern Abend von Ihrem Herrn Bruder in einer Weise beleidigt worden, die es mir unmöglich macht, länger in Ihrem Hause zu verweilen. Ich darf Sie wohl bitten, mich nach Campbellshof zu schicken."

Die Gräfin blickte sie in sprachlosem Erstaunen an. „Von meinem Bruder sind Sie beleidigt worden? Von meinem Bruder Paul?"

Alice neigte bejahend das Haupt.

„Aber wodurch denn um alles in der Welt?"

Alice erzählte kurz den Hergang.

Frau Ina erhob sich rasch und reichte Alice die Hand hin. „Fräulein Heinersdorf," sagte sie in einem Tone, der keinen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit zuließ, „ich weiß noch nicht, wodurch dieses Mißverständniß entstanden ist, aber ich kann Ihnen auf das bestimmteste versichern, daß ein solches vorliegt. Mein Bruder ist völlig unfähig, eine Dame zu beleidigen, aber selbst ein schlechterer Mann würde es niemals wagen, in unserem Hause einer solchen zu nahe zu treten."

Alice war überwunden, sie hatte der Gräfin doch unrecht gethan. „Entschuldigen Sie," stotterte sie.

„Ich habe nichts zu entschuldigen, mein Fräulein. Im Gegentheil, ich danke Ihnen dafür, daß Sie so offen zu mir kamen. Mein Bruder schläft noch, aber ich werde ihn sogleich wecken lassen, und er wird das Mißverständniß sofort aufklären."

Frau Ina sprach, wie sie dachte. Alle eifersüchtigen Regungen waren in diesem Augenblick vor dem Wunsche, ihren Bruder von einem so häßlichen Verdachte zu reinigen, zurückgetreten. Sie schellte und befahl dem Diener, den Baron zu wecken und ihn zu bitten, sich für einen Augenblick herunter zu bemühen.

Alice wußte nicht, was sie thun sollte. So peinlich ihr eine solche Aussprache auch sein mußte, so fühlte sie doch, daß sie ihr nicht aus dem Wege gehen konnte.

Frau Ina kreuzte die Arme über die Brust und ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder. „Nein, mein Fräulein," sagte sie, indem sie wieder auf Alice zutrat und ihre Hand ergriff, „bleiben Sie bei uns, vor solchen Erlebnissen sind Sie bei uns geschützt."

Im Nebenzimmer wurde der rasche Tritt des Grafen laut, und gleich darauf trat er in das Zimmer, blieb aber an der Thüre stehen und blickte verwundert auf die Frauen. Bei seinem Anblick regten sich in der Gräfin wieder die alten Gefühle, aber sie hielt sie nieder. „Lieber Georg," sagte sie, „hilf auch Du mir ein Mißverständniß aufklären. Fräulein Heinersdorf glaubt, daß Paul sie erst zur Française engagirt und dann absichtlich doch mit der Gräfin Märzen-

roth getanzt habe. Fräulein Heinersdorf will sogar in Folge dessen unser Haus verlassen. Sage auch Du dem Fräulein, daß hier ein Mißverständniß vorliegen müsse."

„Ohne Zweifel, mein Fräulein," erwiderte der Graf, „und ich bin überzeugt, daß mein Schwager, sobald er Kenntniß von demselben erhält, sich beeilen wird, es, so viel an ihm liegt, wieder gut zu machen."

Der Graf wandte sich um und verließ das Zimmer. „Ich habe Paul schon bitten lassen, zu uns zu kommen," rief ihm die Gräfin nach.

„Danke!" erwiderte er, ging aber weiter. Er traute seinem Schwager, den er weder liebte noch besonders hochstellte, ein solches Stücklein wohl zu, aber er wollte um Alicens und seiner Frau willen jede Scene vermeiden.

Als er in das Zimmer des Barons trat, war dieser eben damit beschäftigt, sich mit zwei Bürsten den Kopf zu kämmen. „Was will Ina nur," fragte er, nachdem er dem Grafen die Hand gedrückt hatte, „daß sie mich schon um neun Uhr wecken läßt? Man ist doch müde — ich bitte Dich."

Der Graf nahm auf dem Sopha Platz und setzte eine Cigarette in Brand.

„Unten ist ein Mißverständniß zu Tage getreten," begann er, „ein komisches, aber doch auch fatales Mißverständniß. Fräulein Heinersdorf bildet sich nämlich ein, daß Du sie absichtlich erst zum Tanz engagirt und dann sitzen gelassen habest."

Der Baron stand vor dem Spiegel und betrachtete vermittelst eines Handspiegels seinen Hinterkopf. Er machte bei den Worten seines Schwagers eine Bewegung, als ob er sich nach diesem umwenden wolle, blieb aber in seiner Stellung. Der Graf, der ihn scharf beobachtete, bemerkte, daß er erröthete. „Es liegt, wie gesagt, ein Mißverständniß vor," fuhr er fort. „Du hattest ohne Zweifel vergessen, daß Du schon engagirt hattest, und als es Dir einfiel und Du Dein Versehen gut machen wolltest, war die junge Dame schon fort und Du suchtest vergeblich nach ihr! Es wird Dir lieb sein, Deine Entschuldigung jetzt endlich anbringen zu können. Wir unsererseits haben der Dame schon versichert, daß Du völlig unfähig wärest, in dieser Weise gegen ein junges Mädchen zu handeln."

Der Baron dachte einen Augenblick daran, sich zu wehren, aber die Worte seines Schwagers waren in einem so energischen Tone ausgesprochen worden, daß er es vorzog, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Natürlich," sagte er, indem er den Spiegel fortlegte und ohne sich umzusehen, an seiner Binde rückte. „Ich bitte Dich, man kann vergessen, daß man schon engagirt hat. Ich habe im vorigen Winter bei Rottenkampfs — weißt Du, bei Leonti Feodorowitsch — mit der Komtesse Ida Mazurka getanzt und ich hatte vorher die kleine Ruschejew engagirt. Was soll man dazu sagen — man muß seine Entschuldigung machen."

Der Graf streifte das Feuer seiner Cigarette in den Aschenbecher, zerstampfte es mit dem Rest derselben und erhob sich. „Also Du kommst," sagte er.

„Natürlich. Aber sage doch noch, ich bitte — wie erfuhrt Ihr von der Sache?"

Der Baron fuhr, während er diese Frage that, mit der Rechten in den Aermel seiner Uniform, und wandte dem Grafen den Rücken zu.

„Fräulein Heinersdorf wollte in Folge des Mißverständisses sofort unser Haus verlassen."

„Aber erbarme Dich — ich bitte Dich — ich komme sofort," rief der Baron und zog die Uniform vollends an. — „Sind die Leute hier aber kitzelig," dachte er.

Alice hatte gefürchtet, daß die Scene sehr peinlich werden würde, ihre Besorgniß war aber unbegründet gewesen. Der Baron trat mit vollständiger Unbefangenheit auf sie zu.

„Liebes Fräulein," sagte er mit dem gewinnendsten Lächeln, an dem sogar seine Augen theilnahmen, „ich muß Sie herzlich um Verzeihung bitten. Aber ich bin mitunter so zerstreut, und da kam im letzten Augenblick der Herr von — ja, wie hieß er nur, der Herr von — nun, Sie werden ja schon wissen, wen ich meine, und sagte, die Gräfin sei noch nicht engagirt und ich — ich vergesse, daß ich schon engagirt habe, und engagire die Gräfin. Wie ich mich neben sie stelle, fällt mir ein, daß ich schon engagirt habe. Ich suche Sie, aber Sie sind schon fort. Ich bitte nochmals um Pardon!"

Er reichte Alice die Hand hin, und diese mußte trotz aller inneren Entrüstung die ihrige für einen Augenblick in dieselbe legen. „Ist es möglich, daß man mit einem so wohlwollenden freundlichen Gesicht so unverschämt lügen kann!“ dachte sie. Ihre Augen suchten unwillkürlich den Grafen, aber dieser war nicht im Zimmer.

„Liebes Fräulein,“ sagte Frau Ina jetzt, indem auch sie Alice die Hand reichte, „Sie haben sich jetzt selbst überzeugt, daß ein Mißverständniß vorlag, und können daher, ohne Ihrer Ehre etwas zu vergeben, nach wie vor unsere Hausgenossin bleiben.“

Alice drückte der Gräfin die Hand und eilte dann rasch aus dem Zimmer.

Der Baron nahm mit der Zuckerzange einige Stücke Zucker, ließ sie in seinen Thee fallen, sah sich im Zimmer um, und sagte dann: „Ich muß aber sagen, Ina, daß diese Gouvernante eine sehr merkwürdige Stellung in Eurem Hause einnimmt. Sie steht zu Euch in einem sehr merkwürdigen Verhältniß.“

Die Gräfin blickte schweigend vor sich nieder. Sie sagte sich, daß sie eben selbst jede Möglichkeit vernichtet hatte, dieses „merkwürdige Verhältniß“ demnächst zu lösen.

Zehntes Kapitel.

Baron Paul reiste nach zwei Tagen ab, und bald darauf traten auch die Campbells ihre Reise an. Sie hatten der Tochter vorgeschlagen, sie nach Pyrmont zu begleiten, diese wollte aber ohne ihren Gemahl nicht fort und der Graf erklärte entschieden, Rotenhof in diesem Jahre nicht verlassen zu können. Die beiden vorhergehenden Jahre, in denen alles verregnet, respektive verdorrt war, hatten den Hunger ins Land gebracht und den Grafen veranlaßt, um den nothleidenden Arbeitern helfen zu können und die günstigen Lohnverhältnisse auszunutzen, großartige Meliorationen vorzunehmen. Diese — es handelte sich hauptsächlich um ein System von Kanälen und Gräben, das den Forst entwässern sollte — mußten nun in diesem Jahr zum Abschluß gebracht

werden. Dazu kam dann noch Hallermünde mit allen möglichen Anforderungen und Sorgen. Nein, der Graf konnte nicht fort und in Folge dessen blieb auch Frau Ina zu Hause. Der Doktor drang auch nicht weiter in sie. „Wenn Sie sich sehr schonen," hatte er gesagt, „und brav liegen — liegen, Inachen, fleißig liegen — so wollen wir des Uebels schon Herr werden, so daß Sie übers Jahr wieder ganz hergestellt sein sollen."

So lag Frau Ina denn fast den ganzen Tag über allein auf ihrer Couchette. Der Graf hatte ihr angeboten, eine Gesellschafterin für sie zu engagiren, aber sie hatte diesen Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen. Es wurde nur eine tüchtige Wirthschafterin in Dienst genommen, eine rundliche Frau, die rüstig in Küche und Keller hantierte, gesellschaftliche Ansprüche aber weder erhob, noch zu erfüllen im Stande war.

Alice hatte sich erboten, der Gräfin vorzulesen; diese hatte aber das Anerbieten in freundlichen Worten abgelehnt. Der Graf seinerseits war immer erst von Mittag ab zu Hause. Er selbst las nur sehr selten, und seine Lektüre hatte dann immer einen ganz bestimmten Zweck, d. h. er wollte sich über einen bestimmten Gegenstand unterrichten, über landespolitische Fragen zum Beispiel, oder über einen Fortschritt im Ziegelbrennen oder über das Brauereiwesen. Er las dann mit der Absicht, das Gelesene auf seine praktische Anwendbarkeit zu prüfen, und legte das Buch sogleich fort, wenn er sich überzeugt hatte, daß es in dieser Beziehung nichts Brauchbares enthielt. Vorlesen war ihm ein Greuel, und da er daraus früher seiner Frau gegenüber kein Hehl gemacht hatte, so empfand diese es nur peinlich, wenn er sich jetzt nicht abhalten ließ, es doch zu thun.

Auf einen herrlichen Juni folgte ein sehr regnerischer Juli, der die Gräfin, die Feuchtigkeit sorgfältig vermeiden mußte, fast ganz in ihr Zimmer bannte. Kam nun der Graf, der mit der Sonne aufgestanden war und sich den ganzen Tag über in Sonne und Regen getummelt hatte, nach Tisch müde und matt in das Zimmer seiner Frau, so waren die Stunden, die er mit ihr verbrachte, keinerlei Erholung für ihn. Er, der nie krank gewesen war, empfand dieses Stillsitzen neben seiner schweigsamen Frau wie eine kaum zu ertragende Qual. Die Gräfin war nie sehr beredt gewesen, aber sie hatte früher

lebhaften Antheil an allem genommen, was ihn interessirte, und — das Ehepaar hatte sich viel zu thun gemacht. Jetzt war das anders; die sich sonst so zahlreich in Rotenhof einfindenden Nachbarn blieben aus Rücksicht auf die Krankheit der Hausfrau aus, und Frau Ina hatte gar nichts zu thun, als den quälenden Gedanken nachzuhängen, die ihr eifersüchtiges Temperament immer wieder in ihr wachrief, und die sie doch so sorgfältig vor ihrem Gemahl verbarg. Während der Graf ihr von den Arbeiten, die er den Tag über angeordnet, von dem mancherlei Verdruß, den er gehabt hatte, erzählte, dachte sie darüber nach, warum Gott, der doch der Allgütige war, ihr wohl diese Nebenbuhlerin in ihr glückliches friedliches Haus geschickt hatte, und verrieth dann in ihren Antworten, daß sie den Ausführungen ihres Gemahls gar nicht gefolgt war.

So kam es denn, daß der Graf froh war, wenn die Uhr auf dem Kaminsims mit ihrer feinen hellen Stimme neun schlug und er hinübergehen konnte zu Alice und den Kindern, um noch ein Stündchen mit ihnen fröhlich zu verbringen. Die Gräfin hatte in jenem selbstquälerischen Behagen, das der Eifersucht eigen ist, selbst darauf gedrungen, daß er sich schon um neun von ihr verabschiedete — er schlief jetzt, um sie am Morgen nicht zu stören, in einem anderen Zimmer — und behauptete, dann schon allmählich zu Bett gehen zu müssen. Und doch zürnte sie ihm innerlich, daß er sich diese Einrichtung — wenn auch nur mit vielem Widerstreben — hatte aufdringen lassen. Wenn er fort war, ließ sie durch Amalie die Thüre ein wenig öffnen und lauschte gespannt auf jedes Lachen, das zu ihr herüberklang, wie der Fieberkranke den kalten Trank gierig einschlürft, auch wenn er weiß, daß derselbe seine Leiden nur vermehren wird. Sie ließ sich dann, um ihren Gemahl, der doch hin und wieder auf einen Augenblick zu ihr kam, täuschen zu können, von Amalie zu Bett bringen; aber sie lag, auch wenn das Lachen längst verstummt war, noch wach im Bett, lauschte dem Rauschen des Regens und blickte auf ihrer schweigenden Pflegerin immer gleich finsteres Gesicht. Nur wenn die Gräfin physische Schmerzen hatte, klärte sich dieses Gesicht auf und beugte sich mit einem Ausdruck so hingebender selbstvergessender Liebe über sie, daß die Gräfin unwillkürlich mit der Hand über das glatt

anliegende Haar ihrer Dienerin fuhr oder ihr dankbar die Wange streichelte. Amalie ergriff dann diese Hand und küßte sie leidenschaftlich. Ein paar Mal war es vorgekommen, daß in solchen Fällen heiße Thränen auf die Hand fielen. Die Gräfin hatte nie nach der Ursache gefragt — sie glaubte sie zu kennen.

Und doch war unter den Frauen von dieser Ursache nie die Rede. Die Gräfin hatte eine unüberwindliche Scheu, diesen Gegenstand zu berühren, und Amalie dachte: „Kann ich den Stein, den man in den Fluß warf, schwimmen machen?"

Für Alice hatte der Tag, ohne daß sie es selbst wußte, vierzehn Stunden des Wartens und zwei Stunden der Erfüllung. Diese letzteren Stunden waren die Mahlzeit und das Abendstündchen, in dem sich der Graf zu ihr und den Kindern begab. Die vierzehn Stunden waren sehr still und sehr, sehr lang; die zwei Stunden aber waren voll Frohsinn, wenn sie auch nur zu rasch vorübergingen. Die beiden unterhielten sich scheinbar nicht viel miteinander, meist führten die kleinen Mädchen das große Wort und gaben das Gesprächsthema an und doch war ihnen, als ob sie nur miteinander sprächen. Der Graf nannte Alice, wenn sie allein waren, Cousine, und sie sollte ihn Vetter nennen, brachte es aber fast nie zu Stande.

Einmal neckte der Graf die kleine Erna damit, daß sie so grobes Haar habe. „Du solltest sehen, was Fräulein Alice für weiches Haar hat!" schloß die Vertheidigung. — „Das muß untersucht werden," sagte der Graf, erhob sich mit aller Gravität und fuhr mit seiner Rechten über Alices Haar. Die Bewegung berührte ihn angenehm, Alice fuhr sie wie ein elektrischer Schlag durch den Leib. Sie erröthete bis an die Haarwurzeln und wunderte und ärgerte sich darüber. Das Gespräch wollte nicht recht wieder in Gang kommen. Der Graf, der ihr Erröthen bemerkt hatte, erschrak und nahm sich vor, solchen Berührungen künftig sorgfältig aus dem Wege zu gehen. „Was das nervös ist!" dachte er. Als er, nachdem sie auseinander gegangen waren, nach seiner Gewohnheit noch eine Cigarrette rauchend zum Fenster hinaussah, mußte er wieder an das kleine Erlebniß denken. Welch ein Glück, daß dieses harmlose unschuldige Mädchen in seinem Hause Schutz gefunden hatte! Was hätte ihr nicht zustoßen können,

wenn sie in die Fremde gegangen und unter schlechte Menschen gerathen wäre!

Der Graf lag noch lange im Fenster und blickte hinaus in die feuchte heiße Nacht. Als er sich aufrichtete, hörte er ein Fenster leise klirren. Er blickte hinauf und gewahrte, daß Alices Fenster eben geschlossen wurde. Sie hatte also auch am Fenster gesessen.

Der Graf hatte sich vorgenommen, eine solche Vertraulichkeit nicht wieder vorkommen zu lassen, und er führte seine Absicht aus. Eines Abends aber legte Eleonore die eine Hand auf den Tisch, der Vater mußte die seinige darauf legen, sie fügte die zweite hinzu, er auch die seinige. Dann zog sie ihre zu unterst liegende Hand fort und legte sie nach oben, wohin ihr seine Hand folgen mußte. Es kam darauf an, die Hände möglichst rasch zu wechseln. „Fräulein Alice, spielen Sie auch mit!" Alice legte ihre Hand nun auch darauf. Als sie die des Grafen berührte, zog dieser seine Hände fort, stand auf und ging ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. „Pardon, aber es ist so heiß!" sagte er.

Alice und die Kinder spielten ruhig weiter.

Der Graf schlief in der darauf folgenden Nacht schlecht. Er schob die Schuld davon auf den hellen Mondschein und stand schließlich auf, kleidete sich an und ging in den Garten. Die Thüre zum Park war offen gelassen worden, und eine zahme Ricke durch dieselbe in den Garten gekommen. Sie näherte sich dem Grafen, der sie mit Brot zu füttern pflegte, leckte ihm die Hand und sah dann mit ihren großen dunklen Augen zu ihm empor. Georg umfaßte den Hals des Thieres, beugte sich zu ihm herab und küßte es auf die feuchte Stirn. Er setzte sich dann auf eine Bank und blickte empor zu der finsteren Masse des Schlosses und zu dem Mond hoch über demselben, dem sich langsam eine schwarze Wolke näherte. Es hatte am Abend geregnet und tröpfelte nun noch von den Bäumen, als ob die Riesen des Parkes Thränen weinten. Eine Eule flog schreiend über den Garten hin, und irgendwo weit unten im Park schien ein schwerer Gegenstand, ein Zweig oder dergleichen, dumpf zu Boden zu fallen. Seltsam — so befangen, so ahnungsvoll traurig und doch auch wieder so freudig war Georg einst zu Muth gewesen, wenn er als halber Knabe noch in seinen Ferien

allein einen nächtlichen Wald durchwandelt hatte. Es war im späteren Leben gelegentlich wohl der Gegenstand seines Nachdenkens gewesen, warum diese wunderbare Empfindung im Mannesalter so spurlos verschwindet. Jetzt war sie wieder da.

Die Wolke hatte den Mond erreicht, zog unter ihm hin und hüllte Garten und Park in so tiefe Finsterniß, daß Georg kaum die Umrisse des Schlosses erkennen konnte.

Georg erhob sich und schritt langsam dem Hause zu. „Das nenne ich Reminiscenzen feiern!" dachte er. Er streichelte dem Reh noch einmal den schlanken Hals und öffnete dann die Thüre. Als er sie hinter sich schloß, rauschte ein Regenguß nieder.

Der folgende Morgen brachte schönes Wetter, und man beeilte sich, das durchnäßte Heu auf den Wiesen auszubreiten, um es von den warmen Strahlen der Sonne trocknen zu lassen. Wer nur irgend eine Harke führen konnte, war herbeigeeilt; überall bildeten sich rasch arbeitende, aber scherzende und lachende Menschengruppen.

Am Abend begaben sich der Graf, Alice und die Kinder auf die große Wiese am Flußufer, um das Treiben auf derselben in Augenschein zu nehmen. Es war ein köstlicher windstiller Sommerabend, warm aber nicht heiß. Ein frischer kräftiger Heugeruch schwebte zugleich mit den Klängen der Volkslieder, welche die Frauen und Mädchen sangen, über der Wiese, den vielen Menschen auf ihr und den still dahinfließenden Wassern des Stromes. In der Nähe hörte man überall sprechen und lachen, aus der Ferne drang das gleichmäßige Rauschen herüber, das die Sensen der sich in langer schräger Reihe vorwärts bewegenden Schnitter hervorbrachten, indem sie das Gras niederlegten, und der schrille Ton, der entstand, wenn einer von ihnen sein Ziel erreicht hatte und nun langsam mit dem Schleifstein über die Sense fuhr.

Abwärts vom Strom, zwischen Wiese und Feld, erhoben sich, dicht aneinander gedrängt, aber durch einen tiefen Einschnitt getrennt, zwei Hügel von mäßiger Höhe. Der nach Westen gelegene zeigte die Gestalt eines Zuckerhutes, von dem man auf der einen Seite unten ein tüchtiges Stück weggebrochen hat. Auf dem Plateau des mehr nach Osten hin gekegenen ungleich größeren Hügels ragte hie und da

noch ein Stück niedrigen Mauerwerks über die rings umher zerstreuten Steinblöcke hervor. Auch am Fuße der Hügel waren unter Haufen von Backsteinschutt noch Reste alter Fundamente zu entdecken. Ueber alles hin und um alles her aber wucherte üppiges Gesträuch von Nußbaum, Hollunder und wilder Rose, aus dem zahlreiche verwilderte Birn- und Apfelbäume ihre knorrigen Aeste emporhoben. Einer von diesen letzteren krönte auch den Zuckerhut und war so in dem nur mäßig gewellten Lande weithin sichtbar.

Diese Hügel, die man zusammen den Burgberg nannte, bildeten oft das Ziel größerer Spaziergänge für die Bewohner von Rotenhof; man hatte daher in dem Gestrüpp einige Fußpfade angelegt, die mählich zum Gipfel emporführten, und unter dem einzelnen Apfelbaum auf dem Zuckerhut einige Bänke aufgestellt. Auch heute fand der Spaziergang hier seinen Abschluß. Die kleinen Mädchen suchten unter dem Geröll und dem Schutt nach runden Steinen und entfernten sich dabei weiter und weiter; der Graf und Alice hatten auf einer der Bänke Platz genommen und blickten der scheidenden Sonne nach, die fern im Westen in einem Feuermeer zu versinken schien, in einem Feuermeer, das die Wolken oben am Himmel und Wiese und Strom auf Erden roth färbte, das den Zuckerhut und den Grafen und Alice in rothe Glut tauchte und mit hundert feurigen Zungen aus den Fenstern des Schlosses emporzulecken schien.

Ein kleiner hellgrauer Vogel saß auf der höchsten Spitze eines der Apfelbäume im Thal und sang so süß, als wollte er sterben an seinem Lied. Und wieder überkam den Grafen jene seltsame Sehnsucht aus den Jünglingsjahren, jenes Warten auf ein wunderbares Glück, dem er sich näherte, jenes Bangen vor vernichtendem Unglück, das langsam herangezogen kam. Es war ihm, als ob er der Sonne nacheilen müsse, sich hineinstürzen müsse in die rothe selige Glut.

Da sank sie hin, jetzt noch eine Halbkugel, jetzt noch ein Streifen, dann noch ein Strahl. Alice hatte sich erhoben, als ob sie die Scheidende so noch länger sehen könnte, und unwillkürlich ihre kleine Hand auf die Schulter des Grafen gelegt. Der Graf blieb bewegungslos sitzen, auch seine Seele hielt in Schreck und Angst und Seligkeit den Athem an. Er wußte jetzt, daß er Alice liebte. Wußte sie es auch

schon, daß auch sie ihn liebte? Der Graf blickte gespannt zu ihr empor. In ihren Augen standen Thränen, und aus ihrem Kindergesichtchen sprach tiefe Rührung; aber eben aus ihrer Haltung ging hervor, daß sie nicht wußte, was sie that, als sie ihre Hand auf seine Schulter legte.

Der Graf athmete erleichtert auf. War sie noch unbefangen, dann konnte noch alles gut werden.

Alice wurde plötzlich ihre Stellung inne und erschrak. „Pardon, Herr Graf," stammelte sie, über und über erröthend und zog ihre Hand rasch von seiner Schulter.

„Bitte, Fräulein Alice," erwiderte der Graf, „ich hoffe, daß wir so gute Kameraden sind, daß Sie nicht zu erschrecken brauchen, wenn Sie Ihre Hand auf meiner Schulter finden."

Noch während der Graf so redete, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er so nicht mehr sprechen, daß er ihrer Vertraulichkeit nicht noch Vorschub leisten dürfe; aber er beendete den Satz doch.

Alice aber blickte ihn aus ihren großen Augen offen an und rief: „Sie haben Recht, Herr Graf. Ich weiß nicht, woher es kommt; aber es ist mir Ihnen gegenüber zu Muth, als ob ich Ihre Schwester wäre und Ihnen alles, alles anvertrauen müßte."

Der Graf blickte mit tiefer Rührung auf sie nieder. „So wahr Gott lebt," schwur er sich, „Dein Vertrauen soll nicht getäuscht werden, Du schönes Kind! Ich will Dich selbst an einen sicheren Ort bringen, und Du sollst nie eine Ahnung davon haben, an welchem Abgrund Du ahnungslos dahingeschritten bist."

Er erhob sich rasch und rief nach den Kindern. Diese kamen, mit bunten Steinen und rothen Erdbeeren reich beladen herbei, und alle vier gingen langsam den Wiesenrain entlang dem Schlosse zu.

Der Graf, welcher der auf ihn eindringenden Gefühle Herr zu werden suchte, brachte das Gespräch auf das politische Gebiet. Es war damals eine Broschüre erschienen, die ungeheures Aufsehen erregte und daher auch von den Damen gelesen worden war. Der Graf und Alice standen eigentlich in verschiedenen Heerlagern, und wenn ein anderer Mann gesprochen hätte wie er, so wäre er bei ihr so schlecht weggekommen wie Baron Paul; so aber äußerte sie ihre Meinung

nur in der Form von Fragen, Fragen, wie sie eine wißbegierige Schülerin an den alles wissenden, verehrten Lehrer stellt.

Als sie den Schloßhof erreicht hatten, blitzten neben dem hell leuchtenden Abendstern auch schon die anderen Sterne auf.

Der Graf begab sich sofort zu seiner Frau. Er setzte sich neben sie, strich ihr mit sanfter Hand das volle blonde Haar aus der Stirn und war zärtlich und weich. „Du arme, arme Frau!“ dachte er, während er sie küßte. „Aber Du sollst nie erfahren, wie arm Du bist, und Deiner Ehre soll kein Haar gekrümmt werden.“ Schuldbewußtsein und Mitleid trieben ihn gleich sehr dazu, heute gegen seine Frau noch zärtlicher und aufmerksamer zu sein als sonst. Er speiste mit ihr zusammen, er las ihr vor und plauderte dann mit ihr von alten schönen Zeiten, in denen ihn so viel Liebe aus seines edlen Weibes Augen angelächelt, in denen er in dem Umgang mit ihr so viel Freude und Glück erfahren hatte. Er liebte sie nicht, er liebte eine andere — das Lieben stand nicht in seiner Macht — aber sein Weib hatte es um ihn verdient, daß es nie davon erfuhr; daß er die Versuchung allein in seinem eigenen Herzen niederwarf, und daß sie nach wie vor glauben mußte, daß er sie liebte.

Während der Graf so seine Frau mit Zärtlichkeit überschüttete und voll Liebenswürdigkeit mit ihr plauderte, und während sie sich seine Zärtlichkeit in ihrer sanften Art gefallen ließ und in ihrer ruhigen Weise auf sein Geplauder einging, hatte sie doch nur den einen Gedanken: „Du lügst, Du lügst! Deine Zärtlichkeit ist nichts als schmachvolles Mitleid, Du liebst mich nicht mehr, Du liebst die andere!“

Sie sprachen an diesem Abend so viel, konnte nicht eines von ihnen das befreiende Wort sprechen, das Wort der Wahrheit?

Als der Graf, nachdem er sich verabschiedet hatte, von der Thürschwelle aus noch einen Blick warf auf den traulichen Raum und sein schönes Weib darin, da dachte er: „Gott sei Dank dafür, bis hierher ist die Unruhe noch nicht gedrungen, und sie soll auch nie hinein.“ Als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, da drückte sein Weib den schmerzenden Kopf in die Kissen und stöhnte in heißer Qual so laut, daß Amalie erschreckt hinzusprang.

Alice schrieb unterdessen an ihre Freundin ..... „Was endlich

die —sche Broschüre anbetrifft, so kann ich heute, wo ich sie noch einmal gelesen habe, nicht mehr so günstig über sie urtheilen, wie in meinem letzten Briefe. Der Verfasser übertreibt doch in hohem Grade. Was soll aus uns werden, wenn wir uns auf das Frondiren legen und unsere jüngeren Söhne in Folge dessen aufhören, in der Armee zu dienen oder sonst in Rußland ihr Brot zu suchen? Ein Adel, der nicht dem Staate dient, muß nothwendig dem Junkerthum verfallen. Bei uns sind alle Bedingungen vorhanden, daß wir eine wirkliche Aristokratie bilden können, denn wir sind von uraltem Geburtsadel, wir sind die Reichsten, die Gebildetsten und die Intelligentesten im Lande. Wir können diese Stellung aber nimmermehr behaupten, wenn sich unter uns durch Zersplitterung der großen Herrschaften Güter bilden, die eine adlige Familie nicht standesgemäß erhalten können. Schon jetzt, liebe Adelheid, hat man vielfach damit begonnen, die Beihöfe an die jüngeren Söhne auszutheilen. Geht das so fort, so haben wir bald eine Schlachitza (das Wort war zweimal ausgestrichen, durch Punkte aber wieder hergestellt) im Lande, die den wirklichen Adel mit sich herunterreißt. Wir dürfen nicht frondiren, Adelheid, unsere jüngeren Söhne müssen aus dem Lande. Der Graf ist in dieser Beziehung ganz meiner Ansicht, und er findet es auch lächerlich, daß wir immer eine Vormauer von einem Lande sein wollen, das gar keine Vormauer haben will und das sich im ganzen Laufe unserer Geschichte nie um uns gekümmert hat und auch nie ernstlich kümmern wird. Der Graf sagt, wir sollten doch etwas vom Cäsar haben und lieber die ersten in — ja, wie hieß die Stadt nur, weißt Du, sie war in den Alpen — sein, als die letzten in Rom, und er meint, daß wir überhaupt keine Mauer sein sollten, sondern ein geöffnetes Thor, durch das die Leute von beiden Seiten aus und eingingen. Ich finde auch, daß unsere erste Aufgabe ist, zwischen den beiden Nationen, denen wir angehören, freundlich zu vermitteln und den Frieden zwischen ihnen zu erhalten, anstatt sie gegen einander aufzuhetzen. Was den Baron Paul anbetrifft, so ist er ja wohl ein großer Narr und ein widerlicher Mensch; aber er wäre doch eben so geworden und vielleicht noch schlimmer, wenn er nicht dienen würde. Der Graf findet das auch. Das, was unseren jungen Leuten noth

thut, liebe Adelheid, ist militärische Disziplin für die Majoratsherren und freie Bahn für deren jüngere Brüder. Darin muß ich dem Grafen ganz Recht geben. Ich sage Dir, der Graf sollte eine Broschüre schreiben und seine Ansichten entwickeln. Er will es aber nicht thun weil er behauptet, das sei nicht seines Amtes. Ich könnte ihm tagelang zuhören. Wie schön, daß er verheirathet ist und ich daher ganz unbefangen mit ihm reden kann. — Die Gesellschaft bei Gehrs muß ja sehr hübsch gewesen sein. Du schreibst nicht, ob ꝛc." —

Als der Graf sein Zimmer aufgesucht hatte, warf er sich in die Ecke seines Sophas und blickte nachdenklich in die Flammen der Kerzen. Durch das geöffnete Fenster kamen zugleich mit der warmen Nachtluft zahlreiche Mücken ins Zimmer, flatterten in die Lichte und stürzten dann jäh auf die hellgraue Tischdecke herab, die von ihren schwärzlichen Ueberresten mehr und mehr bedeckt wurde. Draußen in der Ulme vor dem Fenster schrie unheilverkündend ein Käuzchen.

Der Graf bemühte sich, so kaltblütig wie möglich zu überlegen. Die Geliebte mußte fort, fort aus seiner gefahrvollen Nähe. Sie mußte fort um ihretwillen, um Inas willen, endlich auch um seinetwillen. Sie sollte nicht wieder zurück zum Vater, in dieser Beziehung hatte er schon einen fertigen Plan. Seine Tante, die Gräfin Gella Polderkamp, die als kinderlose Wittwe in Riga lebte, liebte ihn über alles; sie würde auf seinen Wunsch gewiß Alice als Gesellschafterin engagiren und sie so für die nächsten Jahre wenigstens aller Noth des Lebens entrücken. Diese Bitte ließ sich durch die Beziehungen, in die Alice zu seiner Familie getreten war, und ihre persönlichen Verhältnisse hinreichend motiviren. Aber wie sollte er Alicens Gehen veranlassen, wie es einleiten? Ina schien unglücklicherweise mit ihren Leistungen zufriedener zu sein, die Kinder hatten sie herzlich lieb — „wie könnten sie auch anders," dachte der Graf.

Er entschloß sich endlich, die Rückkehr der alten Campbells abzuwarten. Er wollte dann mit seiner Schwiegermutter sprechen und ihr vorstellen, daß Alice bei aller Liebenswürdigkeit und bei allem Eifer für eine Erzieherin doch noch zu jung sei. Die kluge alte Dame würde dann schon ein Arrangement finden, durch welches das Verhältniß zu Weihnachten gelöst würde, ohne daß Alice sich dadurch

irgend verletzt fühlen konnte. Dieser Entschluß besagte freilich, daß Alice bis Weihnachten in Rotenhof blieb; aber der Graf fand keinen anderen Ausweg. Er schwur sich noch einmal, seine Leidenschaft mit eiserner Hand niederzuhalten; er gelobte sich nochmals, aus seinem Verkehr mit Alice jede Vertraulichkeit fern zu halten; er nahm sich vor, sich künftig noch mehr am Tage seinen Geschäften, am Abend seiner Frau zu widmen.

Ein schön gemusterter hellgrauer Nachtschmetterling flatterte auf das Licht zu. Der Graf trieb ihn durch eine Handbewegung davon. Da war er wieder — der Graf verscheuchte ihn abermals. Ein durch den Luftzug hervorgerufenes Knarren der Thüre bewog den Grafen, sich umzuwenden. Als er seine Blicke wieder dem Licht zuwendete, stürzte das Thierchen mit verbrannten Flügeln auf den Tisch herab.

Einige Tage nach diesen Vorgängen gab es wieder einen besonders schönen Tag. Die Sonne kam nicht zum Vorschein; gleichmäßige graue Wolken verhüllten sie und das Blau des Himmels, aber es regnete nicht und war ganz windstill. Die Luft war von wohlthuender warmer Feuchtigkeit erfüllt, alle Blüten, alle Blumen dufteten stärker als sonst. Der Graf wollte auch heute wie schon an den drei vorhergehenden Tagen gegen seine Gewohnheit nach Tisch noch einmal ausreiten, um einem Alleinsein mit Alice aus dem Wege zu gehen. Als er sich aber nach der Mahlzeit erhob, trat diese auf ihn zu, blickte ihn schalkhaft an und sagte wie ein verwöhntes Kind, das sich für einen Augenblick vernachlässigt fühlt: „Warum werde ich denn jetzt gar nicht mehr mitgenommen, Herr Vetter?"

„Ich wußte nicht, daß Sie mitgenommen werden wollten, Cousine," erwiderte der Graf und befahl, das Reitpferd der Gräfin — bis zu diesem war Alice mittlerweile avancirt — satteln zu lassen.

Der Graf hatte gethan, als ob er in Geschäften ausreiten müsse, sie schlugen daher den Weg nach einem der entfernteren Vorwerke ein, wobei sie eine Weile die von Campbellshof nach dem Inneren des Landes führende Landstraße verfolgen mußten. Während sie sich noch auf dieser befanden, lockerte sich unter Alice der Sattelgurt, so daß beide absteigen und der Graf ihn fester ziehen mußte. Da sein

eigenes Pferd so wild war, daß er es nicht allein stehen lassen konnte, so mußte er es für einen Augenblick anbinden; er führte daher die beiden Thiere auf eine hart an den Weg stoßende Lichtung des Waldes, band sein Thier an eine Birke und brachte den Sattel in Ordnung. Als er Alice wieder in denselben hob, fuhr gerade der Kirchspielsrichter Werchend vorüber. Dieser sah einen Augenblick erstaunt auf die beiden, grüßte dann sehr höflich und fuhr weiter, wandte sich aber bald im Wagen um und blickte ihnen nach, bis eine Wendung der Straße sie seinen Blicken entzog. Die Begegnung schien ihn in hohem Grade zu interessiren, er schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf und ließ seinen Vollbart durch die Hand gleiten, während ein Lächeln seine Lippen umspielte.

Als Herr von Werchend nach einer Stunde mit dem Baron Weiß und dessen Frau im Garten des Weißschen Gutes beim Abendessen saß, wandte er sich an die Baronin und sagte: „Ein liebreizendes Mädchen, die Polderkampsche Gouvernante!"

„Sie meinen die Heinersdorf?"

„Ja?"

Die Baronin zuckte die Achseln. „Ich begreife nicht, was die Herren an ihr finden. Mein Geschmack ist sie nicht."

Der Kirchspielsrichter blickte aufmerksam auf ein Brotkügelchen, das er unter dem übereinander gelegten langen und Zeigefinger hin und her rollte.

„Manchem Herrn scheint sie allerdings sehr zu gefallen," sagte er lächelnd.

Die Baronin, eine kleine runde Frau, neugierig wie eine Nachtigall und geschwätzig wie eine Elster, blickte auf, als ob das Brotkügelchen, mit dem der Baron spielte, ein Mehlwurm wäre. Auch ihr Gemahl hob die Adlernase hoch und sah den Herrn gespannt an. „Was willst Du damit sagen?" fragte er.

Der Kirchspielsrichter ließ das Kügelchen fahren und blickte auf seine krallenartig langen Nägel. „Man muß mit der Gräfin rechtes Mitleid haben," sagte er, „die arme Dame soll ja wirklich sehr leidend sein."

Frau von Weiß rückte ihren Stuhl näher heran. „Meinen Sie wirklich?" sagte sie. „Aber sie leben doch wie die Engel im Paradiese?"

Der Kirchspielsrichter zuckte die Achseln. „Meine gnädige Frau, ich sage nichts, was dieser Annahme widerspricht."

„Aber, bester Werchend, seien Sie doch nicht unnützer Weise so zugeknöpft. Wir sind ja hier ganz unter uns, und mein Mann und ich sind verschwiegen wie Gräber."

„Gewiß, meine gnädige Frau, ich zweifle nicht daran; aber Sie werden mir zugeben, daß es Dinge gibt, über die man auch nicht einmal Vermuthungen aufstellen darf, ehe man Beweise in Händen hat."

Der Hausherr nahm einen Schluck Rothwein, rollte ihn im Munde hin und her, gluckste wie eine Henne und lachte dann hell auf. „Da hast Du es, Agathe!" rief er. „Ist er nicht ein Diplomat, ein vollständiger Metternich?"

Der Kirchspielsrichter runzelte ein wenig die Stirn, als ob ihm der Spaß nicht recht angebracht erschien, schwieg aber. Er war ein langer Mann mit einer langen, am Ende aufgestutzten Nase und schläfrigen Augen. In den besseren Kreisen seiner Standesgenossen galt er für dumm, tückisch und hochmüthig, während man in bürgerlichen Kreisen viel von seiner „Vornehmheit" sprach. Da sein Urgroßvater noch Kalbsfelle en gros exportirt hatte, so war er übrigens natürlich außerordentlich adelsstolz.

Die Baronin flatterte vom Strauch herab. „Stellen Sie doch nur Vermuthungen an," bat sie dringend. „Also Sie meinen, daß da drüben in Rotenhof nicht alles in Ordnung sei?"

Der Kirchspielsrichter sah einen Augenblick wie schwankend vor sich hin, blickte aber dann auf und sagte entschlossen: „Ja, das meine ich."

„Hör einmal, Werchend, das meinst Du doch gewiß nur, weil Du damals die Geschichte mit Polderkamp hattest."

Herr von Werchend runzelte die Stirn. „Sie sehen, meine gnädige Frau," erwiderte er, „wie recht ich hatte, als ich vorhin sagte, solche Vermuthungen seien unstatthaft."

Die Baronin warf ihrem Manne einen ärgerlichen Blick zu. „Du bist mir unbegreiflich, Alexander," sagte sie. „Jene alberne Geschichte ist längst vergessen. Sprechen Sie nur, Herr von Werchend, sprechen Sie nur!"

„Sprechen kann ich nicht; aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die sich nicht in dieser Gegend abspielte, eine Geschichte, deren Helden Sie nicht kennen, eine ganz objektive Geschichte."

Die Baronin setzte sich in Positur und sperrte den Schnabel auf, ihr Mann zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und lächelte, als ob er sagen wollte: „Was das für ein Unsinn ist!" Der Kirchspielsrichter lehnte sich im Stuhl zurück und erzählte:

„Es lebte einmal in Pommern oder Preußen ein Freiherr — ein Freiherr, meine gnädige Frau — der in weiten Kreisen sehr geachtet war. Dieser Freiherr hatte früher bei der Garde — in Potsdam natürlich — gedient; sagen wir bei den Husaren. Er war dort ein berüchtigter Wüstling gewesen und hatte sein väterliches Erbe bis auf den letzten Kopeken durchgebracht. Da gelang es ihm, eine reiche Erbin zu bethören; er heirathete sie, nahm seinen Abschied und wurde Gutsbesitzer — Rittergutsbesitzer, meine gnädige Frau. Gewandt und mit allen Hunden gehetzt, wie er war, verstand er es bald, sich in den Ruf eines ausgezeichneten Landwirthes, eines geschickten Verwalters und eines liebevollen Ehemannes zu bringen, obgleich er von der Landwirthschaft nichts verstand, in der Verwaltung immer gegen das Gesetz verstieß und sein Weib Jahr für Jahr betrog. Schließlich kam eine hübsche Wirthschafterin ins Haus — eine Wirthschafterin, meine gnädige Frau — und der Freiherr entblödete sich nicht, mit ihr hinter dem Rücken seiner ihm blind vertrauenden Frau ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Er entblödete sich nicht, sich mit ihr am hellen lichten Tage Rendezvous im Walde zu geben, und einer meiner Freunde, der schon vorher durch seinen Diener, der mit dem Diener des — des Freiherrn bekannt ist, aufmerksam gemacht worden war, hat sie selbst bei einem solchen überrascht."

„Selbst? Sie sagen, Sie hätten sie selbst bei einem Rendezvous überrascht?"

„Ich habe gar nichts gesehen, meine gnädige Frau; ich spreche von meinem Freunde."

Der Hausherr erhob sich und schlug seinem Gast derb auf die Schulter. „Ist das ein verdammter Schwindel!" sagte er lachend

und ging, um die Cigarren zu holen. Er war halb belustigt und halb verdrossen, ersteres aber ungleich mehr als letzteres.

„Schlauberger," dachte er, „in dieser Form kann man dem ehrlichsten Manne den Hals abschneiden, ohne irgend etwas dabei zu riskiren. Ein höchst gefährlicher Pfiffikus, ein nichtswürdiger Pfiffikus!"

Die Baronin beugte sich über die Ecke des Tisches nach dem Gaste hinüber. „Und die Details?" fragte sie. „Hat Ihr Freund Ihnen nicht auch die Details mitgetheilt?"

„Die Details, meine gnädige Frau, die Details entziehen sich der Mittheilung. Aber nicht wahr, gnädige Frau, ich habe Ihr Ehrenwort, daß Sie gegen niemand davon sprechen?"

„Ich bin verschwiegen wie das Grab. Die arme, arme Gräfin," erwiderte die Baronin.

Elftes Kapitel.

Als der Graf nach dem Ritt in das Boudoir seiner Frau trat, saß sie am Schreibtisch und schrieb an einem Brief. Der Graf beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirn. Als er das that, empfand er zu seinem höchsten Schrecken, daß seine Frau ihm nicht nur nicht mehr lieb war, nein, daß sie ihm Widerwillen einflößte. Auf das äußerste beunruhigt, suchte er sein Zimmer auf. Seine Frau hatte ihn in der ersten Zeit nur durch ihre Schönheit und ihre edle Haltung gefesselt, er hatte dann lange geglaubt, sie zu lieben. In der letzten Zeit hatte er sich davon überzeugt, daß diese Annahme eine irrige gewesen war; aber so wie heute hatte er es nie empfunden. Was sollte daraus werden?

Von verzehrender Unruhe erfüllt, ging Georg mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Er hielt sich immer und immer wieder vor, wie viel er seiner Frau Dank schuldig war, wie treu sie ihm ergeben war, wie schöne Stunden er mit ihr verlebt hatte. Er sagte sich, daß sie ihm nie auch nur den mindesten Anlaß zur Unzufrieden-

heit gegeben hatte, daß er sie nicht nur achten, nein, daß er sie auch lieben mußte, daß das seine Pflicht war, daß er ein undankbarer Schurke war, wenn er sie nicht liebte. Diese Stimmung mußte vorübergehen. Die Ehe ist keine flüchtige Liebschaft, sondern ein sittliches Verhältniß. Es gilt eben nur, sie als solches aufzufassen, um auch die Kraft zu finden, die Versuchung niederzuwerfen. In der Ehe kommt es nicht auf die willkürlich kommende und gehende Geschlechtsliebe an, nein, sondern auf die Achtung, aus der dann schon die Liebe erwächst.

Der Graf wandte sich jäh um, als ob er ein unbändiges Roß mit Zügel und Schenkel herumwarf, und begab sich wieder zu seiner Frau. Frau Ina hatte einen Brief von ihrer Mutter erhalten und las ihn ihrem Manne vor. Georg saß neben ihr, hielt ihre Rechte in beiden Händen und blickte ihr aufmerksam ins Gesicht.

„Vorgestern kam die Kaiserin Eugenie," las Frau Ina. „Sie ist, seit ich sie nicht gesehen habe, viel voller geworden, was ihr außerordentlich gut steht. Der junge Prinz gleicht ihr wenig, er gleicht aber auch dem Vater nicht. Er erinnert ein wenig an Max Belchersheim, ist aber weniger hübsch.

„Wir leben hier sehr angenehm. Es sind viele Landsleute hier und einige sehr liebenswürdige österreichische Familien. Du kennst meine Schwäche für Alt-Oesterreich. In unserem Kreise verkehrt auch ein Jesuit, ein Graf Marlow, ein liebenswürdiger Mann aus guter alter Familie. Er schien es eine Zeit lang auf mich abgesehen zu haben; ich ging ihm aber mit der Bibel so energisch zu Leibe, daß er auf den Sand gerieth, wie ein Floß bei fallendem Wasserstande. Ich that nur — Was hast Du, Georg?"

Georg hatte die Hand seiner Frau fallen lassen und war aufgesprungen. „Wie edel," hatte er, während Ina las, gedacht, „wie edel ist dieses Antlitz! Wie schön ist dieses Weib und wie — und wie — unerträglich!"

„Was hast Du, Georg?" wiederholte die Gräfin, indem sie sich erhob und beunruhigt an ihn herantrat.

„Nichts, Ina, nichts. Es ist so heiß hier. Amalie, bringen Sie mir einen Syphon, aber er muß ganz kalt sein."

Ina war zärtlich um ihn besorgt; sie ahnte nicht, daß jede Berührung ihrem Manne weh that, daß er hätte aufschreien mögen.

Der Graf wurde seiner wieder Herr, hörte den Brief zu Ende und unterhielt sich dann, so gut er konnte.

Als er gegangen war, wandte sich Ina zu Amalie. „Was der Herr nur haben mochte?“ fragte sie.

Ueber Amaliens Gesicht flog ein spöttisches Lächeln. „Der gnädige Herr war mit ihr ausgeritten. Da wird er sich zu sehr erhitzt haben.“

Die Gräfin erwiderte kein Wort, aber sie wurde sehr bleich. Es war zweifellos das Gewissen, das den Grafen aufgeschreckt hatte. Sie nahm sich vor, ihren Mann künftig noch sorgfältiger zu beobachten, und sie führte ihren Vorsatz mit der ganzen Selbstquälerei der Eifersucht aus. Und doch konnte sie zu keiner Gewißheit gelangen.

Der Graf war zwar wie verwandelt. Er, der sonst stets so heiter und gleichmäßig Gestimmte, war jetzt vielfach zerstreut, oft niedergeschlagen, immer unruhig. Die Leute hatten ihn nie so reizbar und jähzornig gesehen, wie in diesen Tagen. Er behauptete zwar, die Hitze und Hallermünde trügen die Schuld daran; aber das war wenig glaubhaft. Auf der anderen Seite war das Wesen der Gouvernante so unbefangen, daß es Ina immer wieder stutzig machte.

Auch Alice litt unter der Veränderung, die mit dem Grafen vor sich gegangen war. „Unser Graf ist in den letzten beiden Wochen ganz verändert,“ klagte sie ihrer Freundin. „Die Kinder und ich müssen bei Tag und Nacht daran denken, was er nur haben mag. Ich sage Dir, es sind vierzehn Tage her, seit wir zum letzten Mal sein uns so herzig klingendes Lachen hörten. Er behauptet, das neue Gut mache ihm übermäßig viel zu schaffen, und ich will das wohl glauben, wenigstens reitet er jetzt auch am Nachmittag noch aus und nimmt mich nur mit, wenn ich ihn ausdrücklich darum bitte; es scheint mir aber, als ob die eigentliche Ursache seiner Verstimmung die Launen der Gräfin sind, er sieht wenigstens immer finster drein, wenn er von ihr kommt. Was für eine Gemüthsbeschaffenheit gehört dazu, einem solchen Manne das Leben zu verbittern! Die Gräfin hat ihn wahrhaftig in keiner Weise verdient. Da verstehen die Leute

ihn besser. Er ist jetzt manchmal wirklich recht ungerecht; aber keine Klage wird laut. „Wenn unser Graf nur nicht krank ist!“ sagen sie mit besorgten Gesichtern — das ist alles.“

Ein sehr heißer Tag neigte sich seinem Ende zu. Der warme Abendwind fuhr zum Theil schon über die Stoppeln hin, und wo er noch auf aufrechte Halme stieß, da neigten sich die korngefüllten Aehren schwer dem Boden zu. Der Graf hatte nach Tisch noch einen weiten Gang um die Felder gemacht und wandte sich jetzt müde und matt dem Burgberge zu. Seit jenem Abend, an dem er mit Alice hier gesessen hatte, suchte er dieses Plätzchen oft auf, um hier — von ihr zu träumen. Er hatte sich eingeredet, daß er das ja dürfe, und daß er, wenn er ihre Gegenwart mied, alles that, was er und andere irgend von ihm verlangen konnten. So ließ er denn auch heute, als er oben auf der Bank Platz genommen hatte, seine Phantasie frei gewähren. Ach, unter ihrem Pinsel entstanden ja so köstliche Bilder, Bilder, deren Anblick berauschte und die Gegenwart vergessen ließ, wie das Opium der Orientalen.

Ein leises Geräusch ließ ihn sich umwenden. Da stand sie, von der er so eben geträumt hatte, und blickte ihn an, heute zum ersten Mal nicht wie ein Kind, sondern verlegen, erröthend, verwirrt. Der Graf erhob sich, schritt auf sie zu und umarmte sie. Er fand keinen Widerstand.

Man sagt, daß die Ertrinkenden, wenn der Schreck und der Erstickungskrampf überwunden sind, ein wundervolles Gefühl von völliger wonniger Hingabe überkommen soll.

Die beiden waren wie zwei Ertrinkende.

Aber nur für einen Augenblick, dann wurden sie wieder ins Leben zurückgerufen. „Fräulein,“ rief eine Kinderstimme aus dem Dickicht, „Fräulein, ich habe einen wunderschönen, ganz runden Stein!“

Der Graf fuhr zurück, und Alice flog den Hügel hinab, dem Dickicht zu, wie ein Reh, das der Morgen auf freiem Felde überrascht hat.

Der Graf blickte ihr einen Augenblick nach, schlug sich dann mit der Hand vor die Stirn und wendete sich dem nach dem Schlosse führenden Fußpfade zu. Er verfolgte ihn so eilig und mit so festen

Schritten, als ob im Schlosse ein dringendes Geschäft Erledigung heischte. Die tollsten Vorsätze und Pläne durchkreuzten sein Hirn. Auf dem letzten Baume des Wäldchens saß ein riesiger Kolkrabe und krächzte laut nach dem Grafen hinüber. Dieser blieb stehen und that, als ob er eine Flinte anbackte; aber der Vogel ließ sich nicht verscheuchen. Die Kolkraben sollen ja uralt werden — vielleicht hatte dieser es schon mit angesehen, wie während des nordischen Krieges das Feuer — nicht jenes Feuer der Sonnenstrahlen, das jetzt aus allen Fenstern des Schlosses hervorschlug, nein, wirkliches Feuer — den Edelhof, der damals am Fuße des Burgberges stand, bis auf den Grund verzehrte, und freute sich nun des neuen Unglücks.

„Ich habe mein Weib unglücklich gemacht," dachte der Graf, „meine Kinder unglücklich gemacht, ich habe in die Adern eines unschuldigen Kindes verzehrendes Feuer gegossen. Was nun? Zunächst müssen sie alle fort von hier — es wird sich schon ein Vorwand finden — und müssen getrennt werden. Und dann will ich an Ina schreiben und ihr sagen, wie es gekommen ist, und ihr die Freiheit wiedergeben. Ich werde dann auch frei werden und an Alice, so viel ich kann, gut machen, was ich ihr angethan."

Und doch — was hieß in diesem Falle „frei geben", „frei werden"? Konnte sein Weib, so lange er lebte, je wirklich frei werden, konnte er mit Alice je eine wirkliche Ehe führen?

Georg blieb stehen. Ein Feldrain führte rechts zwischen den Kornbreiten hin. Georg betrat ihn und ging langsam zwischen den fast mannshohen Halmen weiter. Dann warf er sich nieder in das Gras, verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Wie glücklich war er bisher gewesen, wie rein — und nun!

Auch Alice hatte sich in tiefster Erregung auf ihr Zimmer geflüchtet. Wie hatte sie nur bisher so blind sein können, wie war sie nicht schon längst zum Bewußtsein gekommen, daß sie den Grafen liebte, daß er sie liebte? Aber was nun weiter? Er, der Edle, würde von ihr nimmermehr verlangen, daß sie seine Geliebte würde, und wenn er es verlangte, so gab es für eine Heinersdorf nur eine Antwort. Aber daran war ja gar nicht zu denken. „Der Graf liebt die Gräfin nicht und sie hat seine Liebe nicht verdient. Er

wird sich von ihr scheiden lassen, und dann — dann —" Alice schloß die Augen.

So dachte sie anfangs, dann aber kamen ihr andere Gedanken. Der Graf liebte die Gräfin nicht, und diese kalte launenhafte Frau hatte seine Liebe in keiner Weise verdient. Aber war sie nicht trotzdem sein Weib? Die Mutter seiner Kinder? Und dann — das Schloß und alles Land umher, so weit das Auge blickte, gehörte ihr, würde der Graf um Alicens willen auf das alles verzichten? Durfte sie die Veranlassung sein, daß eine Ehe gelöst wurde, durfte sie ein solches Opfer von dem Grafen annehmen, ja ihm nur zumuthen? Nein, nimmermehr. Sie wollte entsagen, wollte fort, fort ohne Abschied, noch heute fort. Aber wie sollte sie ihr plötzliches Scheiden der Gräfin gegenüber begründen? Wie ihrem Vater, den Freundinnen gegenüber? Und doch, was sollte daraus werden, wenn sie blieb?

Alice fiel nieder auf ihre Knie und erflehte in heißem Gebet von Gott Rath, Schutz, Hilfe.

Als Amalie durch den Diener erfuhr, daß weder der Graf noch die Gouvernante beim Abendessen erscheinen würden, weil beide Kopfweh hätten, zuckte es seltsam in ihrem Gesicht.

„Gnädige Frau," sagte sie, „können die kleinen Komteßchen nicht heute bei Ihnen essen? Der gnädige Herr und sie kommen nicht zum Abendessen, weil beide Kopfschmerzen haben."

Die Gräfin fuhr erschreckt auf, faßte sich aber rasch und erwiderte: „Natürlich."

„Mama, das war ein schöner Abend," hieß es.

„Wo seid Ihr denn gewesen?"

„Auf dem Burgberge. Wir haben die schönsten Steine gefunden, zwei Kugeln."

„War — war Fräulein Heinersdorf mit Euch?"

„Ja wohl, Mama. Die große Kugel hat Fräulein Heinersdorf gefunden. Sie hat uns auch eine wunderhübsche Geschichte erzählt vom treuen Johannes."

Die Gräfin fuhr mit der Hand langsam über das weiche Haar der neben ihr knienden Erna. Auf ihren Wangen kam und ging das Roth in raschem Wechsel.

Amalie warf einen prüfenden Blick auf ihre Herrin und kam ihr dann zu Hilfe. War der gnädige Herr Graf auch da?" fragte sie.

„Papa? Nein, Papa war nicht da."

Die Gräfin athmete auf.

Aber Amalie war noch nicht befriedigt. „Kamen die Komteßchen mit ihr zurück?" fragte sie.

Eleonore, die am Fenster saß, wandte sich um und lachte. „Ja, Amalie, wir kamen mit ihr zusammen zurück. Warum fragst Du darnach?"

„Nun fragen kostet kein Geld. Warum soll ich nicht darnach fragen?"

Zwölftes Kapitel.

Der Graf reiste am folgenden Morgen mit dem Frühzuge nach der Residenz. Er hatte in der Nacht eine Depesche erhalten, in welcher er aufgefordert wurde, persönlich mit dem betreffenden Departementschef der Domainenverwaltung zu verhandeln. Die Mißverständnisse, die in Bezug auf Hallermünde entstanden waren, würden sich, so hieß es, dann rasch beseitigen lassen.

Dieser Anlaß, sein Haus für einige Zeit zu verlassen, war dem Grafen in hohem Grade willkommen. Er hoffte nun in Ruhe über seine Lage nachdenken und seinen Entschluß fassen zu können, und er vergaß, daß er ja die Unruhe mit sich nahm.

Als er nach vierzehntägiger Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, war er indessen zu einem Entschluß gelangt. Dieser ging dahin — nichts zu thun. Er wollte Alice noch mehr meiden als bisher und sich so allmählich auf die Trennung von ihr vorbereiten. Es war doch im Grunde bisher nichts geschehen, was einen so radikalen Bruch mit der Vergangenheit, wie er ihn anfangs beabsichtigt hatte, hätte rechtfertigen können. Pflicht und Ehre geboten ihm, wie er meinte, gleich sehr an der Seite seiner Frau auszuharren und seine Leidenschaft niederzuhalten. Das mußte ihm überdies künftig leichter fallen

als bisher. Alice war jetzt gewarnt, sie wußte jetzt, wessen sie sich von ihm zu versehen hatte, sie mußte ihm daher künftig behilflich sein, jedem Zusammensein aus dem Wege zu gehen. Seine Frau war ahnungslos, niemand wußte um das Vorgefallene, noch konnte für die beiden Frauen alles gut enden, und er — nun er büßte eben für die eigene Schuld.

Der Abend, an dem sich der Graf von Campbellshof aus seinem Schlosse näherte, war feucht und kalt. Es hatte den Tag über geregnet, und auch jetzt trieben noch schwarze, dickbäuchige Wolkenmassen schwer vor dem kalten Nordwinde her. Auf dem schwarzem Wasser des Stromes tanzten weiße Wellenzacken und schlugen klatschend an den Wänden der auf- und niederschwankenden Fähre empor. Als die Fähre nach langem Kampf endlich das andere Ufer erreicht hatte, flogen die Rappen dahin wie ein Pfeil, und doch mahnte der Graf den Kutscher immer noch zu größerer Eile. Es war ihm, als ob seinem Hause ein Unglück drohe, das er noch abwenden könne, und doch fürchtete er sich auch wieder vor seinem eigenen Hause.

Er fand die Gräfin mit den Kindern im Speisezimmer, Alice war nicht zugegen. Sie war doch nicht etwa fort? Der Graf küßte die jubelnden Kinder und umarmte seine Frau. Diese war so freundlich und ruhig wie immer, aber es schien ihm doch, als ob eine Veränderung mit ihr vorgegangen sei, eine Veränderung, deren Wesen er freilich nicht hätte angeben können, oder erschien es nur seinem bösen Gewissen so?

„Ich freue mich, Dich hier zu sehen," sagte der Graf. „Ich schließe daraus, daß Du Dich wohler fühlst." Ina wird doch nicht hier sein, weil Alice fort ist, dachte er. Das Herz stand ihm still bei diesem Gedanken.

Die Gräfin lächelte, wich aber einer Antwort aus und bemerkte: „Es ist häßliches Wetter draußen."

„Ja, abscheuliches. Kalt und naß."

„Was suchst Du?"

„Ich? Nichts, oder doch — ich sehe keinen Portwein auf dem Tisch. Eleonore, sage dem Diener, daß er welchen bringen soll, ich möchte mich erwärmen. Und Sardinen, hörst Du, nicht Sardellen — Sardinen."

Der Graf wandte sich wieder seiner Frau zu. „Nun, wie habt Ihr die Wochen verbracht?“

Die Gräfin lächelte wieder. „Ich danke Dir, still und ruhig wie gewöhnlich. Ahlbach war hier und fragte, wann Du kämest. Er wollte Dich, wie es schien, in einer dringenden Angelegenheit sprechen. — Friedrich, fragen Sie Ernst, ob er meinen Brief rekommandirt hat. — Dann waren noch die Roisitenschen hier und die Berghöffschen. Letzterer läßt Dir sagen, daß seine Diana jetzt Wölpen hat und bittet Dich, ihn davon zu benachrichtigen, ob Du einen Hund oder eine Hündin haben willst. Braun gebrannt soll nur eine Hündin sein.“

„Danke. Das ist mir auch ganz recht. Ist sonst nichts passirt?“

„Nein.“

„Nun, und Ihr?“ wandte sich der Graf an die Kinder.

„Wir haben die ganze Zeit über auf Dich gewartet,“ erwiderte Erna rasch.

Der Graf umfaßte die beiden und zog sie stürmisch an sich. Und er hatte einmal daran denken können, sich von ihnen zu trennen! Nein, die ehelichen Bande waren doch unlösbar, unzerreißbar.

„Wir lieben Dich über alles in der Welt, Papa!“ hieß es, während sie an ihm hingen und sich an ihn drückten, als ob sie ihm dadurch beweisen könnten, wie sehr sie ihn liebten.

Frau Ina erhob sich rasch und verließ das Zimmer.

Der Diener brachte den Portwein, schenkte ihn ein und suchte dann die Gräfin auf. Der Graf trank das Glas in einem Zuge leer.

„Du bist durstig, Papa.“

„Ja, mein Kind. Ihr habt schon gegessen, nicht?“

„Ja wohl, Papa.“

„Alle vier?“

„Nein, Fräulein Heinersdorf ist unwohl; sie ist auf ihrem Zimmer geblieben und hat nur Thee getrunken.“

„Ist Fräulein Heinersdorf schon lange unwohl?“

„Seit Du fort bist, Papa. Wir necken sie immer damit, daß sie aus Sehnsucht nach Dir krank geworden sei.“

„Immer? Das ist gar nicht wahr. Wir haben sie einmal

damit geneckt, aber Mama hat es verboten, und wir haben es nachher nicht wieder gethan."

„Bleibt das Fräulein ganz zu Bett?"

„O nein, wir haben auch alle Tage Stunden. Sie hat nur am Abend immer Kopfweh und geht deshalb früh schlafen."

„Ich werde Dir sagen, Papa, was es ist. Ich kenne die ganze Geschichte. An dem Morgen, an dem Du fortfuhrst, bekam sie einen Brief, und in dem muß etwas sehr Trauriges gestanden haben, denn als sie ihn bekam, weinte sie bitterlich und nachher hat sie oft weinen müssen und am Morgen ist sie ganz verweint. Das ist die ganze Geschichte."

„Ja, Eleonore hat Recht. Und dann sieht sie immer so traurig aus. Ich fragte sie, ob ihr Vater gestorben wäre, aber sie sagte nein. Weißt Du, was Du thun könntest?"

„Nun — nun?"

„Du könntest uns sagen, was Du uns mitgebracht hast."

Die Gräfin trat wieder ein und nahm neben ihrem Gemahl Platz.

„Wie geht es Paul?" fragte sie.

Der Graf erzählte nun von dem Schwager, von den wenigen Bekannten, die er aufgesucht hatte, von dem Verlauf seiner Geschäfte. Der letztere war ein überaus glücklicher gewesen. „Durch das neue Arrangement," schloß er, „sind wir so günstig gestellt, daß wir, auch wenn wir nur Hallermünde hätten, für die nächsten 24 Jahre ein sehr reichliches Auskommen haben würden."

„Das freut mich aus tiefster Seele," bemerkte Frau Ina.

Der Graf blickte erstaunt auf. Was wollte seine Frau damit sagen? Er sah sie fragend an, aber aus ihrem Gesicht sprach nichts als die gewöhnliche gleichmäßige Freundlichkeit. Die Bemerkung Frau Inas beunruhigte ihn, er wußte selbst nicht warum, aber er scheute sich, sie nach der Ursache derselben zu fragen, ohne doch zu wissen weshalb.

Der folgende Vormittag verging dem Grafen wie jeder Vormittag nach einer längeren Reise unter einer Fülle von Arbeit. Ein Schwarm von Menschen drängte sich von Sonnenaufgang bis kurz vor der Mittagsstunde in seinem Vorzimmer, brachte Berichte und

Mittheilungen, verlangte Auskünfte, bot ihm allerlei an und richtete Bitten an ihn. Da kamen die Inspektoren der Güter, der Schreiber, der Förster und dieser und jener Buschwächter; da kamen der Chemiker, der Bierbrauer, der Müller und der Branntweinbrenner; da kamen russische Getreidehändler, jüdische Roßkämme, deutsche Handwerker, lettische Bauern, Ziegelstreicher aus dem Fürstenthum Lippe-Detmold. Der Bierbrauer klagte, daß die fünf Wagenladungen Gerste, die Schmier & Bergmann zum 15. zu liefern hatten, noch immer nicht eingetroffen seien; der Schulmeister klagte, daß es in seine Vorrathskammer einregne; eine alte Arme klagte, daß der Wirth, bei dem sie einquartirt war, ihr nicht erlauben wolle, auch nur eine einzige Henne zu halten. Der Förster führte Klage über den Verwalter der Glashütte und dieser erhob Beschwerden wider den Förster. Ein Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen erschien auf der Bildfläche und ein anderer, der Handschellen trug. Sie hatten sich Verbrechen zu Schulden kommen lassen, waren eingefangen worden und wurden nun an das Kreisgericht abgefertigt.

Jetzt ertönten nur ein paar Worte, dann entspann sich eine längere Unterhaltung; dann endlich entlud sich ein Donnerwetter.

Der Graf und die Gräfin befanden sich bereits in dem kleinen Zimmer, in dem die Familie sich unmittelbar vor Tisch zu versammeln pflegte, als Alice eintrat. Als der Graf auf sie zuging und ihr die Hand reichte, erröthete sie bis an die Haarwurzeln. Der Graf fühlte, wie die Blicke seiner Frau auf ihnen weilten, und das Blut stieg auch ihm heiß zu Kopf. Er blickte zornig zu ihr hinüber. Sie lehnte an der Fensterbrüstung, hatte den Kopf weit zurückgelehnt, daß die reichen blonden Haarflechten zu beiden Seiten hervorquollen, und sah ihn mit funkelnden Augen an, obgleich ein Lächeln um ihre Lippen spielte. Der Graf schritt, indem er sie unverwandt anblickte, langsam auf sie zu. Er wußte selbst nicht, was er eigentlich wollte, aber es trieb ihn vorwärts. Als er dicht vor ihr stand, fragte sie, ohne ihre Stellung zu verändern oder eine Miene zu verziehen: „Nun?"

So fragt eine Mutter einen trotzigen Jungen, der zornig auf sie zutritt: „Nun?"

Der Graf wandte sich um und verließ das Zimmer.

Jetzt trat auch Alice auf die Gräfin zu, um sie zu begrüßen. Die Gräfin fühlte in diesem Augenblick den lebhaften Antrieb, ihr aus voller Kraft ins Gesicht zu schlagen. Sie hatte nie vorher eine ähnliche Anwandlung gehabt, und sie hatte nachher nie wieder eine, aber in diesem Augenblick kostete es ihr die größte Anstrengung, der wilden Regung Herr zu werden und ihre Hand für einen Augenblick in Alicens Hand zu legen.

Bei Tisch ging es still her, es sprachen fast nur die Kinder. Alice blickte in ihren Teller und kämpfte offenbar die ganze Zeit über mit ihren Thränen; der Graf ärgerte sich über sie, weil sie sich und ihn in so unnützer Weise kompromittirte, und sah doch wieder voll Mitleid auf ihr tieftrauriges Gesichtchen; die Gräfin schämte sich des Triebes, den sie vorhin empfunden hatte. Dieser Kampf demoralisirt mich, dachte sie; Gottlob, daß er nun bald ein Ende nehmen wird.

Als die Gräfin die Tafel aufgehoben hatte, eilte Alice auf ihr Zimmer, der Graf ritt aus, und Frau Ina blieb allein. Sie begab sich in ihr Boudoir, entnahm ihrem Schreibtisch einen Brief und las ihn — ach — zum wievielten Male! Der mit verstellter Damenhandschrift geschriebene Brief, der ihr vor drei Tagen aus der Kreisstadt zugegangen war, hatte folgenden Wortlaut:

„Gnädige Frau!

„Man hintergeht Sie in Ihrem eigenen Hause in empörender Weise. Achten Sie auf die Spazierritte und achten Sie sich selbst.

Eine Freundin."

Ina hatte nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieser Mittheilung gezweifelt. Alicens verändertes Wesen war ja der beste Kommentar dazu. So sangen denn schon die Spatzen auf den Dächern von dem, was ihr angethan war. Es gab für sie kein Zögern mehr, sie mußte eben „sich selbst achten". Sie wollte fort, fort ohne Abschied, den sie nicht ertragen konnte. In dem herzzerreißenden Jammer über ihr zertrümmertes Glück, über ihre betrogene Liebe hielt sie nur der eine Gedanke aufrecht: seiner würdig zu bleiben, auch wenn er selbst seiner unwürdig wurde.

Ina trat an's Fenster, öffnete es und lauschte. Dann blickte sie auf die Uhr, erst auf ihre, dann auf die auf dem Kaminsims. Beide zeigten übereinstimmend die sechste Stunde an.

„Er könnte schon da sein," sagte sie und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann trat sie abermals an das Fenster und lauschte wieder.

Der kalte Wind, der zum Fenster hineinfuhr, hatte die Wolken vertrieben, der Himmel war klar und blau und versprach auch am folgenden Tage so zu bleiben. Am Rande des Gartens lockten die Rebhühner, der grüne Rasen kontrastirte so hübsch mit dem zum Theil schon gelb gefärbten Laube und den Asterbeeten, die Natur empfand nach dem heißen Sommer den Frühherbst, wie wir Menschen nach einem heißen Tage die Abendkühle.

Aus der Ferne ertönte Wagengerassel. „Das sind zwei Wagen," dachte Ina, „es wird doch nicht Besuch kommen?"

Es waren zwei Wagen. In dem einen saßen der Doktor, Herr von Ahlbach und der Hauptmann Bärwald, in dem andern der Wallernsche Bärwald und die Barone Schotthof, Stockkirch und Grünhof.

Frau Ina schwankte einen Augenblick, ob sie die Herren überhaupt empfangen sollte, entschied sich aber schließlich doch dafür. Sie werden eine Partie machen, und wir werden dann noch ungestörter sein als sonst, dachte sie. Sie gab Auftrag, daß der Reitknecht den Grafen aufsuchen möge, und empfing die Herren.

Der Graf trat bald darauf ein. Man begrüßte sich und sprach von der Ernte, von den Feldhühnern und den Hühnerhunden. Dann setzte man sich zur Partie Préference. Die beiden Bärwald und Grünhof spielten an einem, die Herren von Schotthof, Ahlbach, Stockkirch und der Doktor am andern Tisch. Da die letzteren zu vieren waren, so trat abwechselnd einer von ihnen aus. Der Graf, der nicht spielte, aber, wie man wußte, gern zusah, setzte sich bald zu dem einen, bald zu dem andern.

Nach einer Weile wurde der Doktor frei. „Herr Graf," sagte er, „ich begebe mich auf einen Augenblick zu Ihrer Frau Gemahlin. Sollte ich, wenn ich wieder eintreten muß, noch nicht zurück sein, so spielen Sie wohl für mich."

„Bitte, sehr gern, lieber Doktor."

Der Doktor erhob sich, zog sich die Weste herunter — eine weiße Weste mit Knöpfen aus weißem Horn — und ging langsam durch die Zimmerreihe in das Boudoir der Gräfin. Der eine Flügel der Thüre war schon geschlossen, der Doktor zog auch den anderen hinter sich zu. Die Gräfin winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen. Er that es und blickte sie dann gespannt an.

Frau Ina erröthete für einen Augenblick, wurde aber dann sehr bleich. „Herr Doktor," sagte sie, indem sie zum Fenster hinausblickte und schwer athmete, „ich weiß, daß Sie ein treuer Freund unseres Hauses sind."

„Natürlich, Inachen, natürlich. Wie sollten Sie das nicht wissen."

Es trat eine Pause ein. Endlich wandte Ina sich wieder dem Doktor zu. Ihre Zähne schimmerten weiß auf ihrer Unterlippe. „Herr Doktor," sagte sie, „ich habe außer Ihnen keinen Freund — keinen — denn meine Eltern und mein Bruder sind in der Fremde Darum wende ich mich an Sie mit einer Bitte. Die Erfüllung dieser Bitte wird Ihnen Unannehmlichkeiten machen, aber ich kann nicht anders."

Der Doktor beugte sich vor, wie ein Mann, der nach Barschen angelt und nun plötzlich aus der Schwärze des Wassers die schwankenden Umrisse eines riesigen Hechtes hervordämmern sieht. „Was meinen Sie, Inachen?" fragte er beklommen.

„Sie sollen mir für mich, meine Kinder und Amalie einen Paß ins Ausland besorgen. Ich will zu meinen Eltern, die jetzt in Vevey sind. Mein Mann darf aber nichts davon erfahren."

Der Doktor fuhr erschreckt zurück. „Um Gottes willen, was ist denn aber geschehen?" rief er.

„St!" wehrte Ina. „Verlangen Sie, daß ich Ihnen das sage? Können Sie mir das nicht ersparen?"

„Nein, Ina, das verlange ich durchaus. Das kann ich Ihnen durchaus nicht ersparen. Es muß sich ja zwischen Ihnen um ein tolles Mißverständniß handeln, und um eines solchen willen geht Ihresgleichen doch nicht gleich fort. Sie wollen Ihren Mann verlassen?

Sie — Ina Polderkamp — da kann man ja verrückt darüber werden, rein verrückt."

„Doktor," bat Ina, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, „quälen Sie mich nicht. Warum verlangen Sie, daß ich Ihnen die Beleidigung, die mir angethan ist, selbst mittheile?"

Der Doktor wollte aufspringen, aber Ina hielt ihn zurück. „Das ist ja eitel Thorheit!" rief er laut, mäßigte aber dann auf Inas Mahnung seine Stimme und flüsterte: „Nehmen Sie mir das übel oder nicht, Inachen, aber das ist ja reine Tollheit! „Na ja, reiner Unsinn. Wer hat Sie beleidigt? Doch nicht etwa Ihr Mann? „Unser Graf" seine eigene Frau beleidigen! Na ja, Inachen. Sie sehen selbst, der Gedanke ist doch einfach albern. Sie sind krank, Inachen, na ja, Sie sind krank. Geben Sie mir Ihren Puls."

Ina erhob sich rasch, trat an den Schreibtisch und reichte dem Doktor mit abgewandtem Gesicht den Brief der anonymen Freundin.

Der Doktor überflog ihn, einmal, noch einmal. Ich verstehe nicht, was das heißen soll," sagte er.

Ina hatte die zusammengeballte Hand auf den Tisch gelegt und ihren Kopf darauf gelehnt, so daß der Doktor nur ihren Scheitel und ihr goldblondes Haar sah. „Es geht auf meinen Mann und die Heinersdorf," sagte sie dumpf.

Der Doktor sprang auf. „Das ist eine nichtswürdige Verleumdung," rief er, „eine schnöde Lüge, die das Hirn irgend eines Schurken, den Ihres Mannes Ehrenhaftigkeit beleidigte, ausgebreitet hat. Wahrhaftig, Ina, wenn jemand mir gesagt hätte, daß meine Ina Polderkamp je einem so wüsten Gerede ihr Ohr leihen würde, er hätte blaue Bohnen- schlucken müssen. Ich bin ein alter Kerl, aber bei Gott, ich hätte sie ihm durch die Gurgel gejagt! Schämen Sie sich, Ina, schämen Sie sich!"

Ina richtete ihr Haupt empor, und der Doktor erschrak über ihre verstörten Züge. „Doktor," sagte sie heiser, „was in dem Briefe steht, ist wahr."

Der Doktor stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. „Und ich wiederhole, daß es nicht wahr ist, daß es eine verdammte Lüge ist. Wenn Sie Ihren Mann nicht kennen, so kenne ich ihn wenigstens,

wenn Sie sich nicht scheuen, eine wider den tadellosesten Ehrenmann des Landes ausgesprochene Verleumdung nachzusprechen, so thue ich es wenigstens; wenn Sie, von kindischer Eifersucht getrieben, das Bild unseres Grafen beflecken, so halte ich es wenigstens rein. Ich bin als Ihr Freund hier, und ich würde meine Pflicht schlecht erfüllen, wenn ich diesen Ausgeburten überreizter Nerven nicht mit aller Energie gegenübertreten wollte. Sie sprechen von Ihrem Manne, der Sie zehn Jahre lang auf den Händen getragen hat; Sie sprechen von dem Vater Ihrer Kinder, der Ihnen immer treu zur Seite stand. Sie wissen sehr wohl, Ina, daß ich Sie viel, viel mehr liebe als ihn, aber Ina, so unsinnigen Vorwürfen gegenüber muß ich auf seine Seite treten. Diese kleine Heinersdorf ist ein Kindchen, ein hübsches liebreizendes Kindchen, und sie lebt in sehr unglücklichen Verhältnissen. Der Graf ist ein Kinderfreund, und er ist mitleidig wie ein gutmüthiges junges Mädchen. Er wird gütig gegen sie gewesen sein, vielleicht ein wenig gütiger, als er es ohnehin gegen Jedermann ist, und darüber lassen Sie ein so nichtsnutziges Gefühl, wie die Eifersucht, in sich aufkommen."

Ina erhob sich. „Herr Doktor," sagte sie, „ich habe Sie um eine Gefälligkeit gebeten. Daraus läßt sich denn doch noch nicht das Recht ableiten, mich in meinem — mich zu beleidigen."

Der Doktor trat auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Liebste Ina," sagte er, „haben Sie denn wirklich irgend eine ernste Veranlassung zur Eifersucht? Kommen Sie, setzen Sie sich nieder, erzählen Sie. Stützen Sie wieder einmal Ihren Kopf an meinen Arm — wissen Sie, wie damals, wenn Sie sich als Kind in unserem Garten müde gelaufen hatten — und erzählen Sie."

„Doktor," erwiderte Ina, „von solchen Dingen kann man nicht erzählen, denn da ist nichts zu erzählen. Es muß Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich die unumstößliche Ueberzeugung gewonnen habe, daß zwischen meinem Manne und ihr ein Liebesverhältniß besteht. Können Sie unter solchen Umständen verlangen, daß ich noch länger in seinem Hause bleibe?"

Der Doktor fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Nein, Inachen, nein, das verlange ich bei Gott nicht; aber was ich ver-

lange, ist, daß Sie sich nicht wie ein Dieb aus dem Hause stehlen, sondern offen mit ihm sprechen. Das hat er für zehn Jahre glücklicher Ehe verdient, das sind Sie dem Vater Ihrer Kinder schuldig. Daß Georg Polderkamp in einer schwachen Stunde zu Fall kam, mag möglich sein, wenn ich es auch nimmermehr glaube, daß er aber nicht im Stande ist, sein Weib dauernd zu hintergehen, es, wenn es ihn zur Rede stellt, zu belügen, dafür will ich meine eigene Ehre einsetzen. Nein, Ina, man kann uns vieles vorwerfen, sehr vieles und so lange wir jung sind und ledig, treiben wir es in der Regel wüst genug, aber soweit man überhaupt von uns weiß: für offen und gerade heraus sind wir überall bekannt. Es gibt natürlich auch unter uns im Dunkeln schleichende Kerle, aber die sind aus der Art geschlagene Söhne dieses Landes, und Georg Polderkamp ist ein echter Sohn des Gottesländchens. Na ja, bei uns geht auch die Sünde nackt einher. Na ja, glauben Sie mir, Inachen, wenn der einmal eine Freundin hätte — er führe mit ihr um die Mittagsstunde im offenen Wagen, vier Pferde lang, durch die Kalkstraße in Riga, und er würde — wenn erst sein Gewissen schwiege — den Teufel darnach fragen, was die Leute dazu sagen. Nein, Inachen, bei uns ist es am besten: heraus mit der Klinge und dem Wort. Sie sind Ihrer Mutter Kind, Sie müssen das von ihr her verstehen. Fassen Sie Ihren Mann an die Brust — so und drücken Sie ihn an die Wand — so und nun gefragt: „Was ist's damit? Heraus mit der Wahrheit!" Bei Gott, Ina, er lügt nicht. Ist er schuldig — was ich nimmermehr glaube — so fällt er vor Ihnen in die Knie und sagt: „verzeih!" oder er wendet sich ab, nimmt das Mädchen und geht mit ihr fort dreimal neun Meilen weit, und dann sind Sie frei. Unter Eheleuten soll Wahrheit herrschen, Inachen. Wird es einmal um sie dunkel, so soll jedes rufen: „Wo bist Du?" und nicht nachlassen, bis es das andere an der Hand hat."

Es wurde ein paarmal rasch an die Thüre geklopft und der Graf trat ein. „Störe ich?" fragte er.

„Nein, Herr Graf, bitte, wir sind fertig," erwiderte der Doktor, sich erhebend. Ina war schon vorher aufgesprungen und hatte sich an das Fenster gestellt.

„Dann kommen Sie, Doktor, und vertreten Sie nun wieder Ahlbach. Ich will für einen Augenblick mit ihm bei Seite gehen, es handelt sich um Geschäftliches."

Der Graf nahm den Arm des Doktors, und beide schritten rasch dem Spielzimmer zu. Herr von Ahlbach kam ihnen bereits entgegen. Er ergriff nun seinerseits den Arm des Grafen, und beide begaben sich auf die Veranda. Draußen war es schon dunkel und kalt, aber die Sterne funkelten in wunderbarem Glanze.

„Georg," begann Ahlbach, nachdem sie Platz genommen hatten, „ich bin zu Dir gekommen wie ein Freund zum andern. Ich weiß, daß Du meine Worte nicht mißdeuten wirst. Ich möchte Dich bitten, in Deinem Verkehr mit Fräulein Heinersdorf ein wenig vorsichtiger zu sein."

Ahlbach hielt einen Augenblick inne. Er hätte gern auf des Freundes Gesicht gelesen, wie derselbe diese Bemerkung aufnahm; aber es war so dunkel, daß das unmöglich war, und der Graf rührte sich nicht.

„Ich weiß ja sehr wohl," fuhr Ahlbach fort, „daß Du nichts gethan hast, was auch nur als eigentliche Unvorsichtigkeit bezeichnet werden darf, aber Du kannst unwillkürlich Deine großstädtischen Begriffe nicht los werden und vergißt, daß wir an unsere Frauen und Mädchen kleinbürgerlichere Anforderungen stellen als Ihr. Du hast dadurch, daß Du mit dem jungen Mädchen Tag für Tag allein den Wald durchstreiftest, gewiß sehr unerwartetes Aergerniß gegeben."

„Wer sagt das?"

„Aber, lieber Georg, fahre nicht auf! Mit zornigem Dreinfahren kann man solch ein ungreifbares Gerede nicht bekämpfen. Mir gegenüber kommt natürlich niemand mit der Sprache heraus, aber ich weiß, daß man sich vielfach darüber skandalisirt hat. Es glaubt ja auch kein Mensch etwas Schlimmes, aber man findet Dein Verfahren nicht ganz so korrekt, wie man es von Dir gewohnt ist. Die Kosten davon trägt natürlich das junge Mädchen, und da diese als eine Heinersdorf sich doppelt hüten muß, Aufsehen zu erregen, so hielt ich es für angemessen, Dich von dem Geklätsch zu unterrichten."

„Du thatest ganz recht, ganz recht."

„Nicht wahr? Man kann in solchen Dingen bei uns nicht vorsichtig genug sein. So nachsichtig man auch gegen junge Männer ist, so streng werden junge Mädchen beurtheilt, wenn sie sich auch nur ein wenig über die Sitte hinwegsetzen. Und diese junge Dame hat ja nichts als ihren guten Ruf."

„Nein, nichts als ihren guten Ruf."

„Also — Du bist mir nicht böse?"

„Nein, ich bin Dir nicht böse."

Ahlbach ging zu einem anderen Gesprächsthema über. „Du warst in der Residenz," sagte er, „hast Du Deine Absicht erreicht?"

Während die beiden mit einander sprachen, hatte Alice das an das Spielzimmer stoßende Gemach betreten. Sie hatte dort eine Arbeit vergessen und war heruntergeeilt, um sie zu holen. Sie wollte eben wieder forthuschen, als sie einen der Herren fragen hörte: „Aber warum nannte man die alte Heinersdorf den Kuckuck? Sieben Pique!"

Alice blieb wie angewurzelt stehen.

„Hab' ich selbst," antwortete eine andere Stimme. „Das kann ich Dir sagen. Als er noch Friedensrichter war, ließ er sich in der Weise bestechen, daß die Bauern seiner Frau — sieben Grandissim? — warte einmal — sieben Grandissim — hab ich selbst — allerlei Geschenke brachten. Versah sich dann einmal einer und kam damit zu ihm, so rief er: „Geh zum Kuckuck!" womit er seine Frau meinte."

Die Herren lachten. „Er wurde schließlich abgewählt?" fragte Herr von Grünhof.

„Ja wohl. Donnerwetter — jetzt heißt es aber: Friß, Vogel oder stirb! Sie haben bis Coeur gekauft, Grünhof? Na los mit der Laura, was kann da sein — Petite Misère ouverte. Es war ein Mißgriff, daß er überhaupt gewählt wurde, denn er war, wie die alten Herren versichern, schon in der Schule ein Schubiak und trieb einen unsaubern Handel mit Weichselrohren und Pfeifenköpfen."

„Der Vater soll schon nicht weit her gewesen sein."

„Da hast Du ganz recht, und der Großvater auch nicht. Donnerwetter, wer konnte das annehmen, Aß quatrième mit Sieben und Neun. Daß Euch das Mäuslein beiße. — Die Heinersdorfs haben nie etwas getaugt. Weder die Männer noch die Weiber. Begreife

einer, wie dieses niedliche Mädchen hat als des Kuckucks und des Dorndrehers Tochter geboren werden können. Bruderherz, schämst Du Dich nicht, Deinen leiblichen Bruder so herein fallen zu lassen?"

„Warum heißt er eigentlich der Dorndreher?"

„Sehen Sie, es gibt einen Piepmatz dieses Namens — bitte, reiche mir die Kreide — der die Gewohnheit hat, sich, ehe er frühstückt, eine ganze Anzahl Insekten zu fangen und an einer Stelle auf Dornen aufzuspießen. Nun fängt sich der Alte bekanntlich auch seine Insekten zu Johannis ein, sammelt sie an und speist dann ein Jahr lang von ihnen. Da er nun um der Frau willen doch einen Vogelnamen haben mußte, so hat man ihn den Dorndreher genannt."

„Aber er muß doch eine kleine Rente haben. Die Tochter sprach einmal von derselben."

„Diese Rente besteht in den Zinsen von den durch ihn durchgebrachten Kapitalien, die er nicht bezahlt. Er hat nichts Kleines, als eine kleine Jüdin, die er mit Chokolade füttert, während seine Tochter am Abend mit Brot und Wurst vorlieb nahm. Ich passe. — Diese ganze Familie ist eine wahre Schande für uns und man freut sich ordentlich, daß einmal ein anständiges Mädchen aus ihr hervorgegangen ist. Na, wir sind im großen und ganzen Gottlob angesehen genug, um auch die Heinersdorfs und Roggenfelds mitlaufen lassen zu können. Nach außen wahrt ja übrigens der Dorndreher den Anstand. Sagen Sie, Grünhof, wann kommt denn der neue Acciseverwalter?"

In der Enfilade erklang der Schritt des Grafen. Alice floh aus dem Zimmer wie ein gehetztes Reh.

Als die Gäste nach Mitternacht aufbrachen, begleitete der Graf sie bis an die Wagen und lehnte sich, als sie fortfuhren, schwer auf die Brüstung der Rampe. Der Wind hatte sich gelegt, aber es war eine kalte Nacht, und die Sterne blitzten so frostig wie Diamanten. Der Graf lauschte dem Rollen der Wagen, bis es in der Ferne verklang. Als er nichts mehr hörte als das Schweigen der Nacht, richtete er sich auf und wandte sich der Hausthüre zu. So blieb er eine Weile stehen. Dann eilte er auf den Spitzen der Füße die Treppe hinauf und hielt erst an Alicens Thüre still.

Er war sehr leise gegangen, aber er war doch gehört und sein Schritt erkannt worden. Die Thüre ging auf, und Alice lag an seiner Brust. „Nimm mich, Du Einziger, schütze mich, rette mich, thue mit mir, was Du willst."

Der Graf hörte unten die mit dem Abräumen der Spieltische fertig gewordenen Diener. „Morgen — nach Tisch — auf dem Burgberge," flüsterte er, riß sich los und eilte hinab.

Am Morgen lag dichter Nebel über der Landschaft, so daß man kaum ein halbes Dutzend Pferdelängen weit sehen konnte. Als der Graf zu Pferde stieg, blickte die Gräfin, die die ganze Nacht schlaflos verbracht hatte, zu ihm nieder. „Ja, der alte Freund hat recht," sagte sie halblaut, „es wäre unrecht von mir, ihn zu verurtheilen, ehe ich ihn gehört habe. Sobald er zurückkehrt, will ich mit ihm sprechen."

Der Graf verbrachte den Tag in Hallermünde. Um die zehnte Stunde sanken die Nebel, und ein herrlicher windstiller Herbsttag breitete sich über den Strom, die Felder und die Waldungen aus. Als der Graf sich an der südlichsten Grenzmark der Felder befand, hörte er aus weiter Ferne Hundegebell, Hörnerklang und hin und wieder einen Schuß. Dort sauste irgend eine fliegende Jagd in ausgelassener Waidmannsfreude durch Busch und Brache; von Stoppel zu Stoppel zogen sich Spinngewebe, die in allen Farben des Regenbogens glänzten; aus dem erntereifen Haferfelde schlüpfte ein Hase und äugte, die Löffel hin- und herbewegend, nach der Gabelweihe hinauf, die im blauen Aether ihre Kreise zog. Georg stieg vom Pferde, warf sich die Zügel über den Arm und ging langsam weiter. Wie ist die Welt so frisch und erquickend und schön, dachte er, für den, der schuldlos durch sie dahinschreitet!

Als der Graf unmittelbar vor Tisch zu Hause eintraf, fand er den alten Boniteur vor, der wieder auf ein paar Tage gekommen war. Der Alte erzählte während der Mahlzeit mancherlei, so daß der Graf nur seine Unruhe zu bezähmen hatte. Alice war nicht erschienen, sie hatte sagen lassen, sie habe Kopfweh.

„Ich werde Sie noch ein wenig allein lassen," sagte der Graf, als sie den Kaffee eingenommen hatten. „Ich habe mir den Förster

mit einem eben dressirten Hunde an den Waldrand bestellt und will sehen, ob ich ein paar Hühner schießen kann."

Gleich darauf sah die Gräfin, die auf der Veranda geblieben war, ihn mit der Flinte in der Hand durch den Park gehen. Ich werde heute Abend mit ihm sprechen, dachte sie.

Der Graf durchschritt rasch den Park und hatte bald das Pförtchen erreicht, das in der Richtung nach dem Burgberge auf das Feld führte. Hier blieb er stehen, ließ die Flinte sinken, lehnte sich über die niedrige Umzäunung und blickte hinüber nach dem Burgberge. Pflicht, Ehre, Vernunft, Mitleid liefen noch einmal Sturm auf seine Leidenschaft. Wenn er jetzt noch umkehrte, jetzt in der letzten Stunde umkehrte, konnte noch alles gut werden. Noch war nichts geschehen, was die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft rettungslos zertrümmerte, wenn er aber diese Thüre durchschritt, war alles verloren. Und doch — und doch! Es überkam ihn das Gefühl, das er sonst gehabt hatte, wenn er beim Rennen das schwerste Hinderniß nahm. Eine falsche Bewegung, und er konnte den Hals brechen, aber fort mit dem Gedanken, nur an das Ziel, an das Ziel.

Georg stieß die Pforte auf und erhob das Gewehr. Die Bewegung war so jäh, daß der Hahn der Flinte von dem Strauchwerk, aus dem der Zaun geflochten war, aufgerissen wurde und klappernd gegen die Versicherung schlug.

Das hätte leicht aller Unsicherheit ein Ende machen können, dachte der Graf und betrat das Brett, das hier über den Umwallungsgraben führte. Er schritt aber nicht hinüber, er blieb stehen und blickte zurück auf den Zaun. Wäre die Versicherung nicht gewesen, so wäre er jetzt todt — verunglückt. Es wäre kein Selbstmord gewesen — niemand hätte das geglaubt — nein, er wäre verunglückt. Sein Weib hätte ihn als Verunglückten betrauern können, seine Kinder hätten einmal davon gesprochen, daß ihr Vater durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen sei, und Alice — nun, Alice wäre so rein geblieben, wie sie war.

Ein Feuerstrahl blitzte auf, ein Rauchwölkchen stieg rasch zwischen den Bäumen empor und verflüchtete sich zwischen den Zweigen, ein Knall rollte durch die klare Herbstluft und mischte sich mit dem Ton

eines schweren Falles. Von der Eiche, die ihr Laubdach über das Pförtchen ausbreitete, sanken langsam einige welke Blätter herab, und ein paar Vögelchen flüchteten ängstlich auf die nächsten Bäume.

Die Tonwelle, die der Schuß hervorgerufen, eilte weiter und weiter. Sie rollte an Ina vorüber, die mit den Kindern auf der Veranda saß, und rief dort die Bemerkung hervor: „Papa hat heute Glück"; sie fuhr so unerwartet in das Stübchen des alten Herrn Schwäberle, daß dieser sich erhob und ausrief: „Wie unvorsichtig"; sie traf unterwegs auf dem Burgberge ein weinendes Mädchen, das Leidenschaft und Verzweiflung zu einem verzweifelten Entschluß getrieben hatten, und das nun auffuhr und voll Angst und Hoffnung nach dem Park hinüberblickte; sie verlor sich endlich am Rande des Waldes, wo der alte Förster mit dem neuen Hunde hielt und jetzt vor sich hin murmelte: „Der traf. Der Graf fehlt nie."

Die Sonne sank tiefer und tiefer, und ihre letzten Strahlen fielen roth auf das Schloß und den Park und das schöne friedliche Antlitz des Mannes, der am Rande desselben im Rasen lag und schlief. Ein paar Eichelhäher flatterten auf den Zweigen der Eiche neugierig hin und her, ein naseweises Eichkätzchen kletterte an ihrem Stamme nieder, eilte, dazwischen einhaltend und auf den Hinterbeinen sitzend, auf ihn zu, eine Goldammer saß in der Spitze des kleinen Tannenbaumes am Wege und sang ihm ihr einfaches Schlaflied. Dann wurde alles still, und die Sterne traten nach und nach hervor, bis der dunkle Himmel sich wie eine mit Diamanten besetzte Decke über die Felder und den Park und den Schläfer breitete.

Der Förster war längst wieder nach Hause gegangen; Alice war in das Schloß zurückgekehrt, war niedergefallen auf ihre Kniee und hatte Gott in heißem Gebete dafür gedankt, daß der Graf nicht gekommen war; die übrigen hatten zu Abend gegessen und sich dann auf ihre Zimmer zurückgezogen. Daß der Graf noch nicht zurück war, fiel niemand auf. Er war schon oft auf eine Stunde fortgegangen und erst nach zwölf nach Hause zurückgekehrt; er hatte sich dann eben von einem Geschäft zum anderen begeben, oder er hatte die Nacht beim Förster geschlafen, um am anderen Morgen weiter zu jagen. Letzteres zumal geschah in der Jagdzeit nicht selten.

Und doch litt Ina gerade heute schwer darunter, daß er nicht zurückkam. Eine unerträgliche Sehnsucht nach ihm zerriß ihr Herz. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie jetzt gleich mit ihm hätte sprechen können! Ja, es war sehr unrecht, daß sie es nicht gleich gethan hatte. War es nicht einfach ihre Pflicht gewesen, als sie die Gefahr bemerkte, ihn vor sich selbst zu warnen? Wenn er gefallen war — trug sie dann nicht auch Schuld an seinem Fall? Ach, wenn er nur käme, wenn er nur endlich käme!

Der Reitknecht des Grafen, ein flotter junger Bursche, kehrte im ersten Morgengrauen von seinem Schatz nach Hause zurück. Es fröstelte ihn in der kalten Luft, und er schritt tüchtig aus. „Diese Herren — jene Herren — meinem Herrn kommt keiner gleich!“ sang er mit heller Stimme durch die Stille um ihn her.

Als er an das Pförtchen kam, stockte er. Da lag der Graf und schlief. Der Reitknecht beugte sich zu ihm nieder, fuhr aber entsetzt zurück und flog dann wie ein Pfeil durch das Gebüsch dem Schlosse zu Amalie hörte ihn unter den Fenstern vorüberlaufen. „Wer läuft da?“ sagte sie zur Gräfin gewendet und stieß das Fenster auf. Sie hörten, wie das Fenster des Dienerzimmers klirrend eingeschlagen wurde. „Rasch, rasch,“ rief die Stimme des Reitknechts, „kommt — helft — dem Grafen ist die Flinte losgegangen — er liegt erschossen im Park!“

Dreizehntes Kapitel.

Im Sommer dieses Jahres klopfte ein junger Kurländer spät abends an die Thüre des Hotels in einem vielbesuchten tiroler Dorf. Er hatte einen zehnstündigen Marsch über die Berge gemacht und war todtmüde. Als ihm die Thüre geöffnet wurde, hörte er in der dunkeln Vorhalle jemand im ausgesprochensten Dialekt seiner Heimat ausrufen: „Erbarme Dich, ist das ein Schweinehund!“ Froh, so unerwartet einen Landsmann gefunden zu haben, und durch die charakteristische Ausdrucksweise desselben höchlichst ergötzt, trat der Fremde näher. „Ich will Hans heißen, wenn Sie nicht der Doktor Berg sind!“ rief

er lachend. Der Angeredete, der bisher mit dem in demüthiger Haltung vor ihm stehenden Wirth verhandelt hatte, wandte sich rasch um. „Guten Tag," sagte er, „sind Sie ein Landsmann?"

„Ja wohl. Erkennen Sie mich nicht?"

„Pfui, nicht die Spur. Es ist ja hier stockrabenfinster. Wer sind Sie?"

Der Fremde nannte seinen Namen.

„Na ja, wir kennen uns. Schön. Können Sie mir bis morgen Abend fünfhundert Gulden geben?"

„Das nicht, aber dreihundert."

„Danke. Hören Sie, Herr Mayr oder wie Sie Schwindler sonst heißen. Ich lege noch baare dreihundert Gulden zu."

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß ich Ihnen die Erlaubniß nicht geben könnte, und wenn Sie mir dreitausend Gulden gäben. Ich habe schon sehr viele Engländer im Hotel, und ich erwarte noch mehr. Ich würde sie alle verlieren."

„Hol' Sie der Teufel! Kommen Sie." Der Doktor nahm den Arm des Fremden und stieg mit ihm die Treppe hinauf. „Was haben Sie nur?" fragte dieser oben und blieb auf dem durch eine Oellampe nur spärlich erhellten Korridor stehen.

„Haben Sie schon Ihr Zimmer?" fragte der Doktor.

„Zwei Stiegen höher," erwiderte der Wirth, der ihnen gefolgt war.

„Schön, kommen Sie."

Sie stiegen noch zwei Treppen hinauf und betraten ein kleines Zimmerchen. Der Wirth steckte eine Kerze in Brand und fragte, ob die Herrschaften noch etwas wünschten. Der Fremde verlangte eine Flasche Wein. „Sie trinken doch mit?" fragte er.

„Na ja, meinetwegen."

Als der Wirth das Zimmer verlassen hatte, fragte der Fremde wieder: „Was haben Sie nur, Doktor?"

Der Doktor ging mit schweren Schritten ein paar Mal auf und ab, schneuzte sich und fuhr sich mit seinem rothseidenen Taschentuch über die Augen.

„Kennen Sie die Rotenhöffsche Frau?" fragte er und blieb vor

dem Fremden stehen. Das Licht der Kerze schien ihm hell ins Gesicht, das roth und entstellt aussah.

„Bester Doktor," erwiderte der Gefragte, „es gab eine Zeit, in der ich von jeder —schen Frau wußte, wer sie war; aber ich bin so lange aus der Heimat fort, es sind mittlerweile so viele Rotenhöfsche Frauen Schwarzenhöfsche geworden und umgekehrt, und so viele junge Frauen an die Stelle ihrer Mütter oder Schwiegermütter gerückt, daß ich nicht mehr Bescheid weiß. So viel mir erinnerlich ist, gehörte Rotenhof früher einem Polderkamp, der auf der Jagd verunglückte, und dieser hatte es von einem Fremden gekauft, Hamilton oder Douglas, was weiß ich."

„Na ja, Campbell hieß er, und er hat es nicht verkauft, sondern seiner Tochter mitgegeben. Aber einerlei."

Der Doktor machte wieder ein paar Schritte, setzte sich dann auf das Bett, stützte den Arm auf das Knie und legte den Kopf auf die Hand. „Die Sache ist die," sagte er. „Wir waren mit den alten Campbells, der Gräfin Polderkamp und den jungen Gräfinnen in Innsbruck. Von dort aus machten die Gräfin und ich einen Ausflug in die Berge hierher. Vor zwei Stunden ungefähr starb die Gräfin. Ich habe einen Boten auf die Telegraphenstation geschickt, aber sie können trotzdem nicht vor morgen Mittag hier sein. Nun verlangt dieser Hundesohn von Wirth, daß die Todte aus dem Hotel geschafft wird. Ich war so wüthend, daß ich noch nicht begreife, wo ich die Selbstbeherrschung herbekam, und ihn nicht zu Boden schlug. Na ja! Wer will auch an einer Leiche Streit haben!"

Der Doktor warf sich auf das Kissen und schluchzte laut.

Der Fremde war tief erschüttert. „Aber, bester Doktor," sagte er, „der Mann wird doch nicht verlangen, daß Sie die Todte ins Freie schaffen?"

Es währte eine Weile, bis der Doktor sich so weit gefaßt hatte, daß er antworten konnte. „Nein," sagte er, „er will sie in eine Scheune bringen — mein Inachen in eine Scheune! Daß Gott erbarm — als ob sie im Leben noch nicht genug gelitten hätte!"

Der Fremde erbot sich, mit dem Doktor bei der Todten zu wachen. Der Doktor erhob sich, wischte sich mit dem Tuch die Thränen aus den Augen und sagte: „Kommen Sie, Sie sind ja ein Landsmann; gegen Sie wird auch Amalie nichts haben." Sie stiegen lang-

sam die knarrenden ächzenden Treppen hinab. Der Doktor öffnete in der ersten Etage eine Thüre, uno beide traten ein.

Eine große, finster blickende Frau trat ihnen entgegen.

„Der Herr ist ein Landsmann, Amalie," sagte der Doktor lettisch, „und er wird uns helfen, der gnädigen Frau die letzte Ehre anthun." Der Name des Fremden war Amalie bekannt. „Gottlob, endlich einmal einer von uns unter diesen Deutschen und Heiden!" rief sie ebenfalls lettisch.

Es war ein großes dreifenstriges Zimmer. In der Mitte stand ein Bett, und auf diesem lag, ganz in weiße Tücher gehüllt, die Todte. Rechts und links vom Kopfende des Bettes brannten auf kleinen Nachttischchen ein paar Kerzen. Das Gesicht der Todten trug einen unendlich lieblichen, kindlichen Ausdruck; der Fremde hatte nie ein schöneres Antlitz gesehen.

Es wurde leise an die Thüre geklopft. Der Doktor öffnete, und der Wirth und sechs Kellner traten mit einer Tragbahre ein. Sie waren alle im Frack, aber sie hatten die Stiefel abgelegt.

Die Matratze wurde nun vorsichtig aus dem Bett gehoben und auf die Tragbahre gelegt. Amalie sprach ein kurzes lettisches Gebet, dann ging der Wirth mit zwei Lichtern voran, die Kellner hoben die Leiche auf, und der Zug bewegte sich langsam und unhörbar über den Korridor und die Treppe hinab über den Hof in einen scheunenartigen Raum, der im Winter, wenn das Hotel geschlossen war, als Tanzsaal diente. Der Wirth hatte das für die Musikanten bestimmte Podium in die Mitte des Saales rücken lassen, man holte auch das Bett herunter und stellte es auf die Erhöhung. Dann legte man die Todte auf das Bett und stellte kleine Tischchen, auf denen Kerzen brannten, rings um sie her.

Als alles fertig war, wollte der Wirth die Fenster verhängen, aber Amalie stieß ihn zurück. „Die gnädige Frau schläft nicht bei verhängten Fenstern!" Der Wirth zuckte die Achseln und entfernte sich. Amalie verschloß hinter ihm die Thüre, stellte eine Bank neben das Fußende des Bettes und setzte sich darauf. Dann öffnete sie das mitgebrachte Gesangbuch und sang langsam und feierlich ein Todtenlied nach dem anderen. Mitunter zitterte ihre Stimme, und manche Thräne rollte über ihre Wangen, aber sie hielt keinen Augenblick inne.

Der Doktor und der Fremde hatten sich auf die Bank gesetzt, die an den Wänden entlang lief, und flüsterten leise miteinander. „Weß das Herz voll ist, läuft der Mund über." Der Doktor erzählte in jener Nacht dem Landsmann die Geschichte der Gräfin und ihres Gemahls.

„Und was wurde aus der Gouvernante?"

„Mein Gott, die arme Kleine war ja noch so blutjung. Sie hat nachher einen benachbarten Gutsbesitzer geheirathet, seinen Freund, und sie lebt glücklich mit ihm; aber ich glaube nicht, daß sie unseren Grafen vergessen hat. Mein Gott! Wer könnte das auch!"

Als die Sonne aufging, wurde an die Thüre geklopft. Es war ein Telegramm aus Innsbruck eingetroffen. „Sie sind schon unterwegs, Amalie," sagte der Doktor.

Der Fremde erhob sich: „Leben Sie wohl, Doktor." Der Doktor umarmte ihn. „Leben Sie wohl," erwiderte er und wandte sich ab. Amalie ergriff die Hand des Fremden und führte sie an ihre Lippen. „Mit Gott, Herr," sagte sie, mit ihren Thränen kämpfend, „Gott vergelte es Ihnen, daß Sie unserer gnädigen Frau die letzte Ehre angethan haben."

Draußen glühten die Gletscher, und das weiße Eis der Bergspitzen in rothem Licht, während über den Bergwäldern an den Halden und über dem Thal noch die Schatten der Nacht lagen. Der Fremde stieg lange bergauf. Da, wo der Pfad, den er verfolgte, das Thal verließ, blieb er stehen, wandte sich um und blickte nieder auf das Dorf tief unter ihm. Dort — dort unter den rothen Stämmen der Kiefern neben dem weißen Hotel das dunkle Gebäude da war der Raum, in dem der Doktor und Amalie bei der Gräfin wachten.

Rings um ihn blühten rothe Alpenrosen und blauer Enzian, und dort an jenem Stein breitete auch ein Edelweiß die sammetweichen Zweiglein aus. Eine Alpenlerche erhob sich, flatterte singend, jubelnd, jauchzend höher und höher, bis sie hoch über dem Dorf gleichsam still hielt.

Der Fremde hob seinen Stock, der ihm entfallen war, auf und wanderte weiter. Noch ein paar Schritte, nnd ein anderes Thal öffnete sich seinen Blicken; aber er hat jenes erste eben so wenig je vergessen wie — die Geschichte von „unserem Grafen".

Der Korsar.

„Die Wachslichte auf dem Weihnachtsbaum waren herabgebrannt und erloschen, und nur auf den oberen Zweigen flackerten noch ein paar Flämmchen und verbreiteten ein ungewisses, unstätes Licht über die mit weißem Linnen bedeckten Tische, auf denen die Geschenke in malerischer Unordnung umherstanden oder lagen und über die Bänkchen, auf denen die Soldaten der Kleinen noch mit geschwungenem Säbel wieder einander ansprengten oder, hinter dem Baukasten versteckt, auf den Feind lauerten. Die kleinen Besitzer dieser Herrlichkeiten hatte man, mühsam genug, in ihre Bettchen geschmeichelt; die Dienstboten waren mit ihren Kleidern und Jacken, ihren Aepfeln und ihren Pfefferkuchen vergnügt abgezogen; wir Erwachsenen saßen nun ermüdet, aber in jener behaglichen, glücklichen Stimmung, wie sie für den Weihnachtsabend so charakteristisch ist, vor dem Baum und ließen das Fest in uns ausklingen. Es mischt sich doch auch ein Gefühl der Trauer in diese Stimmung. So war denn das Fest, auf das man sich so lange gefreut, auf das man sich Monate lang geschäftig vorbereitet hatte, vorüber. Die etwas dumpfe, heiße Luft, der betäubende Geruch der Tanne und der Wachslichte, die über die Tische und Wände hinhuschenden Schatten stimmten harmonisch zu diesen Empfindungen. Auf Licht folgt Finsterniß, auf Freude — Leid, nur die Vergangenheit gehört uns — die Zukunft ist ungewiß.

Aber wozu diesen Gedanken heute nachhängen? „Hat jemand von uns einmal einen Weihnachtsabend ohne Weihnachtsbaum verbringen müssen?“ fragte ich.

Die übrigen rührten sich ein wenig auf ihren Sitzen und sahen mich an, als ob auch sie durch die laut gesprochenen Worte aus tiefem Nachdenken aufgestört worden wären. Der Doktor Weingärtner, der bisher mit gesenktem Haupt vor sich hingesehen hatte, richtete sich auf,

schlug ein Bein über das andere und nickte uns zu. „Ich bin einmal sagte er — zwar nicht ganz, aber doch beinahe um den Baum gekommen und ich gelangte schließlich nur durch eine seltsame Verkettung der Umstände zu einem solchen."

„Erzählen Sie doch!" bat meine Mutter.

„Gern, gnädige Frau! Ich war als Fuchs in der Universitätsstadt geblieben, weil mein Leibbursche — der jetzige Doktor Braunstein — in einem Duell schwer verwundet worden war und ich ihn nicht verlassen wollte. Die Verwundung erwies sich als weniger gefährlich, als wir befürchtet hatten, und ich bekenne, daß mir mein Uebereifer ein wenig leid that.

Am Weihnachtsabend hatte ich richtiges Heimweh. Braunstein schlief, und im vorderen Zimmer, das nur durch den Schein der vor dem Hause stehenden Laterne erhellt wurde, war es unheimlich still. Ich setzte mich auf das Sopha und ließ meine Gedanken Einkehr halten im Vaterhause. — Dort rüsteten sie sich jetzt, zur Kirche zu fahren. Die Mutter ging noch einmal durch den Saal, um Musterung zu halten und sich zu überzeugen, ob auch nur jedes Geschenk an der richtigen Stelle war; an dem Platz neben der Thüre, die ins blaue Zimmer führt, blieb sie einen Augenblick stehen, fuhr sich mit der Hand über die Augen und ging dann weiter. Schwester Gella, schon in Pelzkappe und Mantel, hatte alle Mühe, die „Krabben" vom Lauern abzuhalten, und mußte ihnen zum hundertsten Mal auseinander setzen, daß Paul nicht kommen würde, gar nicht kommen würde, weil er auf der Hochschule geblieben sei, um zu arbeiten. In der Dienstbotenstube setzte der alten Jürgen, während er an Dianas Behang ordnete, dem Aeltesten auseinander, wie unrecht der „Jungherr" gethan habe, gerade in diesem Jahre nicht nach Hause zu kommen, während man doch nicht bis zur Scheune gehen könne, ohne über einen Hasen zu stolpern.

Draußen scharrten die Pferde den Schnee auf — ach auch der junge Schwarzbraune — und stießen ungeduldig die Schlitten rückwärts, daß die Glocken erklangen. Dann trat der Vater aus seinem Zimmer — ein Gestampf auf der Veranda, ein paar Zurufe — und fort ging es. Nur Hektor war — wie gewöhnlich — zurückgeblieben

und stieß mir nun — wie gewöhnlich — den ungefügen Leib ganz plötzlich und unerwartet wieder das Knie und die warme, feuchte Schnauze an die Hand.

Ich fuhr auf, denn das Warme, Feuchte, das mir da auf die Hand gefallen war, war nicht Hektors Schnauze, sondern eine richtige Thräne, eine solche durfte aber nimmermehr von einem jungen Manne vergossen werden, der eben erst der Ehre gewürdigt worden war, ins Corps aufgenommen zu werden.

Wir wohnten damals gegenüber der Johanniskirche, neben dem Gefängniß. Die Gefangenen mochten auch Heimweh haben, wenigstens sangen sie seit Beginn der Dämmerung ununterbrochen Lieder, deren Worte ich nicht verstehen konnte, deren schwermüthige Melodien aber ganz geeignet waren, in dem Hörer das Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit zu erhöhen.

Da hörte ich plötzlich, daß die Hausthüre aufgestoßen wurde und wieder wuchtig ins Schloß fiel; schwere Tritte stolperten die Treppe herauf, und rauhe Stimmen hoben an: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage. Dann flog die Stubenthüre auf, und drei Burschen polterten herein. Alle drei befanden sich bereits in jenem gefährlichen Stadium, in welchem nicht nur in den Herzen der Eltern, sondern auch in den Kommilitonen die Sorge auftaucht, sie könnten „verbummeln," d. h. aus flotten Studenten lasterhafte Proletarier werden. Die Wildheit, die bei dem Fuchs gefiel, und dem jungen Hause verziehen wurde, erschien jetzt — im dreizehnten und vierzehnten Semester als Roheit und verletzte. Der schlimmste von ihnen war „der Korsar," einer von den Altenhöfschen Tuchs. Er verfügte, wenn er wollte, über die ganze hinreißende Tuchsche Liebenswürdigkeit, aber er besaß auch in vollem Maße den berüchtigten Tuchschen Leichtsinn.

Ich sehe den „Korsar" noch vor mir. Das dicht gelockte braune Haar hing ihm wüst um die hohe Stirn, die großen blauen Augen blickten starr ins Leere, die riesige Gestalt schwankte haltlos hinüber und herüber. Alle drei waren total betrunken.

Ich sprang bei dem Eintritt der wilden Rotte entsetzt auf, denn ich fürchtete, daß sie Braunstein erschrecken könnten. St! St! rief

ich, um Gottes willen, seid still! Ihr wißt doch, daß „der Dunkele" — so nannten wir Braunstein — krank im Bett liegt.

Ruhig, Fuchsgesicht! donnerte mir „der Korsar" zu. Ein Fuchs spricht nur, wenn er gefragt wird. Heraus mit der Weihnachtskiste, daß wir sehen, was die Mama dem Mutterföhnchen zugedacht hat! Her damit! Weißt Du nicht, was ein Fuchs zu thun hat, wenn drei alte — alte — Herren ihm die Ehre anthun — Ehre anthun — Thee bei ihm zu trinken?

Liebster Korsar, bat ich flehentlich, die Weihnachtskiste kann ich Euch nicht geben, sie ist — auf Wort — noch nicht angekommen, aber seid nur still und geht zu Refeld hinüber, ich will dafür sorgen, daß es Euch an Getränken nicht fehlen soll.

Dummes Zeug. Refeld kann herkommen. Hinübergehen — Refeld herholen.

Laß Sie nur herein! rief Braunstein aus dem Nebenzimmer, und alle drei eilten an sein Bett. Ich war in Verzweiflung. Einen Augenblick dachte ich daran, jedem von ihnen einen „dummen Jungen" an den Kopf zu werfen, aber der Respekt, den der Fuchs immerhin vor so alten Häusern hatte und eine natürliche Scheu vor dem besten Schläger und Schützen der Universität, der überdies in dem Ruf stand, von seinen Fertigkeiten vorkommenden Falls schonungslos Gebrauch zu machen, hielten mich davon zurück. Mein Protest aber mußte umsomehr unbeachtet bleiben, da auch „der Dunkele," der sich im Bett langweilte, darauf bestand, daß ich das Material zu einem Gelage herbeischaffen sollte. So blieb mir denn nichts übrig, als zu gehorchen. In kurzer Zeit entwickelte sich am Bett meines Kranken eine solenne Kneiperei.

Ich weiß nicht, ob „der Korsar' heute besonders wüst war oder ob die Umstände mein Auge schärften, genug, ich gewann die feste Ueberzeugung, daß er ein Verlorener sei, und ich empfand das überaus schmerzlich. Der Eindruck war ein tiefer und bleibender. Wenn ich nachher nie wieder zu viel getrunken habe, so verdanke ich es jener Stunde am Weihnachtsabende, wo wir, in Tabaksrauch gehüllt, uns von den Dreien von Streichen erzählen ließen, die mehr durch die Kraft in der Roheit, als durch Laune und Witz imponirten.

So vergingen ein paar Stunden. In den Straßen war mittlerweile auch der letzte Laden geschlossen worden, die auf der Hochschule zurückgebliebenen Kommilitonen saßen corpsweise zusammen auf ihren Kneipen, alles Leben hatte sich in die Häuser zurückgezogen. Als das letzte Glas Bier ausgetrunken und der letzte Tropfen Grog in den Kehlen der unermüdlichen Zecher verschwunden war, verlangte „der Korsar" nach mehr. Ich weigerte mich entschieden, noch neues Getränk herbeizuschaffen. Jetzt nannte „der Korsar" mich einen „dummen Jungen," aber der Dunkele nahm sich meiner an und zwang ihn, die Beleidigung zurückzunehmen und sich zu entschuldigen. Wenn Ihr übrigens glaubt, mich nun losgeworden zu sein, so seid Ihr schief gewickelt, sagte er, ergriff eine Kerze und schwankte zur Thüre hinaus.

Da ich seine Absicht errieth, so folgte ich ihm, um eventuell Unheil zu verhindern.

„Der Korsar" wußte, daß hoch oben unter dem Dach unsere Aufwärterin wohnte. Sie war eine stille, vom Leben gebrochene Frau, die einst als Kammerjungfer bei einer vornehmen Herrschaft bessere Tage gekannt, dann als älteres Mädchen einen Trunkenbold geheirathet hatte und sich jetzt, nach des Mannes Tode, durch Aufwarten bei Studenten mühsam genug durchs Leben schlug. Als „der Korsar" die letzte Treppe erstiegen hatte und nun lärmend über den dunkeln Bodenraum stolperte, der zu der Wohnung der Frau führte, wurde die Thüre rasch geöffnet, und die Gesuchte trat heraus. Lieber Herr, bat sie flehentlich, sagen Sie mir, was Sie hier wollen. Meine Kleine liegt krank im Bett — sie könnte erschrecken.

Der leidende Gesichtsausdruck der Frau, ihre gebrochene Haltung und ihre sanfte Stimme mußten einen tiefen Eindruck auf „den Korsar" machen. Er blieb wenigstens stehen und sah die Frau prüfend an. Ist das wahr? fragte er in gänzlich verändertem Tonfall. Gewiß, gnädiger Herr, war die Antwort, die Kleine ist wach; wenn Sie leise auftreten, können Sie sich selbst überzeugen.

„Der Korsar" zog sich die Stiefel aus und folgte der Voranschreitenden. Er ging wunderbarer Weise ganz gerade. In dem Zimmerchen sah es unendlich ärmlich aus. Ein Bett mit einer vielfach geflickten Decke stand unter der schräg abfallenden Wand, da-

neben ein Bettchen. Dann noch ein Tisch, eine alte Kommode, ein paar Stühle, deren aus Binsen geflochtene Sitze halb durchgesessen waren — das war alles.

Als wir eintraten, richtete sich eine kleine abgemagerte Gestalt in dem Bettchen auf, und eine Kinderstimme rief fragend: Mutter? Die Frau stellte den Leuchter, in dem ein dünnes Talglicht brannte, auf den Tisch und „der Korsar" neigte sich zu der Kleinen herab. Wie geht es, kleines Frauenzimmerchen? fragte er. Er fragte so freundlich, daß die Kleine nicht im mindesten erschrak.

Gut, antwortete sie.

„Der Korsar" nahm sich einen Stuhl und setzte sich. Hast Du denn auch schon einen heiligen Christ gehabt, kleines Frauenzimmerchen? fragte er weiter, indem er mit der Linken ihre Hand ergriff und die Rechte darüber legte, als wenn er ihre Hand erwärmen wollte.

Die Kleine schüttelte den Kopf. Nein, gnädiger Herr, erwiderte die Mutter für sie, ich bin zufrieden, wenn ich uns unser täglich Brot schaffen kann.

„Der Korsar" schüttelte den Kopf. Würdest Du denn nicht gern einen heiligen Christ haben? fragte er.

O ja, erwiderte die Kleine, und sah aus ihren großen, blauen Augen zutraulich zu ihm empor.

So? Nun, dann warte noch ein Stündchen, mein Kind. Dann kommt der heilige Christ auch zu Dir.

Die Mutter, die an ein Trinkgeld denken mochte, wehrte ab, aber „der Korsar" fuhr der Kleinen streichelnd mit der Hand über das flachsblonde Haar. Warte nur noch ein wenig, kleines Frauenzimmerchen, sagte er. Ich gehe jetzt fort, um mit dem heiligen Christ zu sprechen. Was er mir dann für Dich giebt, bringe ich Dir mit.

Damit stand „der Korsar" auf, zog sich schweigend die Stiefel an, welche die Frau hereingebracht hatte, und ging dann, ohne auf die Worte der Mutter, die ihn bat, sich doch nicht ihretwegen Ausgaben zu machen, die Treppe hinab. Unten wandte er sich jäh zu mir um und sagte: Willst Du einen Lumpen sehen, Fuchs? Da, sieh mich an. Da verschlemme ich großer starker Mann, was mir mein guter Vater gibt, und hier oben sitzt dieses schwache, hilflose Weib

und kann mit all ihrem Fleiße ihrem kranken Kindchen nicht einmal einen Weihnachtsbaum schaffen. Aber das kleine Frauenzimmerchen soll einen so schönen haben, als wenn es ein Grafenkind wäre. Jetzt gehst Du hinein und holst mir meine Mütze und meinen Paletot.

Als wir auf die Straße traten, waren alle Läden geschlossen. Aber „der Korsar" war nicht der Mann dazu, um sich durch solche Hindernisse abhalten zu lassen. Wir fuhren einfach vor die Privatwohnung des betreffenden Kaufmanns, und „der Korsar" brachte es durch klug berechnete Höflichkeit und Schmeichelei oder auch durch Grobheit und Drohungen dahin, daß der Betreffende sich entschloß, uns in seinen Laden zu begleiten und denselben für uns zu öffnen. „Der Korsar" war eben unwiderstehlich. Als wir wieder vor unserem Hause hielten, war unser Schlitten voll von Kleidern und Kleidchen und Spielsachen. Wir hatten überdies einen kleinen Baum, Lichte, Aepfel und vergoldete Nüsse.

Gieb einmal Acht, was das kleine Frauenzimmerchen für Augen machen wird, sagte „der Korsar," und sah mich so glücklich an, wie ein Junge, dem der beabsichtigte lustige Streich gelingt.

Oben verband er der Kleinen die Augen. Dann faßten wir beide fröhlich an, und in kurzer Zeit war die Bescheerung fertig. Als die Lichte auf dem Bäumchen hell brannten und das Stübchen taghell erleuchteten, lehnte die Mutter den Kopf an die Wand, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich, die Kleine aber, die „der Korsar" vorher sorglich in einen mitgebrachten Plaid gewickelt hatte, schlug ihr mageres Aermchen zutraulich um seinen Nacken und jauchzte laut.

„Der Korsar" hielt sie bald auf dem Schoß wie ein zärtlicher Vater sein Töchterchen und erklärte ihr, wozu alle die schönen Sachen gut seien. Als die Lichte herabgebrannt waren, legte er die Kleine zugleich mit der Puppe wieder ins Bettchen, steckte ihr die Decke ein und breitete das Plaid über sie aus. Dann küßte er sie auf die Stirn und sagte: Und nun schlafe, Du kleines Frauenzimmerchen! Gottes Engel wachen an Deinem Bettchen. Ich werde morgen wiederkommen, und ich werde Dich überhaupt nie vergessen, denn ich bin Dir viel Dank schuldig.

Ach Herr, rief die Mutter, indem sie nach seiner Hand griff, um sie zu küssen, wie soll ich Ihnen danken!

„Der Korsar" entzog ihr die Hand, aber er klopfte ihr freundlich auf die Schulter. Liebe Frau, sagte er, ich wünschte, ich könnte mehr für Sie thun. Und dann zu mir gewandt: Komm!

Wir stiegen schweigend die Treppen hinunter. Kommst Du nicht noch herein, „Korsar?" fragte ich vor unserer Thüre.

Er blieb stehen und sah mich aus seinen großen Augen ernst an. Das Licht der Kerze fiel ihm hell ins Gesicht, und sein edles Antlitz erschien mir so schön wie nie zuvor.

Du mußt mich nicht mehr „Korsar" nennen, sagte er. Ich will nicht mehr schlemmen, während solche kleine, schwache Frauenzimmerchen hungern und frieren. Du kannst mich einen Schurken nennen, wenn Du mich jemals wieder betrunken siehst.

Damit ging er."

Hier schwieg der Erzähler. Das letzte Lichtstümpfchen am Baum flackerte noch einmal hell auf und fiel dann herab, nur das unruhige Licht des Kaminfeuers im Nebenzimmer erhellte noch den Raum.

„Und was ist aus Ihrem Freunde geworden?" fragte meine Mutter.

„Er ist der berühmte Advokat Tuch in M.," war die Antwort.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Biblioteka Główna UMK
300046523372

Biblioteka Główna UMK
300046523372